Briefe und Berichte

des

Generals und der Generalin von Riedesel

Friederike (Charlotte Luise) (von Massow)

während

des nordamerikanischen Kriegs

in

den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben.

Freiburg i. B. und Tübingen 1881.
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck).

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Dies Buch war zuerst im Jahre 1799 in einer Ausgabe erschienen, welche einer der Schwiegersöhne Riedesel's, der Graf Heinrich XLIV. Reuß-Köstritz, der Familie und den Freunden gab; es ward dann im folgenden Jahre in einer verkäuflichen von dem bekannten Buchhändler Spener herausgegeben. Auch diese ist längst vergriffen und selten geworden, und so hat das Buch das Loos mancher vortrefflichen Schriften erfahren: es war vergessen. Aber wenn auch alt und vergessen, veraltet ist sie mit nichten diese naive und heitere Darstellung des muthigen Sinns, der ernsten Pflichttreue und des innigen Gottvertrauens, das sich nicht in frommen Worten spreizt, aber in schlichten Thaten immer von neuem bewährt. Es ist als ob Kant's Pflichtenlehre und Friedrich's des Großen Vorbild sich in diesem reinen deutschen Frauengemüth spiegelten. Und darum ist den deutschen Frauen zunächst das Buch gewidmet.

Noch andern Werth neben dem persönlichen haben diese Briefe. Sie zeigen, daß in dieser Epoche, die

man jetzt als durchweg gottlos, unsittlich und frivol zu schildern liebt, doch auch nicht allein unter den Männern der Wissenschaft und in den bürgerlichen Kreisen, auch unter den Vornehmen die der großen Welt angehörten, die edelsten reinsten Menschen lebten.

Und endlich: wir schöpfen hier die historische Wirklichkeit aus der frischesten Quelle. Denn die subjective Färbung, die ein Mitlebender und Mithandelnder unbewußt seiner Erzählung giebt, thut sicherlich der Wahrheit weniger Eintrag als die Darstellung mancher den Ereignissen fernstehenden Historiker, die doch unwillkürlich Partei nehmen.

Der Name des Generals Riedesel wurde zwar in seiner Zeit oft und ehrenvoll genannt, aber die Fülle großer Ereignisse am Ende des vorigen und im Beginn unsres Jahrhunderts haben ihn in den Hintergrund gedrängt. Auch führte ihn sein Geschick in den Dienst deutscher Kleinfürsten, wo alles Tüchtige das er leistete, für Deutschland wirkungslos blieb und nur den Fremden zu gute kam, denen diese Fürsten ihre Truppen verkauften. So stellte ihn sein Loos im Amerikanischen Freiheitskriege auf die Seite, der wir abgeneigt sind, und es verflocht ihn in die Capitulation von Saratoga, welche für den Englischen Heerführer Bourgoyne so unehrenvoll war, und in eine jahrelange Kriegsgefangenschaft.

Um so mehr bedarf es einiger biographischen Nachrichten, um dem Leser vorweg zu zeigen, wie würdige und ausgezeichnete Menschen es waren, die

sich ihm hier vorstellen. Die Thatsachen — aber nicht die Meinungen — sind aus der Lebensbeschreibung Riedesel's von M. von Eelking entnommen, die in ihren drei Bänden auch die ausführliche Geschichte der Kriege enthält.

Friedrich Adolf von Riedesel Reichsfreiherr zu Eisenbach aus einem altadligen, reich begüterten aber auch weit ausgebreiteten Geschlecht, dessen Stammsitz das Städtchen Lauterbach in Oberhessen ist, war 1738 geboren. Sein Vater gab ihn in das Haus eines Landpredigers, wo er wenig Kenntnisse erwerben konnte; dennoch wurde er, fünfzehnjährig, auf die Universität nach Marburg geschickt die Rechte zu studieren, an denen er beim Mangel gründlicher Vorbildung wohl wenig Freude finden konnte. Desto mehr zog ihn das Soldatenwesen an, das sich ihm in glänzender Form zeigte. Zu Marburg stand ein Hessisches Bataillon; der Kattische Volksstamm hat zu allen Zeiten kriegerische Neigungen gehabt, und so verlockte auch die Schönheit und prächtige Ausrüstung dieser Soldaten den jungen Rechtsbeflissenen von seinem Wege, er war mehr auf dem Exercierplatz als in den Vorlesungen über Pandecten zu finden. Den Officieren, mit denen er bald bekannt wurde, gefiel er; den Aufforderungen in den Dienst zu treten durfte er ohne seines Vaters Genehmigung nicht folgen, der selber ein Jurist ihn zum Beamten bestimmt hatte. Diese Schwierigkeit wurde dadurch beseitigt, daß der Major, der das Bataillon führte,

ihm versicherte, er sei mit dem Vater bekannt und habe dessen Einwilligung schriftlich erbeten und erhalten. Dies war eine Lüge. In welcher Weise damals die Soldaten „geworben" wurden, ist allbekannt, aus Riedesel's Beispiel lernt man, daß auch Officiere zuweilen eingefangen wurden. Der Vater strafte den getäuschten arglosen Sohn, indem er ihm jeden Zuschuß versagte.

Bald darauf, im Jahre 1755, wurden Hessische Truppen nach England vermiethet — das Vorspiel des späteren Verkaufs im Amerikanischen Kriege. Riedesel's Bataillon wurde in der Nähe von London einquartiert. Er machte die Bekanntschaft Englischer Officiere, und begann sich seiner Unwissenheit zu schämen. Tüchtig und klug wie er war, lernte er eifrig und schnell Englisch und Französisch und suchte weitere Fortschritte zu machen; allein bald nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs sandte die mit Preußen verbündete Englische Regierung die Hessischen Truppen nach Deutschland zurück, wo sie zu der unter Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehenden „alliirten Armee" stießen. Der Herzog (im Braunschweigischen wie im Sächsischen Fürstenhause führten auch die nicht regierenden Prinzen den Herzogstitel) forderte einige junge Officiere für seinen Stab; von den Hessischen Truppen wurde der Fähnrich Riedesel geschickt; er gewann durch ungewöhnliche Tüchtigkeit schnell des berühmten Heerführers Gunst. Nach der Schlacht von Minden 1759 wurde er als

Ueberbringer der Siegesbotschaft an seinen Landesherrn nach Kassel gesandt, zum Lohn beförderte ihn der Landgraf vom Fähnrich zum Rittmeister. Das Vertrauen des Herzogs Ferdinand zu dem jungen Officier wuchs immer mehr, er ward was wir heute Generalstabsofficier nennen, er hatte die alten Obersten und Generale in Ferdinand's Sinn und Auftrag zu leiten und zu lenken, die Recognoscirungen, der Vorpostendienst, gelegentlich auch das Verpflegungs- und Spionen-Wesen waren ihm anvertraut, und in all diesen schwierigen Geschäften bewies er soviel Tüchtigkeit und Gewandtheit, daß sogar Friedrich der Große im Jahre 1760 ihm Preußische Dienste antragen ließ, was der König bekanntlich selten that. Allein Riedesel lehnte aus Anhänglichkeit an seinen Feldherrn und wohl auf dessen Wunsch den ehrenvollen Antrag ab. In späteren Jahren mag er das wohl bedauert haben, als er sich von der Wirksamkeit in einem großen vaterländischen Heere ausgeschlossen und zum Söldner fremder Herren erniedrigt sah.

Nicht minder ehrenvoll für ihn als diese Auszeichnung von Seiten des großen Königs ist die warme Freundschaft, die ihm der Rittmeister Günther widmete, der nachher durch unvergleichliche Tapferkeit, Gewandtheit und Pflichteifer berühmte General.

Aber im Hessischen Dienst wurde Riedesel mit derselben Launenhaftigkeit, die ihn einst einen Grad in der Rangfolge hatte überspringen lassen, nun bei der Beförderung übergangen; es scheint, nach den

Ansichten des Hessischen Landgrafen konnte ein höherer Grad nie verdient, nur aus Gnade verliehen werden. Riedesel trat daher 1761 in Braunschweigischen Dienst, vom Rittmeister gleich zum Oberstlieutenant aufsteigend, also abermals einen Grad überspringend; der Herzog Ferdinand hatte dies bei seinem Bruder dem regierenden Herzog Karl ausgewirkt. Riedesel erhielt, erst dreiundzwanzig Jahre alt, die Führung des neugebildeten Husaren-Regiments.

Friedrich der Große hatte dem Heere des Herzogs Ferdinand den Präsidenten von Massow, der später Minister wurde, als Commissar beigegeben. Dieser nahm seinen Wohnsitz in Minden, begleitet von seiner Familie. Als das Hauptquartier während des Winters 1759 und 1760 in Minden war, gewann die zweite Tochter Friederike, gewöhnlich Fritzchen genannt, Riedesel's Herz. Aber erst als der Friede gesichert war, am Schlusse des Jahrs 1762 fand die Hochzeit statt, zu Neuhaus im Hauptquartier des Herzogs, der es sich nicht hatte nehmen lassen sie prachtvoll zu feiern.

Riedesel kam nach Wolfenbüttel in Garnison, er kaufte ein Haus und verlebte eine Reihe von Friedensjahren in ruhigem Glück, das nur durch den Tod der erstgebornen Kinder getrübt ward. Als dann das Husaren-Regiment der Ersparniß wegen aufgelöst wurde, kam er als General-Adjutant des Herzogs nach Braunschweig; später erhielt er als Oberst wieder die Führung eines neugebildeten Dragoner-Regiments in Wolfenbüttel.

Im Jahre 1775 betrugen die Schulden des Herzogs Karl, die Folgen seiner maaßlosen Verschwendung, 12 Millionen Thaler; das kleine Land mit seinen 150,000 Einwohnern vermochte die Zinsen nicht aufzubringen. Der Erbprinz und Mitregent, Karl Wilhelm Ferdinand, welcher die den väterlichen entgegengesetzten Neigungen hegte, bewirkte, daß zur Schuldentilgung die Braunschweigischen Truppen den Engländern zum Kriege gegen die empörten Amerikanischen Kolonien vermiethet wurden. Man weiß aus dem Werke von Fr. Kapp, wie Friedrich der Große über diese Soldaten-Verkäufe dachte.

Die Braunschweigische Brigade bestand aus zehn Bataillonen und den Dragonern, die aber auch zu Fuß dienten, zusammen 4300 Mann; es ergab sich von selbst, daß die Führung dem ausgezeichneten und kriegserfahrenen jungen Obersten Riedesel — er war 38 Jahre alt und wurde am Tage des Ausmarsches zum Generalmajor ernannt — anvertraut wurde. Er verließ Braunschweig am 22. Februar 1776 mit den Truppen. Die Gatten hatten beschlossen, daß Frau von Riedesel sobald ihr bevorstehendes Kindbett es gestattete, mit den Kindern folgen sollte. Sie reiste am 10. Mai ab. Das älteste 1771 geborene Töchterchen Gustchen war also fünfjährig, das zweite 1774 geborene Fritzchen zwei Jahr alt, die neugeborene Karoline zehn Wochen. Gewiß, solche Reise zu jener Zeit war ein heroisches Unternehmen. Und weil Frau von Riedesel den Anordnungen des Generals

gehorsam nicht allein reisen wollte, wurde sie von einer Gefährtin den ganzen Sommer in England hingehalten, und mußte dann auch den Winter dort verleben, so daß sie erst am 11. Juni 1777 in Quebec landete, also länger als ein Jahr unterwegs war.

J. F.

Erster Brief.

Vom General Riedesel an seine Frau.

Leifert, den 22. Februar 1776.

Liebste Frau! Nie habe ich mehr gelitten als heute früh bei meiner Abreise. Mein Herz brach mir, und hätte ich zurück gekonnt, wer weiß was ich gethan hätte! Aber, meine Liebe, Gott hat mir diesen Beruf gegeben, ich muß ihm folgen; Pflicht und Ehre verbinden mich dazu, man muß sich also trösten und nicht murren. Auch beunruhigt mich nichts als Deine Gesundheit und das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägst, und alles was die Pflege Deiner Person und unserer lieben Töchter Gesundheit betrifft. Nimm ihrer auf's sorgfältigste wahr! ich liebe sie auf's zärtlichste.

Ich bin glücklich bis hieher gekommen, und befinde mich wohl, obgleich äusserst ermüdet, weil die Seele diese Tage her so viel gelitten hat. Ich hoffe inzwischen auf einen erquickenden Schlaf und wünsche ihn Dir auch.

Ich bin heute Abend zum Generalmajor ernannt worden; also, meine Frau Generalin, erhalte Deine Gesundheit, daß Du mir gleich nach Deinen glücklichen Wochen folgen könnest!

Zweiter Brief.

Von Ebendemselben.

Gifhorn, den 23. Februar 1776.

Da bin ich glücklich ohne Unfall bis nach Gifhorn gekommen, und gottlob ohne Desertion. Ich würde die Nacht gut geschlafen haben, wenn meine Seele nicht zu sehr mit Dir und meinen lieben Kindern beschäftigt gewesen wäre. Ja, Du hast, liebe Frau, nicht gemerkt, und auch nicht merken sollen, was ich diese letzten vier Wochen gelitten habe, und wie viel es mich gekostet, Dir meinen Kummer zu verbergen. Mein Geist hat von der Arbeit nicht gelitten, denn die bin ich gewohnt; aber von Traurigkeit und Kummer. Nun wohlan! es ist überstanden. Gott hat es so gewollt, sein Wille geschehe!

Ich zweifle nicht, es wird möglich sein, daß Du mir folgest. Komm nur glücklich nieder, pflege Deiner Gesundheit und wage nicht zu viel mit den zu jungen Kindern! Ich denke, daß die Aelteste die Reise gut

aushalten werde, wie auch Fritze; aber die Jüngste oder den Jüngsten mußt Du nicht zu sehr der Gefahr aussetzen und nicht aus zu großer Zärtlichkeit zu viel wagen. Besser ist's sich von einem geliebten Kinde trennen, als sich seinen frühzeitigen Tod vorzuwerfen zu haben.

Zweitens, mußt Du nicht eher abreisen, als bis Du meine ersten Briefe aus Amerika erhalten haben wirst, damit Du wissest wo ich sei. Drittens endlich, mußt Du Dir gute Empfehlungs-Schreiben nach England geben lassen, damit Du mit Bequemlichkeit daselbst sein könnest, und kleine Tagereisen machen und die Kinder nicht zu sehr der Luft aussetzen.

Dritter Brief.

Von Ebendemselben.

Haukenbüttel, den 25. Februar 1776.

Heute früh, liebe Frau, habe ich Deinen ersten Brief erhalten; gottlob, daß ich daraus ersehen, daß Du wohl bist und angefangen hast Dich darin zu ergeben, was meine Pflicht und der göttliche Wille von mir gefordert hat. Fahre so fort, und bete zu Gott, so wird er Dir die nöthige Kraft geben alles zu ertragen. Ich befinde mich gottlob sehr wohl,

aber den Schlaf muß ich noch entbehren und mein Herz ist mir noch schwer. Du fehlst mir und meine lieben Kinder. Was sagt Gustchen? und was macht Fritzchen? Grüße vielmals Madame Paasch und ihre Tochter von mir, und sage letzterer, sie sollte mir einen Brief schreiben, den Du nicht lesen sollst, über Deine Gesundheit und die Lage Deines Gemüths!

Küsse auf's zärtlichste Gustchen und Fritzchen von mir und sei versichert, daß ich stets bin ...

Vierter Brief.

Von Ebendemselben.

Amelinghausen, den 29. Februar 1776.

Ich will Dir in wenig Worten mein Tagebuch machen. Du weißt daß ich den 22. in Leifert, traurig, nachdenkend und ermüdet war und doch nicht schlafen konnte.

Den 23. war ich bei kaltem und schlechtem Wetter in Gifhorn, wo ich beim General Bremer gegessen habe.

Den 24. zu Haukenbüttel, wo wir Rasttag hatten.

Den 25. und 26. in Driestädt. Ich ging mein Regiment Dragoner zu besehen, welches auf dem Gute eines Herrn von Grote lag.

Den 27. kam ich nach Ebsdorf, und den 28. nach Amelingshausen. Ich besah mein Infanterie-Regiment und kam erst Abends um 11 Uhr hieher.

Seit gestern habe ich mein Regiment Dragoner bei mir und werde es auch bei mir behalten bis nach Stade, wo wir den 5. März ankommen werden. Heute werde ich wieder einen großen Tisch haben. Unser gewöhnlicher Tisch ist von 12 Personen. Die Tage da wir auf dem Marsch sind, haben wir 5, und die Rasttage 6 Schüsseln. Die Küchenausgabe ist einen Tag in den andern gerechnet ½ Louisd'or.

Hier hast Du einen Brief an Gustchen und Fritzchen, welche ich zärtlich umarme, und mit Herz und Seele auf immer ganz der Deinige bin.

Fünfter Brief.

Von Ebendemselben.

Stade, den 3. März 1776.

Ich schreibe Dir dieses, zwar in großer Müdigkeit, aber mit sehr fröhlichem Herzen über die glückliche Einschiffung des Regiments Dragoner und der Grenadiere. Um 7 Uhr fing man an die Mannschaft einzuschiffen, und in weniger als 3 Stunden war kein Mann mehr in der Stadt, alles war auf der Elbe

$1\frac{1}{2}$ Stunden von hier. Die Ausfahrt in Kähnen hier aus der Stadt war das schönste Schauspiel, das man nur sehn konnte. Alles war zufrieden und fröhlich, und man kann hier in der Stadt nicht genug die Ruhe, mit welcher die Einschiffung geschahe, und die gute Aufführung der Truppen während ihres hiesigen Aufenthaltes rühmen. Morgen kommt das Regiment Prinz Friedrich und das meinige hieher, aber ich weiß noch nicht wann sie eingeschifft werden, weil noch die Hälfte unserer Schiffe fehlt und man nicht weiß, wann sie kommen, da ihre Equipage noch nicht bereit war, als die welche hier sind, von England absegelten.

Ich glaube also, daß ich wenigstens noch 8 Tage in der Stadt bleiben werde. Ich bekomme einen guten Officier mit auf mein Schiff, den Kapitaine Foy, den Du Dich erinnern wirst in Minden gesehn zu haben. Er war Officier von der englischen Artillerie und ein sehr großer Mann. Dieser Foy hat eine Amerikanerin zur Frau, welche jetzt in England ist. Er hat Lust seine Frau nach Amerika kommen zu lassen, sobald es etwas ruhiger wird, und es würde ihm sehr lieb sein, wenn sie Dich dahin begleiten könnte, aber nicht eher als bis ihm und mir bewußt sein wird, wo wir sein werden.

Dieser Foy wird bei mir bleiben bis wir glücklich in Amerika angelangt sind, und er beschreibt mir unsere Ueberfahrt wie eine Kleinigkeit. Das Schiff, auf welches ich hier kommen werde, ist die

Pallas, ein sehr gutes Schiff, aber mit einer etwas kleinen Kajüte für 7 Officiere, die ich genöthigt sein werde bei mir zu behalten. Dafür verspricht mir aber Foy, daß ich von Portsmouth aus auf ein Kriegs-Schiff und noch dazu auf ein großes kommen werde. Ich habe heute alle hier befindlichen Schiffe besehen.

Doch genug von mir, liebste Frau; nun von Dir, die mich mehr interessirt als ich selbst. Ich hoffe, daß Du Dich nun von Deiner Niederkunft völlig erholt haben und gegen April marschfertig sein wirst.

Sechster Brief.

Von Ebendemselben.

Stade, den 18. März 1776.

Liebe Frau! Hier bin ich auf dem Punkt mich einzuschiffen, mit völliger Ergebung in die göttliche Gnade, die mich allenthalben so liebreich als bisher leiten wird. Erschrick nicht über diese Nachricht und glaube, daß man es auf einem Schiffe recht gut hat! Ich habe sehr gute Gesellschaft, und wenn ich auf die englische Küste komme und daselbst auf ein Kriegs-Schiff versetzt sein werde, so werde ich es noch besser haben.

Es bleibt denn also beschlossen, daß Du nach

Plymouth gehst, sobald es Deine und unsers neugebornen Töchterchens Karoline Gesundheit erlaubt, und daß Du daselbst meine weitere Nachrichten aus Amerika erwarten wirst. Sei nicht ungedulig! Gott liebt uns zu sehr, um uns nicht sobald als möglich wieder zu vereinigen.

Mein Bruder wird noch morgen mit mir essen und dann ist alles vorbei; das ist noch ein trauriger Zeitpunkt für mich. Umarme unsere Kinder, ja, unsere lieben Kinder, von meinetwegen! Das Schiff erwartet mich, ich muß fort. Lebe wohl! Liebe mich stets! erhalte mir Deine mir so theure Gesundheit und bleibe versichert, daß ich auf immer ganz der Deinige bin!

Siebenter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, den 21. März 1776.

Hier liegen wir noch ruhig vor Stade wegen widrigen Windes, also muß man Geduld haben. Doch werden wir heute Mittag nach Fryburg ohnweit Glückstadt fahren, wo wir bessern Wind abwarten wollen, um in See zu gehn und nach England überzuschiffen. Inzwischen leben wir vergnügt, und um

mein Glück vollkommen zu machen fehlest Du nur, denn ich bekenne, daß ich ein großes Verlangen habe, Dich wieder zu sehen. Zu Deiner Unterhaltung schicke ich Dir hier ein Tagebuch, wie wir unsere Zeit zubringen.

Erstlich haben wir eine Kajüte ohngefähr so groß wie Deine Stube; auf beiden Seiten sind zwei kleine Kabinette, in deren einem mein und in dem andern des Kapitaine Foy Bette ist. In der Kajüte selbst sind noch zu beiden Seiten vier Betten angebracht, worinnen die Kapitaine Hensch, Gerlach, Cleve und der Rittmeister Fricke schlafen. Der Kassirer und Ober-Feldkassirer, wie auch der Sekretär, sind in dem Raum, wo die Soldaten wohnen und wo für sie eine besondere Kajüte abgeschlagen ist.

Des Morgens stehe ich ohngefähr um sieben Uhr auf, nachdem ich mein Gebet noch im Bette verrichtet habe. Wir ziehn uns gleich an und frühstücken dann auf englische Art, mit Thee und Butterbrot. Dann gehe ich aufs Verdeck, um meine Pfeife zu rauchen; hernach schreibe oder lese ich, trinke meinen Kaffee, gehe auf und ab mit den beiden Engländern und bringe so mit ein oder zwei Dacapo von Tabakspfeifen meine Zeit zu bis zum Mittagessen, welches wir um zwei Uhr halten. Wir sind neun Personen bei Tische, haben drei Schüsseln und essen ohngefähr eine Stunde. Dann wird das Tischtuch abgenommen und eine halbe oder dreiviertel Stunden Gesundheiten getrunken, als nemlich: 1) Der

König. 2) Der Herzog. 3) Deine und der Kinder. 4) Kapitaine Foy's Frau. 5) Gute Seefahrt und 6) gute Expedition in Amerika. Um vier Uhr ist alles vorbei. Die Konsumtion beträgt täglich vier Bouteillen Wein und eine halbe Bouteille Rack zum Punsch. Hernach trinke ich mit den Engländern Kaffee. Die übrigen Herren besorgen sich selbst. Nach dem Kaffee besuche ich andere Schiffe und des Abends spielen wir eine Partie Whist. Um halb neun Uhr wird kalt Fleisch gegeben, Wein, wenn jemand trinken will, und Bier und um zehn Uhr geht alles zu Bette, und so wird wohl ein Tag wie der andere hingehen.

Kapitaine Foy geht von Dover nach London, um seinen Bericht an den König zu machen, und kommt in Portsmouth wieder zu mir. Nach seiner Ankunft werde ich dort auf ein Kriegs-Schiff versetzt, wo alles so eingerichtet werden wird, daß ich mehr Bequemlichkeit habe.

Der General Gage ist mit diesem Schiffe aus Amerika gekommen und zu der Zeit sind acht kleine Kajüten, des Generals Stube und ein Speise-Zimmer darin gewesen und so soll es wieder werden. Von allem diesen sollst Du von Portsmouth aus Nachricht bekommen, so wie auch wie die Sachen in Amerika stehen und wie wir uns am baldigsten und sichersten wiedersehen können.

Achter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der **Pallas**, den 22. März 1776.
Auf der offenen See, an der rothen Tonne,
wo die Lootsen die Schiffe verlassen.

Hier sind wir auf der offenen See. Die Lootsen gehn ab und durch sie schreibe ich Dir diesen letzten Brief von Deutschlands Grenzen. Fürchte nichts! Wir befinden uns alle mit einander noch sehr wohl und ich hoffe, daß wir die ganze Ueberfahrt bis nach Spithead bei gutem Wohlsein machen und auch, an das weite Meer einmal gewöhnt, bis nach Amerika vollkommen gesund kommen werden.

Foy verspricht mir, Mittwoch aufs späteste auf der Höhe von Spithead zu sein; und das erste, woran ich denken werde, wird sein, Dir unsere Ankunft und mein Befinden zu melden.

Neunter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der **Pallas**, Dover gegenüber,
den 26. März 1776.

Ich schreibe Dir in dem Augenblick, da wir die englische Küste sehn. Kapitaine Foy, welcher nach

London geht, will diesen Brief dort auf die Post geben. Ich kann Dir mit Vergnügen melden, daß ich nicht einen Augenblick krank, noch weniger seekrank gewesen bin, sondern stets guten Appetit und Schlaf behalten habe. Die Soldaten sind aber meistens alle krank gewesen und sind es größtentheils noch, wie auch meine Leute. Der arme Koch ist es so sehr, daß er gar nicht arbeiten, ja nicht einmal den Kopf aufheben kann. Dieses ist eine große Unbequemlichkeit für uns, denn Kapitaine Foy und ich müssen unsere Küche selbst besorgen, welches Dich belustigen würde, wenn Du es sähest.

Hier werde ich Dir nun eine kleine Relation von unserer Seereise machen. Donnerstag segelten wir von Stade nach Fryburg; es war ein herrliches Schauspiel, alle die schönen Dörfer an beiden Küsten zu sehn. Glückstadt, eine schöne dänische Festung, ließen wir zu unserer Rechten. Wir waren vergnügt, aßen und tranken gut und spielten unser Whist den Abend.

Freitag segelten wir nach Ritzebüttel oder Curhafen, wo wir den Abend ankamen, ans Land stiegen, die Stadt besahen und den Abend Whist spielten.

Sonnabend gingen wir in See mit einem sehr ruhigen Wind; wir spürten fast gar nicht, daß wir in See waren; alles war gesund, wir aßen mit großem Appetit. Von der rothen Tonne, wo uns der hannöverische Lootse verließ, schrieb ich Dir den letzten Brief. Den Nachmittag kamen die Fischer von Helgo-

land und ich kaufte für zwei Rthlr. einen großen Kabeljau, zwanzig Schellfische und vier Flundern, welche ich in Braunschweig nicht für zehn Rthlr. erhalten hätte. Es fing an, regnigt Wetter zu werden.

Sonntag Morgen hatten wir einen starken Nebel, die See wurde stürmisch. Es wurden von unserm Schiff zwei Kanonen gelöset, um den andern Schiffen die Route anzuzeigen, welche sie nehmen sollten. Der Nebel ging in die Höhe, der Wind und die Wellen hoben sich stark, es gab aber doch keinen Sturm. Nun ward alles krank. Der Koch konnte nicht kochen, Müller mich nicht anziehn, Valentin konnte nichts finden, Summa, ein großes Lamentiren und große Schweinerei an allen Orten. Mich hungerte, ich hatte nichts zu essen; kurz, Kapitaine Foy und ich kochten in der Matrosen-Küche eine Erbssuppe und aßen kalten Rost-Beef, das war das ganze Diner. Die Soldaten aßen gar nicht.

Montag war das Wetter etwas gelinder, einige Leute wurden besser, die meisten aber blieben krank. Kapitaine Foy und ich kochten abermals eine Portativ-Bouillon-Suppe, Schellfisch mit Sardellen-Sauce, Ragout von Rost-Beef und einen Kalbsbraten mit Kartoffeln.

Dienstag war das schönste Wetter von der Welt, einige Leute wurden wieder gesund. Die Soldaten kochten für sich, der Koch konnte aber noch nicht auf, ich kochte also wieder mit Foy. Wir hatten Reis-Suppe, gelbe Rüben mit Rindfleisch, Kabeljau mit

Sardellen-Sauce und Ragout von Kalbfleisch. Von weitem sah man Land.

Heute Mittwoch sind wir Dover gegenüber. Kapitaine Foy geht ab und nimmt diesen Brief mit. Liebster Engel, stelle Dir vor, daß alles auf dem Wasser krank wird, mithin Du von allen Deinen Leuten nicht die geringste Hülfe hast! Du mußt also die kürzeste Ueberfahrt nach England wählen und ich halte die beste über Calais.

Kapitaine Foy sagt, sobald Quebec noch unser und keine amerikanische Armee diesseits Montreal ist, so wird nicht allein er, sondern auch General Carleton seine Frau kommen lassen; vor diesen dürftest Du absolut nicht abreisen, alsdann aber könntest Du mitgehn und gingst sicher, hättest Gesellschaft und Wartung unterwegs und es fehlte Dir an nichts.

Zehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas im Hafen von Portsmouth,
den 28. März 1776.

Du siehst, liebe Frau, daß ich keine Gelegenheit versäume, Dir Nachricht von mir zu geben. Hier sind wir glücklich auf der Rhede von Portsmouth angekommen und ich bin im Begriff, einen Besuch in

der Stadt zu machen bei dem Admiral Douglas und den andern Generalen, die gleich wie wir hier sind, um sich nach Amerika einzuschiffen. Unsere Leute sind wieder gesund und der Koch hat mich in seinem Dienst wiederum abgelöset, welches meinem Magen sehr wohl gethan hat. Du kannst Dir das schöne Schauspiel nicht vorstellen, welches wir gestern früh-morgens um sechs Uhr gehabt, da wir so nahe von Calais waren, daß wir jedes Haus in der Stadt unterscheiden konnten und zu gleicher Zeit und auf gleiche Art die Stadt Dover auf der englischen Küste sahen. Um neun Uhr verließ uns Foy, um nach London zu gehen, und den ganzen Tag sind wir längs der englischen Küste gefahren und haben alle Augenblick eine neue Stadt gesehn, Leute, die ackerten, und Reisende, die unsre kleine Flotte neugierig anblickten. Das ging so fort bis an den Abend. Darauf schlief ich ruhig und diesen Morgen um fünf Uhr sahen wir Portsmouth und haben um neun Uhr Morgens hier geankert und sind im Begriff, ans Land zu gehn.

Elfter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, zwischen Portsmouth und Plymouth, den 6. April 1776.

Unsere Abfahrt von Portsmouth ist eher erfolgt, als ich glaubte. Da der Wind uns günstig wurde, so haben wir, um ihn nicht zu versäumen, die Anker gelichtet und sind vorgestern um elf Uhr Vormittags, dreißig Segel stark, mit dem schönsten Wetter von der Welt, unter Begrüßung aller unsrer Kanonen und der der Flotte, die noch immer auf der Rhede von Spithead liegt, abgesegelt. Den 5. ward der Wind ungünstig und blieb so bis heute früh. Nun gehn wir mit gutem Winde gerade nach Plymouth, wo wir uns zwar gar nicht aufhalten werden, ich aber doch hoffe, diesen Brief an Dich in die Stadt gelangen zu lassen. Gott sei gelobt, daß Er Deinen Mann so gesund erhält! Verschiedene Officiere sind schon krank, unter andern mein englischer Adjutant, ich aber befinde mich wohl, habe guten Appetit und schlafe gut, hoffe demnach, bis nach Amerika wohl zu bleiben.

Ich glaube, daß dieses der letzte Brief sein wird, den Du bis zu unserer Ankunft in Amerika von mir erhalten wirst, wenn wir nicht etwan Schiffe unterweges begegnen, denen ich Briefe mitgeben könnte, die ich zu diesem Behuf immer bereit halten werde.

Noch verschiedene Sachen muß ich Dir zur Nachricht sagen. In Braunschweig mußt Du Dir Recommandation geben lassen, daß Du in London in einem Privathause und nicht in einem Gasthofe für Geld logirest; da kannst Du gleich für die Tage, die Du da zu bleiben gedenkst, Essen und Trinken zu Mittag und Abend im Ganzen accordiren, wie auch Quartier und Frühstück. Haben die Leute Equipage, so accordire solche mit! Alsdann kommst Du viel besser weg als im Wirthshause, wo alles dreimal so theuer ist. Zum Exempel für sieben Tage Nachtquartier für mich, meine zwei Adjutanten und unsere Domestiken, ein Diner und sieben Soupers, das Diner zu zwölf Personen, die Soupers jedesmal vier Personen, habe ich müssen 22 Pf. Sterling, oder nach unserm Gelde 132 Rthlr. bezahlen.

Diese Regel mußt Du an allen Orten beobachten, wo Du einen Aufenthalt von einigen Tagen machen willst. Gehst Du nach Exeter, nach Plymouth oder nach Bristol, an welchem letzteren Ort Madame Foy ist, so mußt Du Dir in London Anweisung geben lassen, wo Du dort in einem Privathause logiren kannst; dergleichen Privathäuser, wo für Geld Partikuliers logirt und gespeiset werden, gibt es genug in England. Ferner rathe ich Dir, daß Du in London, oder wo es ist, Dir die Art von Schiffen besehest, auf welchen man gemeiniglich zu transportiren pflegt, um Deinen Plan darnach zu machen, wie Du gedenkst Deine Schlafstellen einzurichten; denn mehr als ein

Kind kannst Du nicht zu Dir nehmen, eins muß das Kindermädchen nehmen und das kleine Kind muß in der Hängematte liegen.

Bouillon-Tafeln mußt Du in London kaufen, damit, wenn es an frischem Fleisch fehlt, Du und die Kinder doch gute Suppen zu essen haben.

Zwölfter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, den 24. April 1776.

Seit dem 4ten, als dem Tage unserer Abfahrt von Portsmouth, segeln wir auf dem großen Ocean, bald mit gutem, bald mit schlechtem Winde, und dreimal haben wir schon so starke Winde gehabt, daß sie einem Sturme nahe kamen. Alle sind krank gewesen, ich aber habe gottlob alles gut und mit der besten Gesundheit ausgehalten.

Wir haben anjetzt 507 volle deutsche Meilen von Stade aus zurückgelegt und haben nun noch an 300 Meilen bis Quebec zu machen. In fünf bis sechs Tagen werden wir, hoffe ich, die Küste von New-Foundland sehn und kurz darauf in den Fluß St. Laurent einlaufen, wo dann die Fahrt angenehmer sein wird und die häufigen Seekrankheiten aufhören werden.

Liebste, beste Frau, ohnerachtet meiner Liebe für Dich und meines brennenden Verlangens, Dich so bald als möglich wieder zu sehen, würde ich, wenn ich Dir nicht mein Wort gegeben, Dich nachkommen zu lassen, und wenn ich alle Schwierigkeiten einer so langen Seefahrt gekannt hätte, mich sehr gehütet haben, Dir eine so weite Reise anzurathen, besonders mit Deinen Kindern. Ich muß bekennen, ich zittere, wenn ich an dieses große Unternehmen denke; aber mein Wort ist gegeben, also bequem' ich mich und hoffe, daß Gott seinen Segen dazu geben wird.

Aber um Gotteswillen reise nicht allein und warte, daß Madame Foy oder eine andere Dame von Stande mit dir reiset und in demselbigen Schiff! Es muß aber eine Dame sein, die schon die Reise nach Amerika gemacht hat, damit sie wisse, wie man sich dabei benehmen muß, und Dir rathen und helfen könne im Fall Du oder die Kinder krank wäret; denn Du mußt Dir vorstellen, liebste Frau, daß Du und Deine Kinder und alle Deine Domestiken leicht unterweges krank sein könntet, und wenn auch nicht immer, doch bei dem ersten starken Winde; denn auf meinem ganzen Schiffe sind nicht fünf Menschen, die sich immer wohl befunden haben, und jedermann bekennt, daß es ein ordentliches Wunder ist, daß ich eine Ausnahme davon gemacht. In diesem Fall nun bist Du mit Deinen Kindern im Bette ohne die mindeste Hülfe und hast nichts zu essen noch zu trinken und nicht einmal eine Seele, die Dir bei den

nothwendigsten Bedürfnissen Hülfe leistet. Alle die zur Equipage des Schiffes gehören, sind meistens Schweine, Gauner und Erzgrobiane und kochen nichts als gesalzenes Fleisch, halbgar, daß es gar nicht zu essen ist. Noch eins, das Wasser wird zuletzt so schlecht und stinkend, daß man es nicht trinken kann, und Du mußt suchen, einen Filtrirstein zu bekommen, wodurch Du das Wasser filtriren könnest, und die Kinder gewöhnen, Bier zu trinken, oder des Morgens das Wasser abkochen lassen, welches Ihr den Tag über trinken wollet.

Mein armer Koch ist fast immer krank, welches mir viel Unbequemlichkeit verursacht, und es giebt manchen Tag, wo wir nicht wissen, was und wie wir essen sollen. Dabei ist das frische Fleisch nun aufgezehrt und es geht anjetzt an das gesalzene und an die Hühner. Wir werden nun bald anfangen, unsere Hämmel zu schlachten. Das Schlimmste ist noch, daß die Krankheit des Kochs schuld ist, daß man nicht so sorgfältig die Lebensmittel aufheben kann und sie daher eines Theils verderben und andern Theils gestohlen werden.

Genug, ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß dieses hier ein angenehmes Leben wäre. Das beste ist, daß ich mich gottlob wohl befinde und hierdurch also im Stande bin, alle diese Unbequemlichkeiten mit Geduld zu ertragen.

Dreizehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, 2 Lieues diesseits Quebec,
den 1. Juni 1776.

Ich kann Dir keine große Beschreibung unserer Seereise machen. Denn was soll ich von neun Wochen sagen, die zwischen Himmel und Meer zugebracht worden, wo ein Tag wie der andere vorbeiging? Hier sind wir nun nach vielen Mühseligkeiten noch zwei Meilen von Quebec, wo wir diesen Abend ankommen werden, aber ohne uns dort aufzuhalten, da der General Carleton vor unsrer Ankunft die Rebellen aus der Gegend von Quebec vertrieben hat und in ihrer Verfolgung begriffen ist, daher wir unsern Weg auf dem Fluß fortsetzen werden, um uns mit diesem General zu vereinigen. Es ist also noch zu früh, Dir wegen Deiner Abreise einen Rath zu geben; der Kapitaine Foy meint, man müsse abwarten, wohin uns die Expedition führen wird. Ich sage Dir weiter nichts, als: reise nicht allein, ohne eine andere Dame von Stande, es sei die Generalin Carleton oder Madame Foy oder eine andere! Ich muß schließen, weil dieser Brief auf das Kriegs-Schiff geschickt werden muß, welches ihn besorgen will. Sobald ich bei dem General Carleton angekommen bin, werde ich Dir umständlicher über alles, was vorgegangen ist, schreiben, auch wie ich mich befinde und wegen Deiner Reise.

Vierzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Zwischen Quebec und Montreal,
den 8. Juni 1776.

Hier ist kürzlich, was sich seit unserer Ankunft in Quebec den 1. Juni ereignet hat. Wir kamen Abends um sechs Uhr vor Quebec an. Ich stieg gleich ans Land, den General Carleton zu besuchen, der mich sehr höflich und freundschaftlich empfing und mich auf den andern Tag zum Mittagsessen einlud. Um Dir einen Begriff von seiner Person zu machen, so stelle Dir den Abt Jerusalem vor! Figur, Gesicht, Gang und Ton der Stimme sind ganz dieselben, und gäbe man ihm das schwarze Kleid und die Perücke, so würde man nicht den geringsten Unterschied finden.

Den 2. Juni habe ich, nachdem ich bei Carleton gegessen, die gefangenen Rebellen gesehen. Den Abend habe ich einen Besuch bei dem Commodore Douglas abgestattet, der die Flotte kommandirt und mich bei meinem Weggehen mit dreizehn Kanonenschüssen begrüßte.

Den 3., meinen Geburtstag, brachte ich auf meinem Schiffe zu. Es war mir nicht ganz recht, von General Carleton den Befehl zu erhalten, die Dragoner und das Regiment Prinz Friedrich zu Quebec in Garnison zu lassen. Der Kapitaine Foy ward

zum Generaladjutanten und Sekretär des Generals Carleton ernannt.

Den 4., als am Geburtstage des Königs von England, machte ich mit meinem ganzen Corps Officiere meine Aufwartung bei dem General, um unsern Glückwunsch abzustatten. Man lösete die Kanonen von der Festung und von allen Schiffen und nachher war großer Ball.

Den 5. ertheilte mir der General Carleton das Kommando eines besondern Corps, welches ich nicht erwartete und großes Aufsehn machte.

Den 6. wurde ich, da der Wind günstig war, vom General abgefertigt und ich segelte mit dem mir bestimmten Corps ab. Hier bin ich also nun auf dem See Champlain, aber sei ruhig wegen des Feindes! Er ist ganz fort und wir haben diesseits des Sees Champlain keine Seele von ihm gesehn.

Liebe Seele, kein Ort ist bequemer für Dich als Quebec; Du kannst sogar füglich bis nach Montreal gehen und dort Nachricht von mir erwarten, wohin Du uns folgen könntest. In Montreal ist eine sehr wohl eingerichtete Post, so daß Du sehr bequem zu Lande von einem Ort zum andern kommen kannst, und ich werde die Einrichtung treffen, daß Du in Montreal alle Bequemlichkeiten finden sollst. Das hiesige Land wird Dir sehr gefallen; es ist alles was man Schönes sehn kann.

Fünfzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

La Prairie, den 28. Juni 1776.

Ich habe Dir letzthin einen ausführlichen Bericht von unserer Ankunft in Quebec gemacht. Von da sind wir nach Trois-Rivieres gegangen, wo ich aber nebst allen Generalen zu der Affaire, die daselbst gewesen, zu spät gekommen bin. Von da sind wir zu Schiffe weiter gegangen und zu Verger ans Land gestiegen. Unser Marsch ist bis hieher ermüdend gewesen, nunmehro aber haben wir Ruhe. Meine ganze Equipage ist angelangt und wir leben gut, aber theuer. Mein Tisch ist gewöhnlich von zehn bis zwölf Personen und sechs Schüsseln, ich kann denselben aber nicht unter zwei Guineen des Tags bestreiten. Eine Bouteille Wein kostet 1 Rthlr. nach unserm Gelde. Ich bin hier allein mit allen deutschen Truppen. Es scheint, daß mir General Carleton wohl will; er zeichnet mich außerordentlich aus, und wenn das so fort geht, so habe ich Ursach, sehr zufrieden zu sein. Ich hoffe, die Sache soll nicht lange dauern. Wir haben schon ganz Canada erobert und werden, sobald die Kähne dazu fertig sind, über den See Champlain in Neu-England eindringen, wo alle Rebellen sind und wo der General Howe sich auch befindet, der, wie man sagt, schon einige Vortheile über sie erhalten haben soll. Wenn Du einmal

hier bist, so werde ich suchen, Dich bequem in meinem Schiffe zurückzubringen, wo Du besser sein wirst; denn nun bin ich mit dem Seefahren etwas bekannter und weiß daher manchem Uebel abzuhelfen, welchem man zu Schiffe ausgesetzt ist.

Wenn Du die Reise unternimmst, wirst Du in Quebec den Oberstlieutenant Baum mit den Dragonern finden, der schon dafür gesorgt hat, Dir ein gutes Quartier zu verschaffen. Du wirst mir dann gleich schreiben und Dich einige Tage in Quebec ausruhen, dann nach Trois-Rivieres, einer ganz hübschen Stadt, gehn, wo Du ein gutes Quartier findest, in welchem der General Carleton gewohnt hat. Diese Stadt ist dreißig Lieues von Quebec und von da hast Du noch dreißig Lieues nach Montreal, wo Du entweder mich selbst, oder meine weiteren Instruktionen finden sollst. Du wirst die Gegenden hier herrlich finden, nur schade, daß die Kolonien noch in ihrer Kindheit sind und man also Gemüse, Obst und andere dergleichen zu einem guten Tisch gehörige Sachen sehr selten findet; Fleisch, Geflügel und Milch aber hat man im Ueberfluß. Die Häuser sind alle nur von einem Stockwerk, haben aber inwendig viel Zimmer und sind sehr reinlich. Ein mittelmäßiges Bauerhaus gewährt unserer ganzen Familie hinlängliche Bequemlichkeit. Die Einwohner sind überaus höflich und dienstfertig und ich glaube nicht, daß unsere Bauern bei einer ähnlichen Gelegenheit sich so artig bezeigen würden. Neues weiß ich Dir nichts

zu schreiben. Wir sind hier sehr ruhig. Der General Carleton ist mit einem Theil der Armee zu Chambly, General Fraser zu St. Jean und ich bin hier und durchreise das Land, um Kenntniß davon zu bekommen. Ich esse alle Mittag um drei Uhr, gehe gemeiniglich ein wenig ermüdet zu Bette und um drei oder vier Uhr des Morgens bin ich schon wieder auf der Landstraße. Vier Wochen werden wohl noch vorbei gehn, ehe wir den See Champlain passiren.

Sechszehnter Brief.

Von Ebendemselben.

La Savanne, den 12. Sept. 1776.

Die Armee kampirt, um näher beisammen zu sein. Ich habe einen sehr guten Posten an einem Ort, der Savanna heißt, und da ich ein besonderes Korps kommandire, so habe ich viel zu thun, und es fehlt mir nicht an Bewegung, welche meiner Gesundheit sehr zuträglich ist. Die Nächte sind schon ein wenig kalt, man denkt an die Winterquartiere und spricht auch schon davon; ich glaube daß wir sie im Monat Oktober beziehen werden. Welch' Vergnügen würd' es für mich sein, wenn ich dann in Ruhe Deiner und meiner Kinder Gesellschaft ge-

nießen könnte! Fürwahr, das würde mir über alles gelten. Aber wo magst Du jetzt sein? vielleicht mitten auf der See, vielleicht gar in Gefahr? Wie manche Nacht bringe ich mit solchen Sorgen für Dich zu! Gott wird mich hoffentlich bald aus dieser Angst reißen und mir die Freude schenken, Dich in meinen Armen zu sehen. Den 4ten dieses Monats habe ich nach dem Exercieren unserer Truppen dem General Carleton und den vornehmsten Officieren der Armee ein großes Mittagsmahl gegeben, von 36 Couverts und 26 Schüsseln, zweimal servirt. Alle schienen zufrieden. Ich habe es für die Ehre meines Herrn und für das Beste seiner Truppen gethan und es ist mir recht gelungen, denn ich habe alle zu Freunden und stehe mit allen Menschen gut.

Siebzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Im Lager von La Savanne, den 23. Sept. 1776.

Endlich habe ich, liebe Frau, Deine Briefe vom 9ten, 13ten, 20sten und 30sten April und 12ten Mai erhalten. Alle diese Briefe haben mir ein großes Vergnügen gemacht und ich habe herzlich Gott gedankt, daß Du Dich mit den Kindern so wohl be-

findest. Ich umarme Dich und die Kinder eben so herzlich. Ein gleiches Vergnügen haben mir auch die anderweitigen Nachrichten verursacht, so ich noch von andern aus England über Dich erhalten habe, und ich danke der Vorsehung, daß sie Deine Reise so gesegnet hat. Ich weiß, liebe Frau, daß Du ohngefähr den 12ten in London angekommen und gegen den 18ten von da nach Bristol abgegangen bist, daß Du Dich wohl befindest und Deine Kinder gleichfalls. O'connel, den der Obrist Specht nach London geschickt hatte, hat mit dem Wirth des Gasthofs, wo Du logirt hast, selbst gesprochen, und Du warst nur drei Stunden vor seiner Ankunft nach Bristol abgereist. Ich adressire diesen Brief nicht nach England, sondern gebe ihn dem ersten Schiffe mit, das dahin abgeht, damit der Kapitaine desselben, wenn er Dir begegnet, ihn Dir geben und Dich mit der guten Nachricht von meiner vollkommenen Gesundheit beruhigen und erfreuen könne. Du wirst in Quebec bei Madame Murray alle fernere Dir nöthige Anweisungen finden. Ich werde meine Winter-Quartiere zu Trois-Rivieres haben, wo Du meine Zurückkunft ruhig abwarten kannst.

Achtzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Crown-Point, am Bord des Washington, einer Prise von den Rebellen, den 26. Oct. 1776.

Wir haben die Flotte der Rebellen zerstört und Crown-Point in Besitz genommen. Wir werden nun in die Winterquartiere gehen. Unsere Kampagne ist beendigt und ich gehe nach Trois-Rivieres zurück, wo ich mein Winterquartier haben werde und Dich mit der größten Ungeduld erwarte. Gott, wie wäre ich glücklich, wenn Du noch diesen Winter kämest und ich in demselben Deine angenehme Gesellschaft genießen könnte! Die Winterquartiere werden sehr ruhig sein und ich werde ganz für Dich leben können. Der General Carleton hat sich wie ein Held auf der Flotte geschlagen, indem er die ganze Armee hinter sich zurückgelassen hat; er hat die verheiratheten Leute sehr geschont, und wenn dieser Krieg auf diese Art auch das künftige Jahr fortgeht, so werde ich hier mitten im Kriege meines Lebens sicherer sein, als auf den Exercierplätzen in Wolfenbüttel und Braunschweig. Wenn Du in See bist, so wird der General Bourgoyne, der der Ueberbringer dieses Briefes ist, sein möglichstes thun, ihn Dir noch auf der See zukommen zu lassen; bist Du aber noch in England, so wird er sich alle Mühe geben, Dir zu künftigem Frühjahr ein gutes Schiff zu verschaffen, und in

diesem Fall darfst Du Dich nur schriftlich an ihn wenden. Ich bin auf sechs Tage hier als Volontaire gewesen. Wir haben das Lager der Rebellen beim Fort Carillon sehr in der Nähe gesehen und einige Gefangene gemacht.

Neunzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Trois-Rivieres, den 10. Nov. 1776.

Ich habe nunmehro wenig Hoffnung mehr, Dich diesen Winter noch hier zu sehen; also schicke ich Dir diesen Brief, damit, wenn Du in England geblieben bist, es Dir doch an Nachrichten von mir nicht fehlen möge.

Ich befinde mich, Gott sei Dank, wohl, aber in großer Bekümmerniß Deinetwegen, da ich nicht weiß, wo Du bist. Inzwischen werde ich doch, so viel Vergnügen ich auch gehabt hätte, Dich hier zu sehen, nicht murren, wenn Du nicht kommst; Gott, der alles nach seinem weisen Willen regiert, hat Dir dadurch vielleicht ein Unglück ersparet. Die Ungewißheit, wo Du jetzt lebst, besonders in dieser späten Jahreszeit, beunruhigt mich am meisten. Ich muß schließen, da eben die Post nach Quebec abgehen

will, und empfehle Dich der Hülfe und dem Schutze Gottes. Ich umarme Dich und unsere lieben Kinder und schmeichele mir, daß Du nun wenigstens künftiges Frühjahr kommen wirst.

Zwanzigster Brief.

Von der Generalin Riedesel an ihre Mutter.

Wolfenbüttel, den 3. März 1776.

Liebste beste Mutter! Ihr letztes Schreiben hat mich beinahe außer mich gesetzt. Es schien in einigen Stellen, daß Sie ungnädig auf mich wären, und in anderen zeigen Sie mir wieder so viel Besorgniß und Liebe, daß es mich recht kränkt, Ihnen zum erstenmal mit meinem Willen ungehorsam sein zu müssen. Glauben Sie nur, daß, wenn etwas vermögend gewesen wäre, mich wankend zu machen, so wäre es die Glückseligkeit gewesen, Sie bei mir zu sehen! Ich kannte mich hierin und wußte, wie sauer es mir geworden wäre, von Ihnen zu gehn und Ihnen etwas abzuschlagen, und deshalb ließ ich im letzten Brief vor meinem vorigen nach, Sie zu bitten, zu mir zu kommen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, mich von Ihnen zu trennen und noch dazu auf eine so lange Zeit, und doch der Gedanke, daß

Sie mich bitten, mir befehlen könnten, hier zu bleiben, machte mich schaudern. Zu bleiben, da mir der beste, der zärtlichste Mann erlaubte, ihm zu folgen, wäre mir unmöglich gewesen. Pflicht, Liebe und Gewissen gestatteten mir es nicht. Es ist ja die Pflicht der Frau, alles zu verlassen und dem Manne zu folgen. Meine Liebe für ihn ist Ihnen bekannt, so wie auch die seinige für mich und die Kinder.

Einundzwanzigster Brief.

Von Ebenderselben.

Wolfenbüttel, den 3. Mai 1776.

Wenn Sie wüßten, wie sehr ich dadurch erfreut worden bin, daß ich aus Ihrem Schreiben ersehen, daß Sie anfangen, mit meiner Reise zufriedener zu sein! Ich habe jetzt dieses Vergnügen von allen Seiten und man findet überall, daß ich meiner Pflicht nachlebe. Ja, ich reise mit der gewissen Zuversicht, daß mir Gott, welcher mein Innerstes kennt und welchem also meine Absicht bekannt ist, beistehen und mir die Kinder erhalten wird. Das einzige, was mich kränkt, ist, Sie, liebe gnädige Mutter, zurückzulassen; aber ich hoffe, es ist nicht auf lange, denn vielleicht giebt Gott bald Frieden und dann können

wir unsere Tage ruhiger zubringen. Gott gebe seinen Segen zu allem! Inzwischen beten Sie für uns und für unsere Kinder! so wird es uns immer wohl gehen. Meinerseits werden meine heißen Wünsche und das inbrünstigste Gebet täglich zu Gott gerichtet sein, daß er Sie, würdigste Mutter, erhalte und Sie Ihre Tage glücklich zubringen lasse. Behalten Sie uns allezeit lieb, so wie wir Sie stets verehren und lieben werden! Haben Sie die Gnade und schreiben Sie mir noch einmal und versichern mich Ihrer Liebe! Wenn Sie gleich schreiben, so kann ich den Brief noch hier erhalten, ehe ich abreise, welches, wenn wir alle gesund bleiben, gegen den 13ten dieses sein wird. Ihre künftigen Briefe bitte ich nach Bristol zu adressiren, woselbst ich meines Mannes mündliche Instruktionen abwarten werde.

Bericht der Generalin Riedesel über ihre Reise von Wolfenbüttel bis Bristol.

Ich reisete den 14ten Mai 1776 frühmorgens um fünf Uhr von Wolfenbüttel ab und ungeachtet des sehnlichen Verlangens, das ich hatte, meinen Mann wieder zu sehn, fühlte ich doch die Größe meines Unternehmens zu sehr, um nicht ein schweres Herz zu haben, besonders, da man gar nicht aufgehöret, mir zu wiederholen, welchen Gefahren ich mich aussetzte. Gustchen, meine älteste Tochter, war vier Jahr und neun Monate alt, Fritzchen, meine zweite, zwei Jahr und Caroline, mein jüngstes Kind, nur erst zehn Wochen alt. Ich hatte also allen meinen Muth und alle meine Zärtlichkeit nöthig, um nicht öfter meinem einzigen Wunsch zu entsagen, ihm zu folgen. Man stellte mir nicht allein die Gefahren zur See vor, sondern sagte mir auch, daß wir besorgen müßten, von den Wilden gefressen zu werden, daß man sich in Amerika mit Pferdefleisch und Katzen ernährte,

und doch schreckte mich alles dieses noch weniger als der Gedanke, in ein Land zu kommen, wo ich die Sprache nicht verstand. Inzwischen war ich auf alles gefaßt und der Gedanke, meinem Manne zu folgen und meine Pflichten zu erfüllen, hat mich im ganzen Lauf meiner Reise aufrecht erhalten.

Auf meiner ersten Station sagte mir mein guter alter Rockel, als er die Kinder aus dem Wagen hob, mit einer zuversichtlichen Miene: „Ach, sehn Sie doch, wie Gott die Reise segnet! Unsere Kinder sehen viel gesunder aus.“ Dieser Rockel war acht Jahre lang bei uns gewesen, als ihn mein Vater zum Förster machte. Da er meines Mannes Abreise vernahm und daß ich ihm folgen wollte, so ließ er alles im Stich, um als Jäger mit uns zu gehen, und hat die ganze Reise über für uns alle und besonders für meine Kinder, die er sich zur Pflicht machte zu tragen und zu warten, die größte Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen. Gleich den ersten Mittag kam ich in einem Gasthof an einen sehr groben Wirth, wo ich mir, unterdessen daß die Pferde gefüttert wurden, eine Biersuppe machen ließ, wofür ich ihm zehn Groschen bezahlen mußte. Als ich mich beklagte, daß es zu viel wäre, antwortete er mir sehr patzig, ich müßte ihm das geben und hätte ja wegbleiben können, wenn ich gewollt hätte; er wäre grob, aber ich würde noch gröbere Wirthe antreffen, die mich noch sechsmal so viel bezahlen lassen würden. Ein schöner Trost für mich, da ich mir vorgenommen

hatte, sehr sparsam zu leben. In Mastricht warnte man mich, auf meiner Hut zu sein, weil die Wege durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht würden, deren in vierzehn Tagen 130 theils gehängt, theils auf andere Art hingerichtet worden, welches aber noch nicht der vierte Theil von denen wäre, die sich noch da befänden, und daß man sie gleich ohne weiteren Prozeß auf die Landstraßen und an die Oerter aufhinge, wo sie ihr Wesen trieben. Diese Nachrichten setzten mich sehr in Furcht und ich nahm mir vor, nicht bei Nachtzeit zu reisen; da ich aber sehr schlechte Pferde bekam, so mußte ich doch in der Dämmerung durch einen Wald, wo etwas hängendes mir durch das offene Fenster in den Wagen hineinschlug. Ich faßte darnach, und als ich etwas rauhes fühlte, fragte ich, was es sei. Es war ein Gehängter mit wollenen Strümpfen. Noch ganz erschrocken darüber wurde mir noch weit mehr angst, als man vor einem ganz einsam stehenden Hause in diesem nemlichen Wald stille hielt, wo die Postillons nicht weiter fahren wollten. Der Ort hieß Hune, ich werde ihn nie vergessen. Ein Mann von ziemlich verdächtigem Ansehn empfing uns und führte uns in eine sehr abgelegene Stube, wo ich nur ein Bett fand. Es war kalt, ich ließ also Feuer in einem großen Kamin machen; unser ganzes Abendbrot bestand in Thee und in sehr grobem Brote. Mein treuer Rockel kam zu mir mit einem sehr ängstlichen Gesicht und sagte mir: „Hier ist's nicht richtig; es ist da eine Kammer voller Gewehre,

ich glaube, die andern Leute sind aus; gewiß sind es Spitzbuben. Ich werde aber die Nacht vor Ihrer Kammer mit meinem Gewehr sitzen und werde mein Leben theuer verkaufen. Der andere Bediente soll in der Kutsche sitzen, auch mit seinem Gewehr.“ Alles dieses machte natürlich meinen Schlaf nicht ruhig, ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt und den Kopf auf das Bette gelegt. Doch schlief ich endlich ein, und wie groß war mein Entzücken beim Erwachen, als man mir um vier Uhr des Morgens zu sagen kam, daß alles zur Abreise fertig sei, und ich darauf den Kopf zum Fenster heraus streckte und in dem Walde, worin wir uns befanden, eine Menge Nachtigallen um uns her bemerkte, welche durch ihren angenehmen Gesang mir alle meine überstandene Angst vergessen machten! Meine ganze Reise war sehr glücklich. Ich reisete über Brüxelles, Tournai und St. Omer, wo ich den 31sten Mai um ein Uhr Mittags ankam. Zwischen Tournai und St. Omer passirte ich eine Stadt, die Cassel heißt, woselbst ein Berg ist, auf welchem ich gewesen bin. Man sieht auf selbigem 32 Städte ohne die Dörfer. Es ist das eine der schönsten Aussichten, die man haben kann. In Calais ließ ich gleich nach meiner Ankunft einen Schiffskapitaine kommen, mit dem ich alles wegen meiner Ueberfahrt nach England verabredete. Ich nahm, wie man mir dort rieth, ein Paquetboot für uns allein, um besser zu sein, ließ aber meinen Wagen zurück, weil man mir sagte, daß man in

Dover 30, auch wohl 60 Guineen Strafe bezahlen müßte, wenn man eine fremde Kutsche nach England hereinbrächte. Ich mußte zwei Tage widrigen Windes halber in Calais bleiben. Endlich ward ich auf das Schiff gerufen. Ich gestehe es, mir schlug das Herz ein wenig. Meine beiden ältesten Kinder freuten sich sehr, denn um ihnen Muth zu machen, hatte ich ihnen gesagt, daß wenn wir die See passirt hätten, sie ihren Vater sehn würden. Ich stellte mich recht muthig, um ihnen keine Furcht zu machen. Wir fuhren nach dem Ufer hin; die Bootsleute nahmen die beiden ältesten Kinder und trugen sie ins Schiff. Ich hatte die jüngste auf dem Arm. Die Leute waren zu Fuße gefolgt. Ich sahe mich nach den Kindern um und bemerkte zu meiner großen Verwunderung, daß sie schon im Schiffe und mitten unter den Matrosen standen und herumsprangen. Ich ließ die Kleine auch hereinheben und nun hatte ich Magnete genug, die mir Herz gaben, hinein zu steigen, und fand es nicht so schlimm, als ich es mir vorgestellt hatte. Es führte ein Brett vom Ufer auf das Schiff, da ging ich gerades Fußes hinüber. Das Schiff war so hübsch und reinlich, daß es mir gleich alle Furcht benahm. Die Matrosen sahen vergnügt aus. Ich hatte eine allerliebste Kajüte, in welcher acht Betten waren; es war alles von Mahagoniholz und Messing und so reinlich, daß man sich darinnen spiegeln konnte. Man sagte mir, ich und die Kinder sollten uns zu Bette legen; wir hatten aber keine Lust dazu und

gingen statt dessen oben auf das Verdeck und aßen und tranken, denn uns hungerte brav. Meine Tochter Fritzchen wurde so bekannt mit den Matrosen, daß, wenn sie herauf oder herunter gehn wollte, sie immer sagte: „Mann! Arm nehmen!“ Diese Leute haben die Kinder sehr lieb und warten sie sehr gut. Der eine nahm immer die kleine Caroline und trug und wartete sie. Es war sehr lustig anzusehn, ein großer brauner Kerl mit einem kleinen Kinde, welches ihn immer anlachte. Wir blieben alle wohl. Der Kapitaine versicherte, er habe in langer Zeit keinen so günstigen Wind gehabt. Denn er war ziemlich stark, aber gut. In fünf Stunden waren wir herüber. Weil wir nun wegen der Ebbe nicht vor acht oder neun Uhr hätten können ans Land kommen, so setzten wir uns in ein kleines Schiff und waren in sechs Minuten am Lande. Mein Herz war innigst gerührt von Dankbarkeit gegen Gott, der uns so glücklich herüber geholfen, und voll des Gedankens: „Du bringst deine Kinder gesund zu deinem Manne hin.“ Diese wollten nun ihren Vater haben, das betrübte mich sehr. Ich vertröstete sie damit, daß wir noch einmal auf das Schiff müßten. Nun aber quälten sie mich beständig nnd sprangen, wenn sie ein Schiff sahen.

Als wir in Dover ans Land gestiegen waren, wurden wir mit einer Menge von Glückwünschen empfangen, daß wir die große Reise überstanden hätten. Dies kostete uns Geld. Es kamen auch über dreißig Gastwirthe, welche baten, daß man bei ihnen

absteigen möchte. Ich wählte ein französisches Wirthshaus und fand es sehr gut daselbst. Es war ein prächtiger Gasthof und alles darin von der ausgezeichnetsten Reinlichkeit. Man kam, mein Gepäcke zu visitiren, welches sehr lästig ist; ich hatte aber Briefe an den, der die Direktion darüber hatte, und da dieser hörte, daß ich meinem Manne nach Amerika folgen wollte, so sagte er sehr höflich, daß es hart sein würde, die Frau eines Generals zu quälen, der es hätte übernehmen wollen, für den Dienst des Königs nach jenem Lande zu gehn. Und so kam ich gut weg.

Da ich meinen Wagen hatte zurücklassen müssen, so war ich genöthigt, hier eine Postkutsche zu nehmen, welches mir bis London sehr hoch kam, weil man die Equipage pfundweise*) bezahlt.

Den 1. Junius Abends kam ich in London an und fand daselbst viele Bekannte, unter andern den General Schlieffen, den Herrn von Kurtzleben, Graf Taube und noch mehrere. An den Letztern hatte mein Mann geschrieben und ihn gebeten, mir ein Privatquartier zu miethen; er aber, aus Furcht, ich möchte nicht kommen, hatte es unterlassen, sonst wäre ich viel wohlfeiler und besser daran gewesen. Jedoch freute es mich, daraus zu ersehen, wie sehr meinem Mann meine Reise am Herzen gelegen und wie wenig er daran gezweifelt hatte, daß ich meinen

*) d. h. das Gepäck nach dem Gewicht. Anm. des Herausg.

Plan ausführen würde. Es war mir also desto lieber, daß ich mich nicht hatte abschrecken lassen.

Noch eines Umstandes muß ich hier erwähnen, welcher auf mein Quartier in London anfänglich einen widrigen Einfluß hatte.

Ich verließ mich in Calais ganz auf den Wirth, dem ich empfohlen war, ich glaube aber, daß er mein Zutrauen mißbrauchte und es dazu benutzte, vieles auf meine Kosten nach England hinüber zu schaffen. So sagte er mir auch, daß er mir riethe, einen zuverlässigen Mann zu meinem Schutz mitzunehmen, ohne welchen ich große Gefahr laufen würde. Er that auch, als wenn er sich sehr viel Mühe gäbe, einen solchen aufzufinden, und brachte mir endlich einen sehr wohl gekleideten Mann, den er mir als einen Edelmann vorstellte, der sein guter Freund sei und so gefällig sein wollte, mich bis nach London zu bringen. Ich machte ihm viel Complimente und wußte nicht, wie ich so viel Güte genugsam erkennen sollte; ich setzte meine Kinder gegen mir über, um ihm einen guten Platz zu lassen, und wandte alles an, daß sie ihm nicht beschwerlich fallen sollten. Er gab sich auch das Ansehen eines Mannes von Wichtigkeit und speisete mit mir den ganzen Weg. Ich bemerkte zwar, daß die Bedienten in den Wirthshäusern sehr vertraut mit ihm thaten, ich achtete aber nicht darauf, weil mir die Erkenntlichkeit, die ich ihm schuldig zu sein glaubte, die Augen schloß. Wie wir nun in London ankamen und ich gute

Zimmer forderte, so wunderte es mich, als man mich ins vierte Stockwerk in eine sehr schlechte Stube brachte. Ich glaubte aber, daß alle Zimmer schon besetzt wären, da mich Herr von Feronce in Braunschweig versichert hatte, daß ich prächtig logirt sein würde. General Schlieffen und viele andere, die mich besuchen kamen, besonders Damen, an welche die Herzogin, damals Erbprinzessin von Braunschweig, mir Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, waren befremdet, mich so schlecht logirt zu sehen.

Den Tag darauf kam mein Hauswirth mit einer ganz beschämten Miene zu mir und fragte mich sehr ehrerbietig, ob ich den Menschen kenne, mit welchem ich gekommen wäre und den ich ihm empfohlen so gut zu bewirthen; denn ich hatte es für unschicklich gehalten, ihn in London mit mir essen zu lassen. Ich sagte ihm, daß es ein Edelmann wäre, der auf die Bitte des Herrn Guilhaudin, meines Wirths in Calais, mir die Gefälligkeit erzeigt hätte, mich auf der Reise zu begleiten. „Ha!“ erwiderte er, „dies ist einer von seinen Streichen. Es ist ein Lohnbedienter, ein Erzgauner, den er dazu gebraucht, seine Geschäfte zu machen; und wie ich Sie mit diesem Menschen im Wagen sitzen sah, als Sie ankamen, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich nicht glaubte, daß Sie das wären, wofür Sie sich ausgaben, und also dafür hielt, daß diese Stuben gut genug für Sie sein würden. Da ich jetzt, nach den Leuten, die zu Ihnen kommen, urtheilen kann, daß ich mich

geirrt habe, so bitte ich Sie sehr um Verzeihung und ersuche Sie, andere anzunehmen, für welche Sie mir nicht mehr bezahlen sollen, als für diese hier; so sehr wünsche ich, mein Versehen wieder gut zu machen." Ich dankte ihm und bat, daß er mich doch so bald als möglich von dem Menschen befreien sollte, der mir aber doch noch vier oder sechs Guineen (ich erinnere mich nicht mehr genau, wie viel es war) für seine Begleitung abforderte. Diesen Streich habe ich dem Herrn Guilhaudin nie vergessen können, von welchem ich noch eine Speculation mit meinem Wagen erfuhr. Er hatte mir gesagt, daß ich ihn zurücklassen müßte, weil ich ihn nicht nach England herein bringen dürfe. Nachher hörte ich, daß er ihn vermuthlich, wie er es schon mit mehreren gemacht, an Reisende vermiethen wollte, die eine Reise nach Deutschland machten. Durch diese Rechnung machte ich ihm aber einen Strich; denn als ich in London war, schrieb ich an den Minister Lord North, der mir gleich die Erlaubniß gab, den Wagen frei nach London kommen zu lassen, welches mich zwar lange aufhielt, mir aber sehr vortheilhaft und auch viel bequemer war.

Als ich in London ankam, so hatten meine Augen von der Erhitzung der Reise so sehr gelitten, daß das eine ganz inflammirt war und sich sogar wildes Fleisch daran gesetzt hatte. General Schlieffen verlangte durchaus, daß ich einen Augenarzt darüber zu Rathe ziehn sollte, und brachte mir den der Königin. Dieser erschrak über den Zustand, worinnen er mein

Auge fand, gab jedoch gleich Hoffnung, es wieder zu kuriren. Er that ein Pulver in eine Feder, ließ mich das Auge weit öffnen, welches ich ganz treuherzig that, da ich den Schmerz, der meiner wartete, gar nicht vermuthete; er blies mir darauf das ganze Pulver ins Auge hinein, um das wilde Fleisch wegzubeizen. Der Schmerz war unbeschreiblich und ich habe mich seitdem niemals wieder zu diesem Experiment entschließen können; selbst, wenn ich es versuchen wollte, schloß sich das Auge jedesmal unwillkürlich. Inzwischen that es mir sehr gut. Er gab mir darauf noch ein anderes Recept und ich mußte ihm drei Guineen bezahlen, welches mir nicht ganz recht war; General Schlieffen sagte mir aber, ich könne ihm nicht weniger geben, da es der Augenarzt der Königin wäre.

Ich wohnte in London in Suffolk-Street und fand alles sehr theuer. Weil ich nur zwei Tage daselbst zu bleiben dachte, so machte ich keinen Akkord; als aber acht Tage daraus wurden, so ließ ich mir die Rechnung geben.

Ich fuhr zwar etwas in der Stadt herum; da es aber wegen Karolinchens, die ich selbst stillete, nicht anging, daß ich alles besehen konnte, so sparte ich dieses bis zu meiner dereinstigen Zurückkunft. Doch war ich zweimal in St.-James-Park und sahe daselbst den König und die Königin ganz nahe in Sänften. Der Park ist ein allerliebster Spaziergang, wo mehr als fünf- bis sechstausend Menschen täglich herumgingen.

Eines Tages hatte ich eine unangenehme Geschichte in London. Man hatte mir gerathen, daß ich mir ein kleines Mäntelchen und Hut kaufen sollte, ohne welche ich nicht ausgehn könnte. Ich war zum Essen beim Herrn von Hinüber, dem hannöverischen Minister. Seine Frau schlug mir einen Spaziergang nach St. James vor, versäumte aber, mir vorher zu sagen, was in unsrer Kleidung wider das englische Costüm war. Gustchen war nach französischer Art gekleidet, trug einen kleinen panier (Reifrock) und einen hübschen kleinen runden Hut. Ich bemerkte, daß man fast mit Fingern auf uns wies, und fragte nach der Ursach. Sie sagte mir, ich hätte einen Fächer, welchen man mit einem Hut nicht tragen dürfe, und meine Kleine wäre zu geputzt, daher man uns für Französinnen hielte, die hier schlecht angeschrieben wären. Den Tag darauf ging ich wieder dahin und wir waren alle ganz auf englische Art gekleidet, also glaubte ich, daß man uns nicht bemerken würde; ich irrte mich aber, denn ich hörte wieder rufen: „French women, pretty girl (Französinnen, hübsche Mädchen)!" Ich fragte den Lohnbedienten, warum man uns für Französinnen hielte, und erfuhr, daß es deshalb wäre, weil ich meinen Kindern Bänder angesteckt hatte. Ich riß sie ab und steckte sie in die Tasche, aber man begaffte mich immer noch und ich hörte, daß es wegen der Hüte war, welche die Kinder in England von einer andern Form trugen. Ich sah daraus, wie nöthig es war, sich nach der

Sitte des Landes zu richten, um mit Annehmlichkeit dort zu sein, denn der mob (Pöbel) läuft gleich zusammen, und wenn man sich mit ihm in Wortwechsel einlassen wollte, so setzte man sich Beschimpfungen aus.

Mein Plan war, nach Bristol zu gehn und dort Gelegenheit abzuwarten, nach Amerika zu kommen. Zwar wurde mir dieses von allen in London, denen ich empfohlen war, widerrathen, weil ich dort nicht so Gelegenheit haben würde, Nachrichten zu bekommen und zu erfahren, wenn Schiffe abgingen; aber mein Mann hatte es mir sehr empfohlen, dort hinzugehn, also wollte ich nicht davon ablassen. Ich reiste also den 10. Juni von London ab und kam den 11. in Bristol an. Als ich vor dem Wirthshause still hielt, lief der Pöbel zusammen und begaffte meinen Wagen, an welchem deutsche Fußtritte waren, welches ihm possirlich deuchte, so wie auch die beiden Flinten, die meine Leute am Reisebock festgebunden hatten. Sie betasteten sie und hoben auch den wachsleinewandenen Ueberzug meines Wagens auf, um zu sehen, wie er gemalt wäre. Mein Bedienter, der ein paar Worte Englisch konnte, anstatt stille sitzen zu bleiben, fing an, sie auf Englisch zu schimpfen, welches ihm erwidert wurde. Hierauf ließ er sich's einkommen, einem unter dem Haufen eine Ohrfeige zu geben; nun stürzte alles hinzu und es hätte übel ablaufen können, wenn der Maire (die erste Gerichtsperson des Orts), Oncle von Mistris

Foy, an die ich geschrieben und sie gebeten, mir ein Quartier zu verschaffen, und den ich hatte holen lassen, um mir dasselbe anzuweisen, nicht noch zu rechter Zeit dazu gekommen wäre. Dieser ehrwürdige Greis lief gleich hin und holte mir seine Nichte, mit welcher ich etwas Französisch sprechen konnte und mit welcher ich nach meinem Logis fuhr, welches sehr groß und schön, aber auch sehr theuer war.

Aufenthalt der Generalin von Riedesel zu Bristol, Portsmouth und London. Einschiffung zu Portsmouth.

Ich empfand bald nach meiner Ankunft in Bristol, wie unangenehm es ist, in einer Stadt zu sein, wo man die Sprache nicht versteht. Meine Leute hatten allen Muth verloren und ich mußte ihnen daher verbergen, was ich selbst fühlte. Stundenlang brachte ich oft mit Weinen in meiner Kammer zu, endlich faßte ich guten Muth, alles zu überwinden; ich gab mir recht viel Mühe, die englische Sprache zu erlernen, und brachte es doch in sechs Wochen damit so weit, daß ich zum wenigsten so viel wußte, um alles Nothwendige fordern zu können und die Zeitungen zu verstehen, welche mich damals sehr interessirten, vorzüglich die Artikel von Quebec, wo mein Mann war.

Ich wurde bald genöthigt, mein erstes Logis in

Bristol zu verändern. Meine Wirthin wollte mir nicht erlauben, das geringste für die Kinder waschen zu lassen. Ich sahe mich also nach einer andern Wohnung um. In der neuen hatte ich eine sehr schöne Aussicht. Ich übersahe den ganzen College-green, einen schönen Spaziergang, wo unter den Bäumen lauter Rasen und Gänge sind und viel Leute, auch Kinder, spazieren gehen. Meine Kinder liefen viel darauf herum. Bristol würde ein ganz angenehmer Aufenthalt sein, wenn die Gesellschaft daselbst nur besser wäre; aber die Menge Matrosen, die dort sind, machen diese Stadt unangenehm. Gleich den Tag nach meiner Ankunft rief mich meine Wirthin zu einem (wie sie es nannte) allerliebsten Schauspiel. Wie ich ans Fenster trat, erblickte ich zwei nackte Menschen, die sich mit der größten Erbitterung boxten. Ich sah, wie ihr Blut floß und wie die Wuth in ihren Augen gemalt war. Zu wenig an einen solchen häßlichen Anblick gewöhnt, zog ich mich geschwind in den innersten Winkel des Hauses zurück, um nicht das Freudengeschrei zu hören, das die Zuschauer dabei machen, wenn einer einen Stoß bekömmt. Während meines Aufenthaltes in Bristol hatte ich einen unangenehmen Auftritt. Ich trug ein zitzenes Kleid mit einem Besatz von grünem Taft. Dieses mochte den Bristolern als etwas zu fremdes aufgefallen sein, denn wie ich eines Tages mit Madame Foy spazieren ging, versammelten sich über hundert Matrosen um uns, wiesen auf mich

mit Fingern und riefen: „French whore (Französische H...)!" Ich floh so geschwind als möglich in das Haus eines Kaufmanns und nahm den Vorwand, dort etwas zu kaufen; mittlerweile verlief sich das Volk wieder. Das verleidete mir aber mein Kleid, und wie ich wieder nach Haus kam, so schenkte ich es meiner Köchin, ob es gleich noch ganz neu war.

Ohngefähr drei englische Meilen von Bristol ist ein Bad, Hot-Wells genannt, welches viel ähnliches von Wendefurth bei Blankenburg im Harz hat, nur daß in Hot-Wells schöne Häuser sind und ein Versammlungssaal. Man findet dort viel Badegäste, aber meistens Kranke, besonders Brustkranke. Die Damen reiten daselbst fast alle wegen der Berge und steinigten Thäler; und die, so nicht allein reiten können, sitzen hinter einem Führer auf einer Art Sättel, die wie kleine Lehnstühle gemacht sind. Dorthin geht man im Sommer und nach Bath, welches acht Meilen davon liegt, gegen den Winter. Dort hat man viel Vergnügungen und der Ort ist allerliebst und voller prächtiger Gebäude. Da ich ihn aber im Sommer gesehn habe, so habe ich gar keine Gesellschaft daselbst und den Ort sehr einsam gefunden.

In dem Hause, wo ich in Bristol wohnte, war ein Kapitaine Fenton, dessen Frau in Boston geblieben war mit einer Tochter von vierzehn Jahren. Er liebte sie beide sehr und bat mich, Briefe an sie zu besorgen, wenn ich nach Amerika gehen würde. Bei meiner Ankunft daselbst erfuhr ich, daß, da der Mann

nicht wiedergekommen, sie verhaftet und hernach sehr gemißhandelt worden, welches ich an seinem Orte erzählen werde. Ich machte noch eine andere Bekanntschaft in Bristol, die mir immer werth bleiben wird. Es hatte mir nemlich, als ich von Wolfenbüttel abreisete, ein junger Lee, Neffe des amerikanischen Generals dieses Namens, der auf dem Carolino zu Braunschweig war, einen Brief an einen Banquier Namens Ireland nach England mitgegeben und mir ihn sehr empfohlen, mich versichernd, daß ich Ursache haben würde, mit ihm sehr zufrieden zu sein. Ob ich nun gleich wenig Vertrauen auf die Empfehlung dieses jungen Menschen setzte, so schickte ich doch den Brief an besagten Banquier, der sechs englische Meilen von der Stadt wohnte. Darauf sah ich eines Tages einen schon ältlichen Mann mit einer sehr hübschen Frau ankommen, deren Freundschaft ich das Glück hatte so bald zu gewinnen, daß sie mich sehr baten, sie zu besuchen. Ich fuhr also zu ihnen zum Essen. Sie bewohnten ein prächtiges Landgut, welches eine allerliebste Lage und Garten hatte. Ich fand daselbst zwei allerliebste kleine Mädchen, ihre Töchter, die ganz ihr Glück machten, ob sie sich gleich noch sehr einen Sohn wünschten. Sie waren reich und alles war bei ihnen sehr prächtig. Diese guten Leute haben mir viel Freundschaft erwiesen, und als ich nach Portsmouth in der Absicht reisete, mich dort einzuschiffen, mußte ich ihnen mein Wort geben, daß, wenn das Schiff, wie oft geschieht, auf-

gehalten würde, ich nach der Mitte des Oktobers nicht mehr abreisen wolle. Da ich nachmals den Augenblick der Abfahrt verfehlt hatte und zu Ende Septembers nach London ging und ihnen im Frühjahr darauf von dort schrieb, daß ich nun abreisen würde, so kamen diese guten Leute noch nach London, welches, glaube ich, 86 englische Meilen von ihrem Gute entfernt ist, um mir ihre Dienste anzubieten; und wie ich deren nicht benöthigt war, so gaben sie mir Briefe mit für alle Häfen, wo ich widriger Winde halber einzulaufen vielleicht würde genöthigt sein, damit es mir an nichts fehlen möchte. Als ich glücklich nach Quebec gekommen war und die Briefe nicht mehr brauchte, eröffnete ich sie und wurde innigst gerührt, wie ich darinnen fand, daß sie allen ihren Freunden aufgetragen, mir so viel Geld zu geben, als ich nur verlangen würde, ohne einmal eine Summe zu bestimmen. Wie die Frau mit einem Sohne niederkam, baten sie mich zu Gevatter, welches bei den Engländern ein großer Beweis von Freundschaft ist. Ich habe oft gewünscht, daß dieser Sohn einmal nach Braunschweig kommen möchte, um ihm die von seinen Eltern mir erwiesene viele Freundschaft, die ich nie vergessen werde, zu vergelten. Ich brachte drei oder vier Monate in Bristol zu und wünschte nichts sehnlicher, als meinem Manne bald zu folgen, besonders da ich wußte, daß Quebec in englischen Händen war. Ich konnte aber niemals Madame Foy dazu bewegen. Sie sagte mir, daß

sie erst Briefe von ihrem Mann aus Amerika erwartete. Inzwischen ward es immer später in der Jahreszeit. Ich schrieb also an den Minister Lord George Germaine und bat um seinen Rath. Er antwortete mir sehr höflich, es wäre freilich wahr, daß die späte Jahreszeit heranrückte und mir meine Abreise desto mehr wünschen lassen müßte, da mein Mann mir schriebe, zu kommen; weil er mir aber zugleich die Bedingung dabei machte, daß ich mit Madame Foy reisen sollte, und er mich entschlossen sähe, in allem pünktlich seinen Wünschen nachzukommen, so wüßte er nicht recht, was er mir rathen sollte. Auf jeden Fall böte er mir die Ueberfahrt auf einem Paquetboot an. Ich sollte nur suchen, Madame Foy dazu zu bewegen. Bei dieser waren aber alle Vorstellungen fruchtlos. Endlich kam der so lange erwartete Brief ihres Mannes aus Amerika an und mit demselben stellte sich meine Ungeduld, aber auch wieder die Unentschlossenheit der Madame Foy ein. Es gelang mir endlich, sie zu bewegen, daß sie in unsere Abreise willigte. Ich schrieb also wiederum an Lord Germaine, der mir gleich sehr verbindlich antwortete, er hätte ein Paquetboot, welches unverzüglich abgehen würde und von welchem er mir alle Kajüten für mich und mein Gefolge anböte, so daß ich auch Madame Foy daran Theil nehmen lassen könnte. Ich würde alles darinnen eingerichtet finden und er mache sich ein unendliches Vergnügen daraus, mir dienen zu können. Ich erfuhr auch wirklich nach-

mals, daß er Befehl gegeben, alle nöthige Lebensmittel für uns an Bord zu bringen, sogar eine Kuh, damit die Kinder Milch hätten. Diese hat der Kapitaine des Paquetbootes sich bei seiner Ankunft in Quebec noch von meinem Mann bezahlen lassen.

Je mehr der Augenblick unserer Abreise herannahete, je unentschlossener sahe ich Madame Foy, die ihre Bequemlichkeiten liebte und der es daher leid that, ein sehr hübsches und gut meublirtes Haus zu verlassen. Endlich reisten wir nach Portsmouth ab, wo wir uns einschiffen sollten. Madame Foy und ihre Schwester fanden daselbst viele Officiere, alte Bekanntschaften, mit welchen sie einen sehr lustigen Abend zubrachten, während ich beschäftigt war, meine Kinder zu Bette zu bringen. Diese sagten ihnen, daß die Jahreszeit schon zu spät wäre, daß sie eine unangenehme Reise haben würden, daß es jammerschade wäre, daß so hübsche Damen sich solcher Gefahr aussetzten, und noch vieles mehr, was ich nicht verstand, weil ich der Sprache nicht mächtig genug war. Genug, der Erfolg war, daß sie mir noch denselben Abend versicherte, sie würde nach Bristol zurückkehren. Ich bat sie dringend, sich nicht so zu übereilen, und ging zu Bette, während daß sie noch bei ihrer Gesellschaft blieb. Am andern Morgen um acht Uhr kam man, mich zu benachrichtigen, daß wir fort müßten. Ich bat, ich weinte, aber alles umsonst, weil sie zu gut wußte, daß mir mein Mann empfohlen, nicht ohne sie zu reisen. Sie hatte schon

unsern Fuhrmann mit unsern Sachen nach Bristol zurückgeschickt; ich wußte mir also nicht zu helfen, unser Wagen war vor der Thüre, ich mußte fort. Wie wir zur Stadt hinausfuhren, sahe ich einen großen Wagen, der von einer Wache zu Pferde escortirt wurde. Ich fragte, was das zu bedeuten habe. Mein englisches Mädchen (ich hatte hier eine Engländerin zu meiner Reise angenommen) sagte mir, es wäre das Geld, welches auf die Schiffe gebracht würde. Dieses fiel mir aufs Herz und ich bemerkte der Madame Foy, daß wenn man noch so viel Geld mit diesem Schiffe zu schicken wagte, so könnte es wohl noch nicht zu spät in der Jahreszeit sein. „Gut," antwortete sie mir, „wenn Sie das meinen, warum reisen Sie nicht?" „Weil Sie mich daran verhindert haben," erwiderte ich, „indem Sie unser Reisegepäck, ohne mich zu fragen, nach Bristol zurückgeschickt haben." Sie gab mir mit einer spöttischen Miene die Antwort, da ich so viel Herzhaftigkeit hätte, so könnte ich wohl die Reise mit den wenigen Kleidungsstücken, die ich bei mir hätte, unternehmen und sie wollte mir mein Gepäck durch ein andres Schiff nachsenden. Die Frau war sonst sehr sanft, ließ sich aber von ihrer Schwester, die böse war und sich dabei vor der Reise fürchtete, zu diesem Benehmen verleiten. Der Ton, mit dem sie mir dieses sagte, gab mir indessen Muth und den Entschluß ein, sie gehn zu lassen und nach Portsmouth zurückzukehren, um dort das Schiff zu erwarten; denn dieses war noch

nicht angekommen. Man erwartete es jeden Augenblick und ich zweifelte desto weniger an der baldigen Ankunft desselben, da ich von der Langsamkeit der Schiffer und wie sie öfters aufgehalten werden, keinen Begriff hatte. Ich schickte also meinen treuen Jäger Rockel dem Fuhrmann eiligst auf dem Fuß nach, der glücklicherweise etwas Deutsch verstand und sich daher leichter von Rockel bewegen ließ, meine Sachen abzupacken; sodann trennte ich mich von Madame Foy und reisete da wieder hin, wo ich hergekommen war und wo ich nun beschloß, die Schiffe abzuwarten, so lange es, wie ich es meinen Freunden Ireland versprochen hatte, die Jahreszeit verstatten würde, besonders da mir die Familie des Admirals Douglas, deren Bekanntschaft ich daselbst machte, und einige andere gute Leute versicherten, daß ich wohl noch auf vierzehn Tage gute Jahreszeit rechnen könnte. Auch konnten dieses die Officiere, die ich bei Madame Foy gesehn hatte, nicht einmal leugnen und entschuldigten sich nur damit, als ich ihnen vorwarf, warum sie denn dieser das Gegentheil gesagt hätten, daß sie jene Damen so sehr furchtsam gefunden, daß sie geglaubt, sich ihnen durch das Abrathen der Reise am gefälligsten zu machen. Ich aß oft im douglasischen Hause; da ich noch nicht genug die Gebräuche des Landes kannte, so war mir immer bange, wie Ninette à la Cour in der Komödie zu erscheinen. So konnte ich zum Beispiel die auf englische Art mit bloßem Wasser gekochten Gemüse gar nicht hinunter

bringen, bis ich bemerkte, daß andere eine excellente Sauce von Butter dazu thaten. Nun that ich desgleichen und fand sie besser als auf die Art, wie wir sie essen. Doch sind die Gemüse an sich schon so sehr gut in England, daß man sie, auch bloß in Wasser gekocht, mit Salz essen könnte. In eine andere Verlegenheit kam ich auch noch mit dem Trinken. Man that mir die Ehre an, mir anzubieten, ein Glas Wein in der Reihe herum zu trinken. Ich hatte schon von dieser Gewohnheit etwas gehört und daß man durch eine abschlägige Antwort diejenigen beleidige, die einem den Antrag machten. Weil ich nun meine jüngste Tochter Karoline stillte und daher gar keinen Wein trank, so machte mich dieses sehr verlegen. Den ersten Tag hatte ich nicht das Herz, es abzulehnen; da ich aber fürchtete, daß es in der Länge meiner Kleinen schaden thun würde, so fragte ich endlich ganz treuherzig, ob sie sich beleidigt finden würden, wenn ich es nicht thäte und mit Wasser Bescheid gäbe. Sie lachten und versicherten mich, daß schwierige Menschen oder Leute von geringerm Stande es vielleicht übel nehmen möchten, rechtliche Leute würden mich aber dessen überheben, und so war auch diese Bedenklichkeit gehoben.

Man spricht und betet in den englischen Kirchen die Gebete, das Vater-unser und die Gebote, jedesmal laut nach. Es frappierte mich im Anfang sehr, jedermann laut beten zu hören, welches ein so groß Geräusch machte, daß ich darüber auf dem Punkt

war, aus der Kirche heraus zu laufen; endlich aber machte ich es eben so mit.

Die Frauen in England müssen immer einen Hut in der Kirche aufhaben und es würde mit Fingern auf sie gewiesen werden, wenn sie ohne denselben hinein kämen. Als ich nach Deutschland zurückkam und ich und meine Töchter mit Hüten in der Kirche erschienen, so sahe man mich mit großen Augen an. Jetzt trägt man sie vielfältig. So ist's mit jedem ungewöhlichen Gebrauch. Ich blieb drei Wochen in Portsmouth, immer in der Erwartung der Ankunft der Schiffe; endlich versicherte mich jedermann, daß ich, besonders wegen der Kinder, zu viel wagen würde, in dieser späten Jahreszeit noch in See zu gehen, und daß auch hundert gegen eins zu verwetten wäre, daß die Schiffe dieses Jahr nicht mehr nach Quebec hingelangen würden wegen des Eises, mit welchem der St.-Laurent-Fluß gegen die Zeit belegt sein würde. Dieser Umstand, so lange alsdann auf dem Schiffe liegen zu bleiben, wäre noch schrecklicher gewesen und entschied mich vollends, die Reise aufzugeben, hauptsächlich wegen der Kinder, für die mir bange war; denn wäre ich allein gewesen, so hätte ich's gewagt.

Portsmouth ist ein anmuthiger Seehafen, und was es noch interessanter macht, dort zu wohnen, ist, daß man alle Tage daselbst Schiffe ankommen sieht, die sich durch Kanonenschüsse anmelden. Dann läuft man ans Ufer und sieht mit Ungeduld ihrer Ankunft

entgegen. Es werden daselbst Schiffe gebauet und der Dockyard (Schiffs-Werft) ist prächtig, so wie auch das Haus, in welchem die jungen Leute, die zum Seedienst bestimmt sind, erzogen werden. Nie habe ich sonstwo so viel Ordnung und so große Reinlichkeit in einer öffentlichen Schule gesehen. Seitdem ist alles dieses abgebrannt. Das Haus des Admirals ist schön und hat eine prächtige Aussicht. Um die Stadt geht ein Wall mit hübschen Spaziergängen. Auch sind mehrere schöne Häuser in Portsmouth und das Volk ist höflicher als zu Bristol, ob es gleich meistens Matrosen sind. Der Admiral sorgte dafür und bestrafte alle Unordnung strenge, war sonst aber ein guter und gefälliger Mann. Mein Geld ging auf die Neige; ich hatte nur so viel kommen lassen, als ich brauchte, um mich zu equipiren und zu meiner Einschiffung. Die Reise und mein Aufenthalt in Portsmouth, der mir viel kostete, hatten meine Kasse sehr erschöpft; ich war also nicht wenig erfreut, in dem nemlichen Wirthshause, wo ich wohnte, Freunde zu finden, an welche ich mich in etwaiger Verlegenheit wenden könnte. Dieses war ein Capitän Young mit seiner Frau, die von Tabago kamen. Der Capitän hatte im siebenjährigen Kriege unter unserm Herzog, damaligem Erbprinzen, als Adjutant gedient, dem er sehr ergeben war, und da er auch meinen Mann gut gekannt, bot er mir an, mit ihnen nach London zu gehen und dort bei ihnen zu wohnen, wozu ich meinen Antheil zu den Kosten beitragen

sollte. Er war ein Mann im Mittelalter und die Frau ohngefähr dreißig Jahre alt, sehr gelb und nicht hübsch, aber von einem freundlichen Gesicht. Ich dankte dem Himmel für diesen Fund, und da ich sahe, daß mir alle Hoffnung versagt war, in diesem Jahre noch nach Quebec zu kommen, so versprach ich, ihnen zu folgen, welches ich auch gleich einige Tage darauf that. Unterweges blieb ich in einer kleinen, aber hübschen Stadt, deren Name mir entfallen ist. Da mir bange war, daß ich dort eben so viel als in Portsmouth würde bezahlen müssen, forderte ich nur eine kleine Stube und eine Hammelkeule mit Kartoffeln. Der Gasthof war prächtig und alles darin von der größten Eleganz. Die Korridors, Gallerie, mit einem Worte das ganze Haus war von außen mit Blumentöpfen und Bäumen, die sich in Gewinden in einander schlangen, ausgeziert und zwischen diesen hingen noch gläserne Kugeln, in welchen man Goldfische und Vögel sah. Ich war erschrocken über diese Eleganz und fürchtete für meine Guineen, besonders da ich mich in die schönsten Zimmer einführen und meinen Tisch in großem Ueberfluß mit fünf oder sechs der niedlichsten Speisen versehen sah. Als der Wirth mir vollends bei Tische aufwartete, so sagte ich mir: „Das kostet wieder eine Guinee mehr." Den andern Morgen fand ich meine Leute Chocolate und Kaffee trinken und Torten und andere Leckerbissen essen und konnte mich nicht enthalten, ihnen einen kleinen Verweis zu geben, daß sie sich so bewirthen ließen,

da sie doch wüßten, daß ich nicht sehr bei Gelde wäre. Sie versicherten mir, sie hätten nichts mehr als Thee gefordert, der Wirth hätte ihnen aber gesagt, daß solche brave Leute, die ihrer Herrschaft nach Amerika folgen wollten, gut bewirthet werden müßten. Kurz, es war keine Aufmerksamkeit noch Gefälligkeit, mit der ich mich nicht überhäuft sah. Endlich forderte ich mit Furcht und Zittern meine Rechnung, und siehe da! ich hatte nur zehn Schillinge zu bezahlen. Ich sagte dem Wirth, daß er sich gewiß versehen hätte. „Nein," antwortete er mir, „ich habe mehr als meine Auslage und finde mich glücklich, daß ich Ihnen habe zeigen können, daß es in England ehrliche Leute giebt. Ich bewundere Ihren Muth und wünsche, es Ihnen bezeigen zu können."

Als ich in meinen Wagen stieg, fand ich denselben mit Blumengewinden und Sträußen ausgeziert, und wie ich von ohngefähr in eine Wagentasche griff, so fand ich, daß der Wirth die Artigkeit gehabt hatte, sie mit Kuchen und Apfelsinen für die Kinder anzufüllen.

Ich kam zu Ende Septembers in London an und erfuhr bald zu meinem großen Verdruß, daß das Schiff, welches ich so sehnlich erwartet hatte, in Portsmouth angekommen und auch gleich nach Amerika abgegangen war. Inzwischen versicherte man mich, daß ich viel gewagt haben würde, so spät im Jahre noch abzureisen. Doch erfuhr ich nachher, daß das Schiff glücklich hingekommen, ein anderes aber, das

nur einige Tage später angelangt, vom Eise zerschmettert, jedoch die Mannschaft noch gerettet worden sei.

So war ich denn nun in London aufs allerbeste bei Youngs logirt und gespeiset, und so oft ich von Bezahlung sprach, so erhielt ich zur Antwort, daß sie sich zu glücklich fänden, mich zu besitzen. Dieses setzte mich freilich in große Verlegenheit, weil ich sie aber für unermeßlich reich hielt und daß sie deswegen kein Geld von mir nehmen wollten, so dachte ich mir aus, mich malen zu lassen und der Frau vor meiner Abreise mein Portrait im Armband, mit Diamanten, so ich noch besaß, eingefaßt, zum Geschenk zu geben, da ich auf solche Art mich meiner Schuld entledigen konnte, ohne meinem Mann eine Ausgabe zu verursachen. Ich brachte meine Zeit bei Madame Young, die sehr kränklich und hypochondrisch war, und mit unserer Hauswirthin, Mistreß Bohlen, einer würdigen und lieben Frau, zu und fand mich ziemlich glücklich. Mittlerweile erneuerte Madame Young alte Bekanntschaften, machte vielen Aufwand, kaufte Kleider und Kopfzeuge zu Dutzenden und das Haus war beständig voller Schneiderinnen und Modehändlerinnen; und da sie mit allen diesen fertig war, so that sie mir den Vorschlag, öffentliche Oerter und Gesellschaften mit ihr zu besuchen. Ich entschuldigte mich damit, daß ich Amme sei und demnach mein Kind nicht verlassen könnte; überdem wäre ich zu traurig und zu unruhig wegen meines ab-

wesenden Mannes, um mich dazu entschließen zu können; endlich fürchtete ich auch die größern Geldausgaben; sie wisse wohl, daß ich Geld aus Deutschland erwartete, und ich wollte das Zutrauen meines Mannes, der mir völlig freie Hand zu meinen Ausgaben gelassen, nicht mißbrauchen. Sie nahm meine abschlägige Antwort sehr übel auf; denn ihre Absicht war, auszugehen und sie hielt dafür, daß es schicklicher sein würde, wenn sie noch jemand zur Begleitung hätte. Anstatt also daß sie bisher freundlich gewesen, ward sie fast grob gegen mich, und was die Sache noch verschlimmerte, war, daß mich der Mann lobte, daß ich so viel Liebe gegen meine Kinder hätte und deshalb nicht ausginge. Sie kam also eines Tages und fragte mich, ob ich schon ein Quartier gefunden hätte. Wegen der so oftmaligen Einladungen, noch ferner bei ihnen zu bleiben, hatte ich zwar noch nicht daran gedacht; doch antwortete ich nun, daß ich bereits dazu Auftrag gegeben habe. Sie erwiderte mir, daß sie eins für mich wüßte und mit mir hingehen wollte, es zu besehen, und führte mich darauf nach einem wahren Neste, welches noch dazu in einer schlechten und sehr abgelegenen Straße lag. Ich sagte ihr, daß ich dieses zu schlecht fände und lieber auf andere Artikel sparen wollte, als auf die Wohnung, die ich gut haben müßte, da ich an verschiedene vornehme Damen Empfehlungsschreiben hätte und im Stande sein wollte, diese ordentlich zu empfangen. Sie antwortete mir spitzig, daß, da ich solche gute

Wirthin wäre und so eingezogen lebte, sie geglaubt hätte, daß mir dieses genügen würde.

Wie wir von da wegfuhren, entdeckte ich einen Anzeiger an einem Eckhause in einer guten Gegend. Ich ging hinein und fand eine zwar kleine, aber reinliche und anständige Wohnung, wofür man vier Pfund wöchentlich forderte. Ich sagte, daß dieses mehr wäre, als ich zu geben im Stande sei, daß ich aber versichern könnte, wenn man es mir wohlfeiler lassen wollte, so würde ich Abends allezeit bei guter Zeit zu Hause sein und meine Thüre um zehn Uhr zuschließen. Die Wirthin sah meine Kinder, und als sie noch dazu meine Geschichte und Fatalitäten hörte, so sagte sie zu ihrem Mann: „Höre! wir haben keine Kinder, diese werden Kinderstelle bei uns vertreten, das ist besser als einige Guineen mehr." Und darauf ließen sie mir das Quartier für drei Pfund wöchentlich mit Meubles, Küchengeräthe und Waschzeug. Ich nahm sogleich Abschied von meinem bisherigen Wirthe und begab mich in meine neue Wohnung, wo ich mich sehr glücklich fand; denn nicht allein war ich gut logirt, sondern auch mein Wirth und meine Wirthin wurden meine eifrigsten Freunde. Ich sagte ihnen ganz offenherzig, daß meine Absicht wäre, nicht zu viel auszugeben, daß mir zwar mein Mann freie Hand gelassen, ich eben deswegen aber mich in allem einschränken wollte. Ich sagte ihnen noch, daß mein ganzes Kapital dermahlen in zehn Guineen bestände und ich vielleicht

noch unter sechs Wochen nichts bekommen würde. „Nun," erwiderte mir Mistriß Ruffels, meine neue Wirthin, „ich werde Ihre Wirthschafterin sein und Brot und Fleisch für Sie bezahlen, das übrige können Sie bei uns bekommen und so wie Ihre Miethe nach Ihrer Bequemlichkeit bezahlen."

Beide lehrten selbst meinen Kindern das Englische, und wenn ich ausgehn mußte, so vertraute ich sie ihnen an. Als ich im folgenden Frühjahr im Begriff war, abzureisen, so sahe ich den Mann sehr traurig und kummervoll. Ich erkundigte mich nach der Ursach. „Ach!" sagte sie, „es ist Ihre Abreise, die ihn so betrübt, und besonders die Ihrer kleinen Karoline, und er hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, sie uns zu lassen." „Was wollten Sie mit ihr machen, wenn ich nun etwa stürbe?" antwortete ich. „O," erwiderte sie, „den Augenblick, wo Sie sie uns ließen, würden wir sie an Kindes Statt annehmen und ihr unser ganzes Vermögen geben." Wenn ich Lust bezeigte, Kleinigkeiten für meine Kinder zu kaufen, so fragte mich die gute Frau jedesmal, ob auch die Ausgabe die Summe nicht überschritte, die ich mir für mich selbst ausgesetzt hätte. Ich fand mich sehr glücklich, bei so rechtschaffenen Leuten zu sein, und ich hatte noch mehr Ursach, der Vorsehung zu danken, daß sie mich von der Young weggebracht, als in der Folge diese so viele Schulden machte, daß man sie festsetzen wollte und nachdem der Mann flüchtig geworden war, ihre Sachen versiegelte. Die Frau

lebte zuletzt auf Unkosten ihrer Freunde; ich hätte also tausenderlei Verdruß gehabt, wenn ich in Verbindung mit diesen Leuten geblieben wäre. Ich kann das gute Betragen der englischen Nation gegen mich nicht genug rühmen. Sogar Personen, die ich nicht kannte, kamen, mir Geld anzubieten, so viel ich nur brauchen würde, und als ich meine Verwunderung darüber bezeigte und gegen sie äußerte, daß sie ja nicht wissen könnten, ob ich nicht etwa eine Andere wäre, als die, wofür ich mich ausgäbe, so antworteten sie mir, daß, wenn dieses wäre, ich nicht so eingezogen leben und nicht so meine ganze Sorgfalt auf meine Kinder wenden würde, als ich thäte.

Man rieth mir, an Hof zu gehn, da die Königin geäußert hätte, daß sie mich gern sehen wollte. Ich ließ mir also eine Hof-Robe machen und Lady George Germaine präsentirte mich. Es war am Neujahrstage 1777. Ich fand das Schloß sehr häßlich und altfränkisch meublirt. Die Damen und Herren stellten sich alle in das Audienzzimmer; hierauf kam der König, welcher drei Kavaliere vor sich gehn hatte, in das Zimmer. Ihm folgte die Königin mit einer Dame, die ihr die Schleppe trug, und einem Kammerherrn. Der König ging rechts und die Königin links herum. Beide gehn keinen vorbei, ohne ihm was zu sagen. Am Ende des Saals begegnen sie sich, machen sich eine große Reverenz und gehn dann ein jedes von ihnen dahin, wo das andere hergekommen ist. Ich frug Lady Germaine, was ich zu

thun hätte und ob der König, wie ich gehört hätte, alle Damen küßte. „Nein," antwortete sie mir, „bloß die Engländerinnen und die Marquisinnen und man hat nichts weiter zu thun, als stille auf seinem Platz stehen zu bleiben." Wie nun der König an mich heran kam, war ich sehr verwundert, daß er mich küßte, und wurde darüber feuerroth, weil es mir ganz unerwartet kam. Er fragte mich sogleich, ob ich Briefe von meinem Mann hätte. Ich sagte: „Ja, vom 22sten November." „Er ist wohl," erwiderte er, „ich habe mich expreß nach ihm erkundigt, jedermann ist mit ihm zufrieden und ich hoffe, daß ihm die Kälte nichts schaden wird." Ich antwortete, ich glaubte und hoffte, daß, da er in einem kalten Klima geboren wäre, ihm die Kälte nicht so beschwerlich fallen würde. „Ich hoffe es auch," sagte er, „allein dieses versichere ich Ihnen, daß die Luft daselbst sehr gesund und klar ist." Hierauf machte er mir noch einen sehr freundlichen Gruß und ging weiter. Als er weg war, sagte ich der Lady Germaine, daß ich durch den Kuß des Königs nun naturalisirt wäre. Hernach kam die Königin, die auch sehr freundlich gegen mich war und mich fragte, ob ich schon lange in London wäre. Ich sagte: „Zwei Monat." „Ich glaubte schon länger," erwiderte sie. Ich antwortete: „In London nur so lange, aber in England bereits sieben Monat." Sie fragte, ob es mir hier gefiele. Ich sagte ja, daß ich aber doch sehr wünschte, erst in Canada zu sein. „Fürchten Sie Sich denn nicht," frug sie weiter, „vor der See?

Ich liebe sie gar nicht." „Ich auch nicht," erwiderte ich, „allein es ist kein ander Mittel, meinen Mann wiederzusehn, und ich werde also mit Freuden reisen." „Ich bewundere Ihren Muth," sagte sie, „denn es ist eine starke Unternehmung und sehr beschwerlich, zumal mit drei Kindern."

Aus dieser Unterredung sahe ich, daß sie schon mehr von mir gehört hatte, und es war mir daher lieb, daß ich an den Hof gegangen war. Nach der Cour sahe ich alle königliche Kinder bis auf eines, das krank war. Es waren ihrer zehn, die ich alle bildschön fand. Ich ging nachher, da ich so gut aufgenommen worden, noch mehrmalen hin. Als ich vor meiner Abreise nach Portsmouth, im Frühjahr zu meiner Einschiffung, von der Königin Abschied nahm, fragte sie mich nochmals, ob ich mich nicht vor einer solchen erschrecklichen Reise fürchtete; und als ich ihr antwortete, daß, da mein Mann wünschte, daß ich ihm folgte, ich es mit Muth und Vergnügen thäte, weil ich glaubte, meine Pflicht zu erfüllen, und versichert wäre, daß sie an meinem Platz das nemliche thun würde, so sagte sie mir: „Ja; wie man mir aber schreibt, so thun Sie die Reise ohne Vorwissen Ihres Mannes." Ich erwiderte, da sie eine deutsche Prinzessin wäre, so würde sie wohl wissen, daß ich ohne den Willen meines Mannes dieses nicht hätte unternehmen können, weil mir das Geld dazu gefehlt haben würde. „Sie haben Recht," sagte sie, „ich billige Ihren Entschluß und

wünsche Ihnen alles nur ersinnliche Glück. Wie ist der Name Ihres Schiffes? Ich werde mich oft nach Ihnen erkundigen und bei Ihrer Zurückkunft, hoffe ich, werden Sie mich besuchen." Sie hat Wort gehalten und sich oft nach mir erkundigt und mich oft grüßen lassen.

General Bourgoyne hatte meinem Mann versprochen, daß ich mit ihm zugleich reisen sollte; ich fragte deshalb den Lord George Germaine um Rath. Der sagte mir, daß ein Kriegsschiff zwar sicher wäre, da man aber auf selbigem ganz abhängig vom Schiffscapitän wäre, der für die Kost und Ueberfahrt keine Bezahlung nehme, so würde mir dieses unangenehm sein, besonders weil ich Kinder hätte; er riethe mir also mehr zu einem Kauffarteischiff. Herr Watson, ein reicher Londner Banquier, ein würdiger Mann, der schon dreimal Lord-Mayor von London gewesen (eben der, dem ein Haifisch in Westindien einstmals beim Baden einen Fuß abgebissen), hatte meinen Mann in Canada gesehn und ihm sein Schiff für mich versprochen. General Howe, ein alter Freund meines seligen Vaters und auch der meinige, rieth mir sehr, es anzunehmen und versprach mir, um dem Schiffe mehr Ansehn und mir mehr Sicherheit zu geben, einen Marque-Brief für dasselbe und sechzig Mann und zwei Officiere. Herrn Watson war dieses recht lieb, denn es ist sehr einträglich für den Eigenthümer des Schiffes; dagegen aber ist das Schiff auch der Gefahr eines Gefechts ausgesetzt, wenn es dem Feinde be-

gegnet. Herr Watson zeigte mir das Schiff und stellte mich dem Capitän und der ganzen Schiffsequipage vor und declarirte ihnen, daß derjenige, der sich gegen mich vergehn würde, dieselbe Strafe zu gewärtigen haben sollte, als wenn er sich gegen ihn selbst vergangen, und daß der, über welchen ich klagen würde, augenblicklich verabschiedet werden sollte.

Das Schiff war groß und geräumig und wurde gleich ganz so eingerichtet, wie ich es wünschte.

Da ich wußte, daß es meinem Mann lieb sein würde, so schrieb ich an Madame Foy und bot ihr an, mit mir zu reisen. Sie nahm es an und alles Vergangene war vergeben und vergessen. Wir fanden uns zusammen in Portsmouth und den 15ten April 1777 Nachmittags um vier Uhr gingen wir auf unser Schiff, wo wir den ganzen Abend sehr beschäftigt waren, unsere Sachen in Ordnung zu bringen und uns dann um neun Uhr zu Bette legten.

Fortsetzung der Auszüge aus Briefen.

Zweiundzwanzigster Brief.

Vom General Riedesel an seine Frau.

Trois-Rivieres, den 16. April 1777.

Welch trauriger Wechsel von Glück und Unglück! In Isle aux Noix brachte man mir zu Ende der letzten Campagne die gute Nachricht, daß Du glücklich mit allen unseren Kindern in Quebec angekommen wärest. Ich war außer mir vor Freude über die Aussicht, den angenehmsten, ruhigsten Winter in Deiner Gesellschaft und im Schooße meiner lieben Familie zuzubringen. Wie ward ich aber so schrecklich in meiner Erwartung betrogen, als ich hier ankam und anstatt Dich zu finden, Deinen letzten Brief erhielt, der mit dem Schiff „The London" angekommen ist, und daraus sahe, daß Deine Reise bis zum Frühjahr aufgeschoben wäre! Dieses war ein Donner-

schlag für mich und der einzige Trost, der mir blieb, war, daß ich doch dem Himmel danken konnte, daß Du und meine lieben Kinder zum wenigsten alle wohl waret.

Das Schiff „The London", welches zu Deiner Ueberfahrt bestimmt war, ist den 8ten December zu Quebec ohne den mindesten Unfall angelangt. Deine Stuben waren für Dich und unsere kleine Familie bequem genug meublirt und eingerichtet; wir hätten also vielleicht einen der glücklichsten Winter, die wir jemals in unserm Ehestand gehabt, zusammen zugebracht. Das ist nun alles zu Wasser geworden. Aber Gott hat es so gewollt. Man muß nicht murren, sondern sich seinem heiligen Rathschluß unterwerfen. Ich habe versucht, meinen Kummer zu zerstreuen, aber umsonst. Ich bin vom 30sten December bis zum 16ten Januar in Quebec gewesen, um dem General Carleton meine Aufwartung zu machen, und bin mit Höflichkeit und Distinktion überhäuft worden. Nach meiner Zurückkunft habe ich den Geburtstag der Königin durch ein großes Diner, Ball und Souper gefeiert und habe dann nach dem Beispiele der andern Generale fortgefahren, alle Woche ein Souper und einen Ball zu geben, theils um mir die Zuneigung der hiesigen Einwohner zu erwerben und theils auch, um den Officieren Gelegenheit zu unschuldigen Vergnügungen zu geben und sie dadurch vom Besuchen der Wirthshäuser und von schlechten Gesellschaften abzuhalten. Der General Phillips hat

mich im Monat Februar besucht. Ich habe zu verschiedenen Malen unsere Regimenter in ihren Winterquartieren besehn und Anfangs März hat mich der General Carleton hier besucht und hat Revüe über alle unsere Truppen gehalten. Er ist mit allem sehr zufrieden gewesen. Ich habe ihn bis Montreal begleitet, wo ich acht Tage mit ihm beim General Phillips gewesen bin. Auf dem Rückwege hat er sich noch zwei Tage bei mir aufgehalten. Seit der Zeit bin ich wieder herumgereist, um unsere Regimenter zu besichtigen. Die Woche nach Ostern habe ich allein auf dem Lande zugebracht, um in Ruhe meine Andacht zu haben; und nun, da die Jahreszeit anfängt, schön zu werden und wir uns schmeicheln, Schiffe aus Europa ankommen zu sehn und dahin absenden zu können, ergreife ich sogleich die Feder, um mich mit Dir zu unterhalten, da ich noch ungewiß bin, ob und wann Du kömmst und ich es Dir doch auf allen Fall nicht an Nachrichten von mir fehlen lassen will. Doch wünschte ich lieber diesen Brief umsonst geschrieben zu haben und die Freude zu genießen, Dich mit dem ersten Schiffe ankommen zu sehn.

Du hast in diesem Briefe einen kurzen Bericht von allem, was ich in diesem Winter gethan habe, und nun will ich Dir nur noch sagen (um Dir einen Begriff zu geben, mit welcher Geschwindigkeit man hier mit Schlitten reiset), daß ich vom 20sten Februar bis zum 10ten April 580 Lieues, das ist 435 gute

deutsche Meilen gemacht habe, zum Theil auf dem Schnee, größtentheils aber auf dem zugefrornen Fluß St. Laurent. Noch weiß ich nicht, wann die Armee aufbrechen wird, um nach Neu-England zu gehn. Wenn Du noch kömmst, wie ich mich dessen immer schmeichle, so ruhe Dich einige Tage in Quebec aus, wo Du bei meinem guten Freunde Herrn Murray wohnen wirst, dessen Frau, die eine Person von Verdienst ist, Dir sehr gefallen wird; und wenn wir schon von hier aufgebrochen sein sollten, so nimm Deinen Aufenthalt zu Trois-Rivieres, wo Du mein Quartier leer und zur Wohnung für Dich zubereitet finden sollst, zu welchem Behuf ich meine übrige Equipage auch in demselben Hause lassen werde. Der Großvikar, Mr. Saintonge, wird Dir bei Deiner Ankunft die Schlüssel überreichen und er und die Connaucourtsche Familie werden Dir alles leihen, was Du noch an Meubeln nöthig haben könntest.

Du wirst den Garten ziemlich, sowohl zum Spazierengehen, als auch zur Lieferung der Bedürfnisse für Deine Küche, eingerichtet finden und kannst dann so lange hier bleiben, bis wir eine fixe Station auf der andern Seite des Sees in Neu-England haben, da ich dann suchen will, Dir ein großes Schiff zu Deiner Ueberfahrt über den See zu verschaffen und Dir einen sichern Officier senden werde, der Dich zu mir bringen soll. Ich glaube, daß wenn Du nach Quebec kommst, Dir der Ort nicht gefallen wird. Auch die Frau des Generals Carleton wird keine

Frau für Dich sein, sie ist zu stolz. Madame Murray ist eine würdige Frau; alle unsere Officiere finden, daß sie Dir ähnlich sieht, und darum habe ich sie allen andern Damen vorgezogen. Hier zu Trois-Rivieres wirst Du drei Häuser finden, welche Dich mit Höflichkeiten überhäufen und alles thun werden, was Du nur wünschen kannst. Erstlich das des Großvikars, der eine Cousine Nahmens Cabenac hat, die ein Mädchen von vielem Verstande ist, von der ich sicher bin, daß sie Dir gefallen wird; alsdann das Haus von Herrn Connancourt, Obersten der Miliz, der Wittwer ist, aber drei Töchter hat, die eine gute Erziehung gehabt haben und gute Gesellschaft für Dich sein werden; und endlich das Nonnenkloster, worin auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen ist und wo unsre beiden ältesten Töchter angenehme Unterhaltung finden können. Ich glaube, daß Du Trois-Rivieres wegen der Wohlfeilheit vor Quebec vorziehen wirst, denn man kann hier um die Hälfte wohlfeiler als in Quebec oder Montreal leben.

Ich schreibe diesen Brief in duplo, einmal nach England, im Fall Du die Reise nicht unternommen haben solltest, und zweitens nach Quebec, wo Du ihn, wenn Du kömmst, bei Madame Murray in Abschrift finden wirst.

Dreiundzwanzigster Brief.

Von Ebendemselben.

Trois-Rivieres, den 5. Junii 1777.

Liebste Frau! Den 6ten ist der General Bourgoyne aus England hier angekommen und hat mir die gute Nachricht mitgebracht, daß Du damals auf dem Schiffe des Herrn Watson abzureisen im Begriff gewesen seist. Ich habe Dich also schon seit vier Wochen mit der größten Ungeduld erwartet und muß nun, da Deine Flotte so lange ausbleibt, abreisen, ohne die Freude gehabt zu haben, Dich zu sehn, welches mich unaussprechlich grämet. Da es aber doch nun einmal nicht zu ändern ist, so will ich nicht murren; denn es ist Gottes Wille, der alles am weisesten und mehr für unser eigenes Beste zu lenken weiß, als wir oft glauben.

In diesem Augenblick, meine Liebe, gehe ich nach St. John, um von da den See Champlain zu passiren und nach Neu-England zu kommen. Ich stelle Dir ganz frei, ob Du lieber in Quebec, Trois-Rivieres oder Montreal bleiben willst. Ich glaube, Trois-Rivieres wird Dir am besten behagen, weil es wohlfeiler ist, Du daselbst ein ganz eingerichtetes Haus und Garten findest, auch unter Landsleuten bist; denn der Obristlieutenant Ehrenkron commandirt hieselbst. Auch bist Du da bei unserer Casse

und wird es Dir folglich an Geld nicht fehlen. Du findest überdies einen Vorrath Wein und allerhand andere Dinge, die da bleiben. Ich lasse auch den Capitaine d'armes Buhring, von meiner Compagnie, hier, um Dich in allem zu unterstützen und Dir zu zeigen, wo du Lebensmittel bekommen kannst. Deine Leute können ihre Vorräthe aus dem Magazin erhalten. Da ich mir schmeicheln kann, daß mir die hiesigen Einwohner wohl gewollt, so bin ich gewiß, daß sie Dir Höflichkeiten erzeigen werden.

Wenn du mit den Kindern spazieren fahren willst, so darfst Du nur die Post nehmen. Das kostet nur einen Schilling für jede Liene. Uebrigens sei ruhig, meine Liebe! Ich werde Dich nicht lange hier warten lassen und sobald unsre Lage nur ruhiger sein wird, lasse ich Dich gleich zu mir abholen.

Lebe wohl, liebe Frau! Das Herz ist mir sehr schwer, daß ich fortgehn soll, ohne Dich zu sehn, aber ich hoffe, daß es nicht auf lange sein wird.

Vierundzwanzigster Brief.

Von Ebendemselben.

Chambly, den 10. Junii 1777.

Obgleich von Dir entfernt, liebes Weib, so bin ich doch stets im Geiste bei Dir und suche jetzt die

Einsamkeit, um mich mit Dir unterhalten zu können und die angenehmen Stunden in mein Gedächtniß zurück zu rufen, die wir mit einander verlebt haben.

Einige Tage vor meiner Abreise von Trois-Rivieres habe ich den Fehler begangen, das Fenster in meiner Schlafkammer aufzulassen, und mir dadurch ein Flußfieber zugezogen, das zwar den 6ten, als den Tag meiner Abreise, vorüber war, nur doch aber den ersten Tag unsers Marsches etwas Mattigkeit hinterließ. Jetzt bin ich, gottlob, wieder vollkommen hergestellt. Morgen gehe ich nach St. John, um die Kähne ausbessern zu lassen. Nunmehro, hoffe ich, bist Du glücklich in Quebec angekommen und ich erwarte Deinen ersten Brief mit der größten Ungeduld. Kaum werde ich das Herz haben, denselben zu öffnen, aus Besorgniß, zu sehn, daß Dir oder einem der Kinder auf der Reise etwas zugestoßen sei. Wenn ich aber darin gefunden haben werde, daß Du mit den Kindern wohl bist, dann will ich Gott danken und eine unaussprechliche Freude haben. Und dann soll auch unsere Trennung nicht mehr lange dauern, ich lasse Dich gleich abholen, sobald es nur etwas ruhiger bei uns wird.

Die Zeit fehlt mir, diesen Brief länger zu machen. Lebe wohl und sei ohne Unruhe! Gott wird mein und Dein Beschützer sein in allem, was uns begegnen kann.

Tagebuch der Generalin Riedesel über ihre Seereise von Portsmouth nach Quebec bis zu ihrer Ankunft daselbst.

Den 16ten April 1777, als das Kriegsschiff „La Blonde“ das Signal gegeben hatte, sind wir, und zwar 31 Schiffe an der Zahl, von Spithead nach St Helen's gesegelt, um daselbst das andere uns convoyirende Kriegsschiff, „The Porpoise“ genannt, abzuwarten. Wir sind den Tag fast alle seekrank gewesen, besonders da wir die Anker ausgeworfen hatten; denn alsdann, finde ich, ist die Bewegung des Schiffes viel unangenehmer.

Den 17ten erhob sich der Wind und

den 18ten um sechs Uhr Morgens wurde ein zweites Signal gegeben, da wir denn zu unserer allerseitigen Zufriedenheit absegelten.

Den 19ten passirten wir mit gutem Winde Plymouth. Meist alle waren wohl und ich und meine drei Kinder befanden uns wie zu Hause. Das Wetter

war so schön, daß wir auf dem Verdeck tanzten. Unsere Musik war ein trefflicher Pfeifer und zwei Trommelschläger.

Den 20. 21. 22. und 23sten hatten wir widrigen Wind, Sturm, sehr hoch gehende Wellen und schlechtes Wetter. Auch waren alle Menschen krank, nur ich hatte keine Zeit dazu, weil meine Leute fast am kränksten von allen waren und ich also genöthigt war, meine drei Kinder allein zu warten. Ich glaube, daß nichts bessers gegen das Kranksein ist, als recht sehr beschäftigt zu sein; denn den ersten Tag war ich so krank wie die andern; da ich aber meine Kinder krank und ohne Pflege sah, so dachte ich nur an sie und befand mich wirklich besser, hatte auch guten Appetit. Ueberhaupt thut man auf dem Schiffe nichts als essen und trinken; wir hatten alle Tage vier, auch manchmal fünf bis sechs Schüsseln, die recht gut zugerichtet waren. Des Morgens, wenn ich aufgestanden war, frühstückte ich in unserm Kabinet, wusch und kleidete die Kinder, dann mich selbst und stieg dann aufs Verdeck. Wenn ich konnte, so arbeitete ich, und um zwei Uhr aßen wir zu Mittag, tranken um sechs Uhr Thee und um acht Uhr Abends ging ich hinunter und zog die Kinder aus. Dann hielt ich meine Abendmahlzeit und um zehn Uhr legte ich mich zu Bette. Meine älteste Tochter, Auguste, war zwei Tage recht krank, hernach aber befand sie sich besser als je; die andern beiden waren nur wenig krank. Alle drei hatten guten Appetit.

Den 24sten hatten wir schönes, aber sehr kühles Wetter und der Wind war zu schwach.

Den 25sten fiel eine Windstille ein und wir blieben fast auf dem nemlichen Platz. Das Steuerruder brach, der Capitän aber, der sich gut auf solche Dinge verstand, setzte es gleich wieder in Stand. Wir hatten seit unserer Abreise erst 250 Seemeilen gemacht.

Ich weiß nicht, ob es die Hoffnung war, meinen Mann bald wieder zu sehn, die mir Muth gab, aber ich fand die See nicht so schrecklich, wie sie mir manche vorgemalt hatten, und hatte nicht die mindeste Reue, die Reise unternommen zu haben. Ich war mir bewußt, meine Pflicht zu erfüllen, und war ruhig, weil ich Gott zutrauete, daß er mich glücklich zu meinem lieben Mann bringen würde. Meine Leute hätte ich gern zurückgeschickt, die, viel ängstlicher und furchtsamer wie ich, mir fast ganz unbrauchbar waren. Ich beklagte sie, denn sie hatten freilich nicht dasselbe Interesse als ich, einen geliebten und geschätzten Mann wieder zu erlangen. Die Kinder waren ganz anders, denn wenn sie auch recht seekrank waren und ich fragte sie, ob sie lieber aushalten oder zurückkehren wollten, so antworteten sie mir: „O, wir wollen gern krank sein, wenn wir nur bei Papa kommen.“

Den 26sten hatten wir wiederum guten Wind und rückten gut weiter.

Den 27sten war Gottesdienst auf dem Schiffe. Es war recht erbaulich anzusehn, wie die ganze Schiffs-

mannschaft auf den Knieen lag und mit Inbrunst betete. Den Abend veränderte sich der Wind und das Schiff schwankte so erschrecklich, daß viele wieder von neuem seekrank wurden, doch nicht so stark, wie das erstemal. Ich kam öfters zum Fallen und einer meiner Töchter wurde von einer umgeworfenen Thüre ein Finger gequetscht und die andere wurde am Kinn verwundet.

Den 2ten Mai hatten wir 650 Seemeilen gemacht.

Den 3ten bis 6ten hatten wir widrigen Wind und Stürme und es wurde auch den 4ten wegen allzu üblen Wetters kein Gottesdienst auf dem Schiffe gehalten. Das Schiff wurde bei einem Sturme, den wir in der Nacht vom 5ten zum 6ten hatten, so geworfen, daß wir kein Auge zuthun konnten und mir immer bange war, eines meiner Kinder, die alle drei bei mir schliefen, zu erdrücken. Fritzchen ging nie zu Bette, ohne für ihren Vater zu beten, und sagte hernach einmal: „Ich wünschte bald meinen lieben Papa zu sehn". Ich fragte sie, was sie dann beten würde, wenn sie bei ihrem Vater sein würde. „Dann", sagte sie, „werde ich Gott alle Tage bitten, daß er uns nicht mehr von ihm trenne." Dies rührte mich bis zu Thränen.

Endlich änderte sich der Wind am 6ten gegen Mittag und wir hatten den 7ten sehr guten Wind und machten 130 Seemeilen in 24 Stunden. Alles war vergnügt und die Schiffe machten sich Besuche. Das Schiff „Henri", welches 134 Mann von unsern Truppen

am Bord hatte, war so höflich, seine Flagge aufzustecken und zu rufen: „Es lebe unsere liebe Frau Generalin und guter General!“ Ich rief ihnen wieder zu: „Es lebe das ganze Schiff!“ und wies ihnen meine drei Kinder als das beste, was ich hatte. Darauf riefen sie wieder: „Hurra! hurra!“ Einen Augenblick nachher fingen sie eine Betstunde an und sangen Lieder. Mein ganzes Herz war bewegt. Das Kriegsschiff „Porpoise“ kam fast alle Tage an unsers heran, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und ob sie uns mit etwas aushelfen könnten. Der Schiffscapitän war derselbige, der meinen Mann nach Canada gebracht hatte, und mein Mann hatte sich ihn verbindlich gemacht, denn er war nur Lieutenannt, wie er mit ihm hinkam, und auf seine Verwendung ward er Schiffscapitän. Es war noch ein Obrister Skin, Gouverneur der Provinz Georgien, mit seinem Sohn am Bord dieses Schiffes, deren Bekanntschaft ich in Portsmouth gemacht hatte, wo sie so höflich waren, mir einen Vorschuß von 200 Guineen anzubieten, im Fall ich Geld brauchen sollte, welches ich zwar nicht nöthig hatte, dennoch aber in dankbarem Andenken behielt.

Den 8ten begegneten wir einem Schiffe, das man anfänglich für ein amerikanisches hielt. Ob wir gleich davon nichts zu befürchten hatten, so war mir doch ein wenig bange, denn ich sehnte mich nicht, einem Seegefechte beizuwohnen. Auf dem Kriegsschiff „La Blonde“ riß ein Tau und vier Matrosen

fielen ins Meer. Einer davon wurde noch gerettet, aber drei ertranken.

Den 9ten hatten wir 1000 Seemeilen, also ohngefähr den dritten Theil unserer Fahrt, zurückgelegt.

Den 10ten und 11ten hatten wir guten Wind und legten diesen letzteren Tag jede Stunde ein Knot (d. i. Seemeile, nach den Knoten in der Leine, nach welcher die Seemeilen berechnet werden, also benannt) zurück. An diesem Tage war Gottesdienst und alle Soldaten in Parade.

Den 12ten hatten wir gutes Wetter, der Wind war uns aber nicht günstig.

Den 13ten war er besser und den 14ten veränderlich und solche dicke Luft, daß man in der Nacht genöthigt war, die Trompete zu blasen, um die andern Schiffe zu warnen, daß sie unserm Schiffe nicht zu nahe kommen sollten.

Den 15ten regnete es den ganzen Tag und war sehr kalt, doch war der Wind gut bis am Mittag, da veränderte er sich aber und wir hatten

den 16ten bis zum 21sten widrigen Wind und meistens schlechtes und sehr kaltes Wetter. Noch ein schlimmer Umstand war, daß der Capitän des einen uns convoyirenden Kriegsschiffes „La Blonde", der niemals in diesen Gegenden gewesen war, sich zu weit nordwärts geschlagen hatte, welches uns an 500 Seemeilen zurückbrachte, so daß wir nun einen Nordwind abwarten mußten, um auf die Bänke von Neu-Foundland zu kommen.

Den 22sten hatten wir Vollmond und mit demselben bekamen wir guten Wind, welches alle Gesichter erheiterte.

Den 23sten war der Wind veränderlich. Wir sahen die Bänke und konnten sie doch nicht erreichen. Ich kam mir vor wie der Fuchs in der Fabel mit den Weintrauben und hätte darüber weinen mögen. Wir waren schon fünf Wochen auf der See und hatten erst 1660 Seemeilen gemacht. Dabei war es so neblig, daß die Kriegsschiffe alle Stunden eine Kanone abfeuerten, um zu verhüten, daß die andern Schiffe sich nicht verlören.

Eines der Schiffe, „The silver Eel" genannt, verlor seinen großen Mast und in der Nacht kam es mit dem „Porpoise" ganz von uns ab, welches mir etwas Unruhe machte, weil mein ganzes Gepäcke, meines Mannes Wein und die Montirungen am Bord dieses Schiffes waren. Beide Schiffe kamen auch erst den 30sten wieder zu uns.

Den 24sten hatten wir zwar gutes Wetter, aber noch widrigen Wind, wie auch den 25sten.

Den 26sten bekamen wir guten Wind und langten glücklich auf den Bänken von Neu-Foundland an. Der Schiffskoch fing einen starken Kabeljau und brachte ihn mir. Unser Schiffscapitän, der ein alter vertrauter Bekannter von Madame Foy war und es übel nahm, daß er ihn dieser nicht gegeben hatte, riß ihm denselben aus den Händen und warf ihn wieder ins Meer. Ich schenkte dem guten Menschen

inzwischen eine Guinee für seine Dienstfertigkeit. Wir fingen den ganzen Tag nichts mehr, ich hatte aber den Triumph, daß der Capitän des „Porpoise“ mir vier Kabeljaus schickte, auf ein Bret gebunden, woran man einen Strick befestigte und es dann wieder ins Meer warf. Ich traktirte die ganze Schiffsgesellschaft damit, als wenn nichts vorgefallen wäre, worauf doch der Schiffscapitän über seine gegen mich begangene Grobheit beschämt schien.

Dieser eben erwähnte Vorfall war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die mir Madame Foy verursachte; ich habe vielmehr oft Ursach gehabt, es zu bereuen, daß ich sie mitgenommen, denn ihre Schwester, die sie auch wieder mit hatte, war nicht von der besten Aufführung und dabei sehr eigensinnig, und die alte Bekanntschaft der Madame Foy mit dem Schiffscapitän, von der ich vorhin gesagt, machte, daß sie sich nicht getrauete, ihm Freiheiten zu versagen, an die er vormals gewöhnt gewesen war. Auch ihr Kammermädchen, eine bildschöne Kreatur, machte bloß die Reise mit, um aus einem Lande zu kommen, wo sie schon allzu bekannt war, und um unter den Matrosen solche lockere Freunde zu finden, wie sie sie gern hatte. Eines Tages wurde der Weinvorrath des Schiffscapitäns bestohlen und mein armer Jäger Rockel dessen beschuldigt. Dieses grämte mich für den ehrlichen Menschen mit. Glücklicherweise aber traf es sich, daß eine Nacht, da Mademoiselle Nancy (so hieß das gedachte Kammermädchen) eben wieder

im Begriff war, Wein zu mausen, das Schiff eine plötzliche starke Bewegung machte, welche sie mit zwei Bouteillen in der Hand zum Fallen brachte; darüber that sie einen großen Schrei, man lief hinzu und ihre Dieberei ward entdeckt. Sie entschuldigte sich damit, daß ihr der Befehlshaber der Soldaten geheißen habe, ihm Wein zu verschaffen. Dieses war ein alter Trunkenbold, der oft die Nächte mit ihr in meiner Vorkammer zubrachte, besonders des Sonnabends, wo es Schiffsgebrauch war, den Abend mit Trinken auf die Gesundheit der Frauen und Liebchen zuzubringen. Glücklicherweise hatte ich mir den Lieutenant, die alten Unteroffiziere und den Steuermann dadurch zu Freunden gemacht, daß ich oft mein Essen mit ihren Frauen und Kindern getheilt hatte. Diese also kamen zu mir, wie jene es eben eine Nacht recht arg gemacht hatten, und versicherten mich, daß ich ihnen gejammert hätte; sie hätten aber aufgepaßt, und wenn die wüsten Menschen mir zu nahe gekommen wären, so würden sie mir alsobald zur Hülfe geeilt sein, und sie versprächen mir auch, daß sie mich alle Sonnabend auf diese Art bewachen wollten. Diese Gefälligkeit rührte mich sehr und diente mir nachmals sehr zur Beruhigung.

Den 27. 28. und 29sten hatten wir guten Wind und schönes Wetter. Das Schiff „The Blonde“ fing an hundert Fische. Es waren große Stockfische, deren einige fünfzig Pfund wogen und die sehr gut waren. Man hing sie um die Schiffe herum an den Mäulern

auf, füllte die Augenlöcher mit Salz aus und nahm ihnen die Eingeweide aus, da sie sich denn lange gut erhielten.

Den 30sten hatten wir das schönste Wetter von der Welt, aber eine Windstille. Es war ein prächtiger Anblick, einige dreißig Schiffe auf der offenen See zu sehn, die so klar war wie ein Spiegel. Wir hatten nunmehro die große Bank passirt und in allem 2112 Seemeilen, also über $^2/_3$ unserer Reise gemacht. Wir sahen eine Menge Wallfische ganz nahe bei unserm Schiff, worunter junge von 35 bis 40 Fuß Länge waren.

Den 31sten hatten wir das Vergnügen, das erste Land zu sehn, welches Chapeau rouge genannt wird. Mein Herz schlug mir für Freude. Nachmittags passirten wir die Insel St. Pierre.

Den 1ten Juni war das Wetter etwas regnigt, aber guter Wind.

Den 2ten hatten wir erst eine Windstille, dann aber guten Wind und passirten die Insel St. Paul und Cap Breton.

Den 3ten kamen wir in den Meerbusen St. Laurent und sahen Port-Eylands, welches große Felsen sind. Es war der Geburtstag meines Mannes und mein Herz mit einer Mischung von Freude und Traurigkeit erfüllt und mit der Sehnsucht, ihn nun endlich bald wieder zu sehn, ihn in meinen Armen zu halten und ihm unsere lieben Kinder darzustellen.

Den 4ten kamen wir in den Fluß St. Laurent,

und sahen zur linken Hand Berge. Es begegneten uns eine Menge Schiffe, die nach Europa zurückfuhren; aber der Wind war zu heftig, als daß wir mit ihnen hätten sprechen können. Viele von den unsrigen sagten, sie sähen Soldaten darauf. Dies verursachte mir unbeschreibliches Leiden bis zu unsrer Ankunft; denn der Gedanke, in ein fremdes Land zu kommen, wo mein Mann eben wieder abgereist und nach Europa zurückgekehrt wäre, war mir erschrecklich.

Den 5ten in der Nacht passirten wir die Insel Anticosti.

Den 6ten sahen wir schon Land und Berge von beiden Seiten und hatten nunmehr 2760 Seemeilen zurückgelegt. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Tage und ich suchte, sie mir durch arbeiten zu vertreiben. Ich hatte die Zeit über schon eine doppelte Nachtmütze für meinen Mann gestrickt, zwei Geldbeutel und sieben Mützen für mich und die Kinder und noch viele andere kleine Sachen gemacht.

Den 7ten hatten wir widrigen Wind.

Den 8ten ward er aber gut und wir hatten nur noch 160 Seemeilen bis nach Quebec.

Den 9ten bekamen wir eine Windstille und ankerten bei der Insel Pot de Brandi.

Den 10ten um vier Uhr des Morgens wurden die Anker wieder gelichtet und wir waren nun über alle gefährliche Stellen glücklich hinüber. Es ist ein entzückender Anblick, hier das Ufer von beiden Seiten

zu sehen, die Häuser, den großen Wasserfall von Montmorency und dann Quebec, welches wir

Den 11ten des Morgens um zehn Uhr zu Gesicht bekamen. Die herzerschütternde Freude, die mir die erste Ansicht dieses so sehnlich gewünschten Ziels unserer Reise gab, machte mich an allen Gliedern zittern. Quebec präsentirt sich sehr hübsch und ich dachte beim Ueberblick dieser ganzen Ansicht an die Briefe von Emilie Montagu, die eine so schöne Beschreibung davon macht, welche ich auch ganz richtig fand. Nur die Stadt Quebec ist so häßlich als möglich und sehr unbequem, denn man muß einen großen Berg hinan steigen, wenn man durch die Straßen geht. Auch sind wenig hübsche Häuser daselbst, aber die Einwohner sind höfliche Leute. Als wir ankerten, hatte ich eine große Satisfaktion. Unser Schiffscapitän, der sonst ein guter Mann war, sich aber durch seine Verhältnisse mit Madame Foy hatte verleiten lassen, sich unartig gegen mich zu betragen, kam zu mir und bat mich deshalb um Verzeihung und zugleich um meine Verwendung, daß man keine Matrosen von seinem Schiffe pressen möchte. Es wurde nemlich auf allen Schiffen bei ihrer Ankunft nachgesehen, wie viel Matrosen sie hätten, und wenn man dafür hielt, daß ihrer zu viel wären, ein Theil davon für die königlichen Schiffe weggenommen. Ich that das Gesuch für ihn und war so glücklich, daß es mir bewilligt wurde.

Als man in Quebec erfuhr, daß ich ankäme,

wurde ich von den Schiffen im Hafen mit Kanonenschüssen begrüßt und Mittags um zwölf Uhr sahen wir ein Boot mit zwölf Matrosen ankommen, die weiß angezogen waren und silberne Helme und grüne Schärpen hatten. Diese waren geschickt worden, um mich abzuholen, und brachten mir Briefe von meinem Mann, in welchen er mir schrieb, daß er zur Armee hätte abgehen müssen. Diese Nachricht erschreckte und betrübte mich sehr, ich faßte aber sogleich den Entschluß, ihm zu folgen und wenn es auch nur auf etliche Tage sein sollte. Ich setzte mich mit den meinigen ins Boot, wo ich auch Madame Foy und ihre Schwester mit hinein nehmen zu dürfen mir ausbat und dadurch das Vergnügen hatte, sie für die mir verursachten Verdrießlichkeiten zu beschämen; wir landeten endlich nach so sehnlichem Verlangen und achtwöchentlicher Schiffahrt gegen ein Uhr Mittags glücklich an. Als wir ans Land stiegen, fand ich ein kleines Kariol mit einem Pferde. Dieses war die Equipage der Generalin Carleton, welche mich bitten ließ, zu ihr zum Essen zu kommen und auch bei ihr zu logiren. Ich nahm nur ersteres an, weil ich gleich wieder fort und meinem Mann nach wollte. Ich wurde von allen daselbst mit Freundschaft empfangen und man wußte nicht, wie man mir die Freude über meine Ankunft hinlänglich bezeigen sollte, und versicherte mich, daß sie meinen Mann sehr glücklich machen würde. Die Generalin Carleton war schon so gütig gewesen, wie sie er-

fahren, daß die Flotte ankäme und ich mit darauf, ihrem Gemahl sogleich einen Courier zu schicken, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, damit er meinen Mann mit dieser Nachricht erfreuen könnte. Man war verwundert, mich wie die Engländerinnen gekleidet zu sehen, da man unsre Soldatenfrauen in Kamisol, kleinen Mäntelchen und runden Mützen mit einer Flebbe hatte ankommen sehen und geglaubt hatte, daß dieses das deutsche Kostüm sei. Die canadische Frauenkleider-Tracht ist ein sehr langer Mantel von Scharlachtuch; die Reichen tragen ihn von Seidenzeug; ohne diesen gehen sie niemals aus. Dabei tragen sie eine Art Dormeusen mit großen farbigen Bandschleifen, welche den Adel von den andern unterscheiden und worauf sich die Adlichen so viel einbilden, daß sie im Stande wären, einer nichtadlichen Einwohnerin, die sich unterstände, sich damit auszuputzen, den Kopfputz abzureißen. Die großen Mäntel verstecken oft sehr schlechte und schmutzige Kleider. Alsdann tragen sie noch Unterröcke und Jacken mit langen Aermeln und auf ihrem Kopf, wenn sie ausgehen, große Kaputzen, die ihnen den ganzen Kopf und das Gesicht bedecken und die im Winter mit Federn wattirt sind.

Um zwei Uhr Nachmittags setzten wir uns bei der Generalin Carleton zu Tische.

Fünfundzwanzigster Brief.

Auszug aus einem Briefe des Generals Riedesel an seine Frau aus St. John vom 13. Juni 1777, den sie aber nicht mehr erhalten, da sie gleich von Quebec wieder weggereist war, um sobald als möglich zu ihm zu kommen.

Sei mir willkommen, mein lieber Engel, auf dem festen Lande von Canada! Ich war eben mit allen den andern Generalen bei Tische beim General Phillips, als der Courier ankam, der mir die erfreuliche Nachricht mitbrachte, daß die Flotte von Portsmouth schon bei der Insel Bie im Gesicht von Quebec wäre und daß man schon Nachricht hätte, daß Du mit darauf und mit den drei Kindern gesund und wohl seist. Du wirst also ohne Zweifel denselben Abend noch, als der Brief geschrieben war, angekommen sein.

Die ganze Gesellschaft bezeigte eine allgemeine Freude und man trank einen guten Zug auf Deine glückliche Ankunft. Der Antheil, den Alle an meiner Zufriedenheit nehmen, macht mir viel Vergnügen. Nur hätte ich gewünscht, daß Du acht Tage eher gekommen wärest, da ich denn das Glück gehabt hätte, Dich zu sehen, denn ich hatte mir vorgenommen, wenn ich Deine Ankunft erfahren hätte, ehe ich den St.-Laurent-Fluß passirt wäre, wieder umzukehren,

um Dich zu sehen und zu umarmen. Nun war es aber zu spät und ging nicht mehr an; laß uns indessen nur Geduld haben, liebe Frau! Unsre Trennung soll nicht mehr lange währen und nur so lange, bis Du hier nur einigermaßen mit Sicherheit, Ruhe und Bequemlichkeit wirst sein können. Da unsre Correspondenz nun regelmäßiger sein kann, so bitte ich Dich, mir eine Art von Tagebuch aufzusetzen, was Ihr, Du und die Kinder, täglich macht, und damit wir alles eines von dem andern wissen, so fange ich hier mit dem meinigen an.

Den 5ten Juni um acht Uhr des Morgens verließ ich Trois-Rivieres und aß zu Riviere de Loup beim Pfarrer und schlief zu Mascinonge, wo ich sehr ermüdet ankam. Den 6ten ging ich nach Berthieux, wo ich Mittags aß. Nachmittags fuhr ich in einem canot d'écorce (einem Boot nach Landesart von Baumrinde gemacht) über den Fluß St. Laurent und nahm mein Nachtquartier in Sorel bei dem Pfarrer.

Den 7ten reiste ich Morgens um sechs Uhr ab, aß Mittags zu St. Denis beim Obristlieutenant Specht von unsern Truppen und kam den Abend in Chambly an.

Den 8ten marschirten die beiden Bataillons Berner und Breymann nach St. John und zwei andre kamen an ihren Platz. Meine Equipage hatte mir nicht so geschwinde nachkommen können, also sahe es übel bei mir aus, indem ich nichts zu essen noch zu trinken hatte. Doch kam sie endlich noch den Abend

an. Ich habe mich bei der Ueberſetzung der Truppen über den Fluß St. Laurent ſehr ſtrapaziert, es ging aber alles ſehr gut.

Den 10ten ſpeiſte der General Phillips bei mir und den 11ten nahm der General Bourgoyne das Frühſtück bei mir ein. Denſelben Mittag reiſte ich von Chambly nach St. John ab und aß unterwegs zu St. Thereſe beim Obriſten Mackenzie zu Mittag.

Den 12ten ſpeiſte ich in Geſellſchaft der Generale Carleton und Bourgoyne beim General Phillips zu Mittage und da war es, wo ich ſo glücklich war, Deine Ankunft zu erfahren, wobei ich mir ſchmeichle, nun bald durch einen Brief von Dir die Nachricht zu bekommen, wie Ihr Euch alle auf der Reiſe befunden habt. Heute oder morgen früh gehe ich nach Crown-Point ab. Du ſollſt, ſo oft mir nur eine Minute zum Schreiben bleibt, Nachricht von mir haben.

Lebe wohl und umarme unſre drei lieben Kinder recht herzlich von mir! Ich hoffe, daß es Dir nicht an Gelde fehlt; Du wirſt zu Quebec ſo viel Geld auf meinen Credit bekommen können, als Du nur wirſt haben wollen, und in Trois-Rivieres wirſt Du unſern Kriegszahlmeiſter Gödecke finden, der Dir ſo viel Geld geben wird, als Du brauchen kannſt. Noch einmal, lebe wohl, Liebe! Gott geleite uns, wie Er es bisher gethan hat! Schreib mir bald und ſei verſichert, daß ich allezeit ganz der Deinige ſein werde!

Fortsetzung des Tagebuchs und der Berichte der Generalin Riedesel von ihrer Reise von Quebec zu ihrem Mann, ihrer nochmaligen Trennung von einander und ihrer abermaligen Wiedervereinigung zu Fort Edward.

Derselbige Schiffscapitän Pawnel, von dem ich schon erzählt, daß er meinen Mann nach Canada gebracht, hatte sich angeboten, mich bis nach Point de Tremble zu Wasser zu bringen, und eine Madame Johnson, mich zu begleiten. Wir schifften uns den 11ten Juni, an demselben Tage, als ich in Quebec angekommen war, Abends um sechs Uhr, auf einem Boot eines Kriegsschiffes ein und kamen um Mitternacht, sieben englische Meilen von Quebec beim schönsten Mondenschein und mit einer herrlichen Musik an. Ich brachte meine Kinder zu Bette und wir Andern blieben auf und tranken zusammen Thee.

Den 12ten früh Morgens um halb drei Uhr fuhren wir in drei Kaleschen (einer Art leichter Chaisen oder Kariolen, die sehr klein und unbequem sind, mit welchen man aber sehr geschwind fährt) wieder ab. Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, auch nur ein einziges meiner Kinder meinen Frauensleuten anzuvertrauen; da nun aber die Kaleschen offen und sehr klein sind, so band ich meine zweite Tochter, Fritzchen, in einer Ecke fest an, nahm die jüngste, Karolinchen, auf meinen Schooß und meine

älteste, Gustchen, als die vernünftigste, saß zwischen meinen Füßen auf meiner Chatulle. Ich wußte, daß, wenn ich meinen Mann sehen wollte, ich wegen seines immer weiter gehenden Marsches keine Zeit zu verlieren hätte; ich versprach also den Leuten eine Belohnung, wenn sie mich geschwind fahren würden; daher ging es immer, was das Zeug halten wollte. Die Canadier sprechen immer mit ihren Pferden und geben ihnen allerhand Namen. So sagten sie peitschend oder singend: „Allons, mon prince, pour mon général!" Oefters sagten sie auch: „Fi donc, madame!" Ich glaubte es gälte mir und fragte: „Plait-il?" „Oh," antworteten sie, „ce n'est que mon cheval, la petite coquine." Allenthalben wo ich durchkam, grüßten mich die Bauern und riefen: „Voilà la femme de notre cher général!" und trugen mich fast auf den Händen. Es war mir eine besondere Freude, meinen Mann allenthalben so geliebt zu sehen und daß sie mir alle sagten: „Oh, qu'il sera content! Combien il a parlé de Vous!" Oh, qu'il Vous aime!" Den Nachmittag kam ich nach Berthieux, wo man mich versicherte, daß keine Kalesche zu bekommen wäre und ich mich eines Bootes, oder vielmehr sehr leichten Canots, aus Baumrinde verfertigt, würde bedienen müssen. Ich bat flehentlich und bot Geld über Geld, denn es war ein erschrecklickes Wetter und ich hatte die drei Flüsse zu passiren, welche sich kreuzen und nach dem Ort Trois-Rivieres führen. Aber es half alles nichts,

weil diese Ueberfahrt wie eine Post bezahlt wurde und man mich als eine unkundige Fremde gut benutzen wollte. Es blieb mir also nichts weiter zu thun, als mich einzuschiffen. In einem Winkel des Canots auf dem Boden sitzend, hatte ich meine drei Kinder auf dem Schooße und meine drei Leute saßen auf der andern Seite. Man mußte das genaueste Gleichgewicht zu erhalten sich bemühen, welches ich indessen nicht eher von unserm Schiffer erfuhr, als bis uns ein starker Sturm mit Hagel überfiel, worüber meine Tochter Fritzchen in Angst gerieth, schrie und aufspringen wollte. Da sagte er mir, daß die allermindeste Bewegung das Canot könnte umschlagen machen. Ich mußte sie also recht fest halten und mich an ihr Weinen nicht kehren und so kamen wir endlich noch denselben Abend glücklich zu Trois-Rivieres an, wo unsere Officiere die Hände über den Kopf zusammen schlugen und ich bei dieser Gelegenheit erst erfuhr, welche Gefahr ich gelaufen hatte. Zwei Herren waren fischen gegangen, es hatte sich ein Sturm erhoben, welcher ihr Canot umgeworfen hatte, und sie waren beide ertrunken. Ich dankte Gott, daß ich so gut davon gekommen; doch war es mir nicht lieb, nun die Gefahr zu kennen, weil mich dieses in der Folge furchtsam machte, sogar bei dem schönsten Wetter, wenn ich auch nur kleine Flüßchen zu passiren hatte.

Der Großvikar machte mir gleich seinen Besuch. Er hatte meinen Mann, der den ganzen Winter dort

zugebracht hatte, sehr lieb gewonnen und vermehrte noch meine Begierde, ihm bald zu folgen, durch alles das, was er mir von seiner zärtlichen Liebe und Besorgniß für uns und seiner Sorge wegen unsrer Reise erzählte; er sagte, daß mein Mann krank gewesen und daß er versichert wäre, der Kummer abreisen zu müssen, ohne uns gesehen zu haben, sei Schuld daran gewesen, besonders da er immer durch allerhand, glücklicherweise falsche Nachrichten in Angst gesetzt worden, zum Beispiel unter andern, daß eine Dame mit drei Kindern sich eingeschifft und mit dem Schiffe untergegangen wäre; ferner, daß ich mich zwar eingeschifft, aber dann angst geworden, meinen Vorsatz bereuet und mich wieder ans Land hätte setzen lassen. Ich war also fest entschlossen, meine Reise auf alle Weise zu beschleunigen und hatte auch schon an meinen Mann einen Expressen voraus geschickt, um ihn zu benachrichtigen, daß wir kämen. Das abscheuliche Wetter dauerte noch fort, der Großvikar hatte daher die Freundschaft, mir eine bedeckte Kalesche anzubieten, die ich auch annahm und den andern Morgen um sechs Uhr damit abreiste. Dieses Fuhrwerk ging so geschwind, daß ich kaum zu Athem kommen konnte, aber auch so durchgestoßen wurde, daß, da ich immer meine Kinder halten mußte, ich ganz zerschlagen war und auf jeder Poststation nur immer meine Arme ausstrecken und mich durch gehen ein wenig wieder gelenk machen mußte. Ich hatte nach Chambly, wo mein Mann noch sein sollte, unter

zwei Wegen einen zu wählen. Ich nahm den über Montreal, wo ich den 13ten Abends ankam, die Nacht blieb und den andern Morgen in aller Frühe abreiste, um bald bei meinem Mann zu sein. Ich kam den 14ten nach Chambly und erblickte gleich daselbst einen Trupp Officiere und unsern Kutscher, den mein Mann da gelassen hatte; ich lief gleich auf ihn zu und fragte ihn, wo mein Mann wäre. „Er ist Ihnen entgegen gefahren," antwortete er mir, „nach Berthieux zu" (fünfzehn englische Meilen). Da sahe ich, daß ich den unrechten Weg gewählt und ihn daher verfehlt hatte. General Carleton, der sich unter dem vorerwähnten Trupp Officiere befand, kam auf mich zu und versicherte mich, daß mein Mann spätstens den andern Tag zurück sein würde. Hierauf nahm er Abschied und ging nach Quebec zurück, nachdem er das Kommando der Truppen dem General Bourgoyne übergeben hatte. Ein Adjutant meines Mannes blieb bei mir und ich erwartete mit Ungeduld den folgenden Tag, den 15ten Juni. Meine Kinder und mein treuer Rockel lauerten immer auf der Landstraße, um mir Nachricht von meines Mannes Ankunft zu bringen; endlich kam eine Kalesche mit einem Canadenser. Ich sehe von weitem die Kalesche stille halten und den Canadenser aussteigen, näher kommen und die Kinder in seine Arme schließen. Es war mein Mann. Er hatte sich, da er noch das Fieber hatte, ob es gleich im Sommer war, in eine Art Casaquin von wollenen Decken, stark mit Bändern

besetzt, und woran die blauen und rothen Rand-Streifen gelassen waren, nach canadischer Landesart, gekleidet. Ich lief, was ich konnte, meinen kleinen Säugling Karoline auf dem Arm, um zu dieser allerliebsten Gruppe zu kommen. Meine Freude war über alle Beschreibung, aber das kranke und abgemattete Aussehen meines Mannes erschreckte mich und schlug mich ein wenig nieder. Ich fand meine beiden ältesten Töchter in Thränen, Gustchen für Freude, ihren Vater wieder zu sehen, und Fritzchen, weil sie ihn in diesem Aufzug sah, daher sie auch gar nicht an ihn heran wollte und sagte: „No, no, this is a nasty papa; my papa is pretty." (Nein, nein, dieser ist ein schmutziger Papa; mein Papa ist hübsch.) Dieses kam daher, weil ich ihr öfters das Bild ihres Vaters gezeigt und ihr dabei gesagt hatte, daß er hübsche Kleider hätte; sie fand ihn also in diesem Kostüm nicht wieder. Doch wie er nur erst seinen canadischen Rock abgeworfen hatte, umarmte sie ihn zärtlich.

Mein Mann erzählte mir, daß, als er mir entgegen gefahren, er, um sich ein wenig auszuruhen, bei dem Obristen Anstruther zu Mittag gegessen hätte, wo er zufälliger Weise erfahren, daß eine Frau von Berthieux angekommen wäre. Man hätte sie herein kommen lassen und gefragt, ob es dort etwas neues gebe. Weiter nichts, hätte sie geantwortet, als daß eine deutsche Frau mit ihren Kindern angelangt ist, die, wie man sagt, die Frau des deutschen Generals

sein soll. „Wie viel Kinder waren es?“ fragte mein Mann gleich. „Drei“, erwiderte sie. Nun wußte er so viel, als er wünschte, und fand sich vorzüglich glücklich, zu erfahren, daß alle drei Kinder lebten und angekommen wären, denn er hatte den ganzen Winter nichts von uns gehört und unsere Schiffe waren die ersten, die in diesem Jahre eingetroffen waren.

Wir blieben zwei glückliche Tage mit einander. Ich wünschte sehr, meinem Manne zu folgen, aber er konnte mir es nicht bewilligen. Ich ward also zu meinem größten Leidwesen genöthigt, nach Trois-Rivieres zurückzugehen, wobei ich desto mehr litt, weil die Truppen gegen den Feind marschirten und ich mit meinen Kindern allein und verlassen zurückgehen und in einem fremden Lande unter unbekannten Leuten leben mußte. Traurig und sehr niedergeschlagen trat ich meine Rückreise an; welcher Unterschied zwischen dieser Reise und der, die ich vorher gemacht! Auch eilte ich diesmal nicht so sehr, da mein Herz bei jeder Poststation, welche mich weiter entfernte, aufs neue zerrissen wurde.

Als wir einen Wald passirten, sahe ich auf einmal, daß sich etwas wie eine Wolke vor unserm Wagen erhob, worüber wir anfänglich erschraken, bis wir entdeckten, daß es wilde Tauben waren, die man dort Tourtes nennt und welche in so großer Menge sind, daß der Canadier länger als sechs Wochen von nichts anderm lebt. Er geht mit seiner Flinte, die mit dem kleinsten Schrote geladen ist, hinaus auf

diese Tauben-Jagd und wenn er ihrer ansichtig wird, so macht er ein Geräusch, worauf sie auffliegen, da er denn auf gut Glück mitten darunter schießt und zuweilen zwei- bis dreihundert verwundet, die hernach mit Stöcken vollends todtgeschlagen werden. Die Canadenser verkaufen sie theils, theils verzehren sie sie selbst und machen davon sehr wohlschmeckende Frikassees mit Sahne und Schnittlauch oder auch Suppen. In dieser Jahreszeit ißt man hier allenthalben davon und man wird überhaupt von den Landeseinwohnern freundschaftlich aufgenommen, welche meistens gute Häuser mit großen Stuben und gute Gardinenbetten haben. Jedes Haus hat einen geräumigen Flur und wenigstens drei oder vier Stuben. Wenn ein Canadier seine Tochter verheirathet, frägt er seinen Schwiegersohn, ob er bei ihm wohnen will, und in diesem Fall bauet er ihm unweit seiner Wohnung Haus und Stall und das Land herum wird urbar gemacht, wodurch die Landes-Kultur und Bevölkerung immer mehr zunimmt. Die Häuser sind alle weiß angestrichen, welches einen allerliebsten Anblick gewährt, wenn man den Fluß St. Laurent passirt, weil alles in der Ferne sich viel prächtiger ausnimmt. Jede Wohnung hat ihren kleinen Obstgarten, und den Abend geben die nach Hause zurückkehrenden Heerden einen hübschen Anblick. Ueberall werden hier die Kühe und Schweine in die Wälder getrieben und kommen zur bestimmten Zeit wieder zurück, die Kühe, um gemolken zu werden; man versäumt aber

dabei nicht, dem Vieh alsdann etwas Futter zu reichen, sonst bliebe es aus. Oft geschieht es, daß eine trächtige Sau, die eben werfen will, eine ganze Zeit wegbleibt und dann mit allen ihren Ferkeln wiederkömmt. Wenn man sie einsperrte, wie bei uns, so würden sie alle krepiren. Sie sind sehr böse und scheinen eine gemischte Art von wilden und zahmen Schweinen zu sein.

Ich kam traurig und voller Unruhe nach Trois-Rivieres zurück. Meine beständige Gesellschaft war der Großvikar und seine sogenannte Cousine. Als solche hatte sie mir zum wenigsten mein Mann empfohlen; sie war aufgeräumt und von angenehmem Umgang, er desgleichen und ein Mann von Verstand. Ich erfuhr nachher, daß jeder dieser Herren dergleichen Cousinen bei sich hatte, die ihnen ihre Wirthschaft führten, aber fast alle Jahr genöthigt waren, gewisser Ursachen halber eine kleine Abwesenheit zu machen, um kein Aergerniß zu geben.

Außer dieser Bekanntschaft hatte ich noch das Kloster der Ursulinerinnen oder der barmherzigen Schwestern, deren Beschäftigung ganz in Krankenpflege bestand, wozu sie dort ein Krankenhaus hatten. Als ich das erste Mal hinkam und vor der Thür des Krankensaals vorbei ging, bekam mich ein Mann zu Gesicht, der sich mir zu Füßen warf und mich anflehte: „Seien Sie meine Retterin! machen Sie, daß ich sterbe und daß ich nach Deutschland zurückkehre!" Man berichtete mir, daß er wahnsinnig wäre; ich gab ihm etwas und machte, daß ich fort kam.

Ich fand unter den Nonnen sehr liebenswürdige Personen und habe manchen angenehmen Tag bei ihnen zugebracht. Sie hatten meinen Mann sehr lieb und ich erfuhr, daß er ihnen öfters Wein und Braten geschickt hatte. Ich that es ihm nach und noch mehr, denn ich ließ mein Essen hinbringen und aß mit ihnen. Die Gesellschaft, ja auch vielleicht der Wein und endlich auch der Wunsch, mich zu zerstreuen, belebte sie öfters so, daß sie sich manchmal verkleideten, eine Art Kosakisch tanzten und auch mich als Nonne anzogen. Eine junge Novize hatte mich besonders in Affection genommen und fand bei mir in dieser Nonnenkleidung solche Aehnlichkeit mit der heiligen Jungfrau, daß sie mich flehentlich bat, Nonne zu werden. Ich sagte: „Recht gern, wenn Ihr meinen Mann zum Prior machen wollet, daß er mit uns leben könne." Sie war so unerfahren, daß sie glaubte, daß dieses anginge; sie entfernte sich und kurz darauf fanden wir sie vor einem Crucifix knieend, wo sie Gott für meine Bekehrung dankte. Hernach ließ ich meine Kinder kommen. Gustchen fing an, zu weinen, wie sie mich in der Kleidung sah und sagte: „Liebe Mama, nicht Nonne werden! ich bitte Dich." Um meine Kinder zu beruhigen, mußte ich geschwind meine Nonnenkleidung ablegen. In diesem Kloster war auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, denen man allerhand Arbeiten lehrte. Die Nonnen singen vortrefflich, und da sie auf dem Chor und hinter Vorhängen

singen, so möchte man sich öfters den Gesang der Engel dabei denken.

Meine häusliche Beschäftigung war größtentheils nur die Sorge für meine Kinder, etwas weibliche Arbeit und ein wenig Bücherlesen. Die zurückgebliebenen Officiere waren gar nicht liebenswürdig; unter ihnen war ein unartiger Generalcassirer, der mich durch sein rohes Benehmen oft empörte und meine Unruhe verdoppelte. Bei der Gelegenheit, als ich den Capitän Arbuthnot für meine Ueberfahrt bezahlen wollte, den ich täglich von Montreal *) zurückerwartete, präsentirte ich dem Cassirer eine Ordre meines Mannes, mir 150 Pf. Sterling auszuzahlen. Er schlug es mir ab. Ich fragte ihn, ob mein Mann ihm etwa schuldig sei. Nein, sagte er, er habe vielmehr noch etwas Bestand, da aber mein Mann in Gefahr wäre und täglich getödtet werden könnte, so hielt er für rathsam, bedächtig zu verfahren und mir nichts auszuzahlen. Ich ward durch dieses Betragen äußerst entrüstet und sagte ihm, daß er es mir zu sehr erschwerte, ihm jemals wieder was abzufordern; ich wüßte aber, daß, wenn ich auch das Unglück hätte, meinen Mann zu verlieren, mir doch immer noch ein Vierteljahr seines Traktements zukäme, welches noch mehr als das geforderte aus-

*) Dort kauft man Pelzwerk zu den wohlfeilsten Preisen ein, um es in England zu den theuersten wieder zu verkaufen. Ein Handel, der viele bereichert.

machte. „Ja, das wohl,“ erwiderte er, „aber dann auch die Rückreise!“ Da würde der Himmel auch für sorgen, versetzte ich und ließ mich weiter nicht mit ihm ein, sondern wandte mich an einen englischen Cassirer, der mir nicht allein die verlangte Summe gab, sondern sich noch dazu erbot, mir überhaupt so viel zu geben, als ich haben wollte. Ich berichtete alles meinem Manne, der, darüber sehr erzürnt, jenem einen recht derben Brief schrieb und ihm den gemessensten Befehl gab, mir so viel zu zahlen, als ich nur verlangen würde. Nun ward er höflicher und sogar hatte ich das Glück, so sehr bei ihm in Gnaden zu kommen, daß man nach seinem Tode Briefe von seiner Frau bei ihm fand, worin ihm diese schrieb: „Du schreibst mir so viel schönes von der Generalin, daß mir ganz bange wird“. Vier Jahre nachher hatte ich das Vergnügen, demselben in seiner letzten Krankheit allerhand zu seiner Erquickung zu schicken, und er ließ mich noch um Verzeihung bitten, so schlecht an mir gehandelt zu haben. Die Reden dieses Mannes und die verschiedenen beunruhigenden Nachrichten, die täglich ankamen, schlugen mich sehr nieder und verbitterten mir das Leben, besonders da es mir oft an Briefen fehlte, ob mir gleich mein Mann in Einem fort schrieb; wenn ich aber die Briefe bekam, waren sie alt. Es ist gewiß, daß man bei eintretender Gefahr für das, was man liebt, weit mehr abwesend leidet, als wenn man dabei ist; daher schrieb und bat ich auch meinen Mann sehr dringend, mich nach-

kommen zu lassen, daß ich dazu hinlängliche Gesundheit und Muth hätte und er mich nie murren hören würde, es möchte kommen, wie es wollte, ich hoffte ihm vielmehr in manchen Fällen nützlich sein zu können. Er antwortete mir, daß, sobald nur Frauen der Armee würden folgen können, ich gewiß mit darunter sein sollte, schrieb mir darauf, daß meine Wünsche nun bald erfüllt werden würden, und wie ich darüber in voller Erwartung und ganz reisefertig war, so kam endlich der Capitän Willoe, um mich abzuholen. Man kann sich vorstellen, wie gut er von mir empfangen wurde.

Zwei Tage nach seiner Ankunft reisten wir ab; eine Barke, die meinem Mann gehörte, und ein ander Fahrzeug brachte uns bis Trois-Rivieres. Die Mannschaft auf ersterer commandirte der gute Sergeant Bürich, der mir alle nur ersinnliche Aufmerksamkeit bewies und auch seitdem die Aufsicht über unser Gepäck hatte. Die Nacht überfiel uns und wir sahen uns genöthigt, auf einer Insel zu landen. Das andere Fahrzeug, da es mehr beladen und nicht so gut bemannt war, hatte uns nicht folgen können; wir hatten daher weder Betten noch Licht und, was das schlimmste war, nichts mehr zu essen; denn wir hatten weiter nichts auf unser Schiff mitgenommen, als was wir den Tag über zu gebrauchen dachten, und fanden auf dieser Insel weiter nichts, als die vier kahlen Wände eines verlassenen und nicht einmal ausgebauten Hauses, welches voller Gesträuche

lag, das uns zum Nachtlager diente. Ich bedeckte es mit unsern Mänteln und nahm die Kissen von der Barke zur Hülfe, so daß wir recht gut schliefen.

Den Capitän Willoe konnte ich nicht bewegen, in die Hütte mit herein zu kommen und sahe ihn sehr unruhig, welches ich mir gar nicht erklären konnte. Mittlerweile bemerkte ich einen Soldaten, der einen Topf ans Feuer setzte. Ich fragte ihn, was er darinnen hätte. „Kartoffeln, die ich mir mitgenommen habe." Ich blickte lüstern nach ihnen hin; er hatte nur so wenig, daß ich es grausam fand, ihn derselben zu berauben, besonders da er so glücklich dabei aussahe. Endlich aber siegte doch die Begierde, meinen Kindern davon zu geben, über meine Bescheidenheit; ich bat also und erhielt die Hälfte, welches höchstens ein Dutzend sein mochten; dazu holte er aus seiner Tasche zwei oder drei kleine Enden Licht, die mich sehr glücklich machten, weil die Kinder sich fürchteten, im Finstern zu bleiben. Ich gab ihm für das alles einen großen Thaler, da war er eben so glücklich als ich. Inzwischen hörte ich Capitän Willoe Befehl geben, daß man um das Gebäude Feuer anzünden und daß seine Leute die ganze Nacht um dasselbe die Runde gehen sollten. Auch hörte ich während der ganzen Nacht Lärmen machen, welches mich ein wenig am Schlaf hinderte. Als ich am andern Morgen beim Frühstück, welches ich auf einem breiten Stein, der uns zum Tisch diente, einnahm, den Capitän, der in der Barke geschlafen hatte, nach der Ursache

des Lärmens fragte, so bekannte er mir, daß wir in großer Gefahr gewesen, indem diese Insel l'isle à sonnettes (die Klapperschlangen-Insel) wäre, welche von den vielen darauf befindlichen Klapperschlangen den Namen hätte, daß er es nicht gewußt und sehr erschrocken sei, als er es erfahren, und wegen der Ströme es doch nicht habe wagen dürfen, in der Nacht weiter zu fahren. Es wäre ihm daher nichts anders übrig geblieben, als große Feuer und viel Lärmen zu machen, um die Schlangen zu erschrecken und dadurch abzuhalten. Er habe aber die ganze Nacht aus Besorgniß für uns kein Auge zuthun können. Ich war über diese Erzählung sehr erschrocken und ließ ihm bemerken, daß wir unsere Gefahr dadurch noch vergrößert hätten, daß wir uns auf das Gesträuch gelegt, in welchem sich die Schlangen gern verbergen. Er gab mir Recht und sagte mir, daß, wenn er es eher gewußt, wo wir wären, er alles Gesträuch vorher würde haben wegnehmen lassen, oder uns gebeten haben würde, lieber auch in der Barke zu bleiben. Er habe es aber erst von einem der Leute von unserm andern Fahrzeug erfahren, das uns später nachgekommen war. Wir fanden am Morgen noch allenthalben Häute und Schleim von diesen garstigen Thieren und eilten daher, mit unserm Frühstück fertig zu werden. Wir fuhren nachher über den Lac Champlain und kamen den Mittag nach dem Fort John's, wo uns der Commandant freundschaftlich und ehrenvoll empfing. So ging es uns überall, denn mein

Mann war sowohl bei den Eingebornen als Engländern sehr beliebt. Hier schifften wir uns wieder ein, um einen Kutter zu erreichen, auf welchem wir nach Wolfs-Island kamen, wo wir die Nacht, aber auf dem Schiffe, blieben. Wir hatten daselbst ein Gewitter auszuhalten, das dort fürchterlicher schien, weil wir, mit Bergen und dicken Bäumen umgeben, wie in einem Kessel waren. Den folgenden Tag passirten wir Ticonderoga und kamen gegen Mittag nach dem Fort George, wo wir bei dem Obristen Anstruther aßen, einem guten und liebenswürdigen Mann, der das 62ste Regiment commandirte. Nachmittags setzten wir uns in eine Kalesche und kamen noch denselben Tag (den 14ten August) in Fort Edward an, von wo zwar mein Mann Tages vorher mit der weiter vorrückenden Armee abgegangen war, aber sobald er unsere Ankunft daselbst erfuhr, den 15ten zu uns kam und bis zum 16ten bei uns blieb. Dann mußte er zu meinem großen Leidwesen wieder zur Armee. Als aber gleich nachher die unglückliche Affaire bei Bennington vorfiel, hatte ich die Freude, ihn schon den 18ten wieder bei uns zu sehn und nun drei glückliche Wochen in der größten Ruhe zuzubringen. Wenig Tage nach meiner Ankunft kam die Nachricht, daß wir von Canada abgeschnitten wären; wenn ich also diesen glücklichen Augenblick nicht benutzt hätte, würde ich drei Jahre lang in Canada ohne meinen Mann haben zurückbleiben müssen. Ein einziger Umstand war die Veranlassung des für uns

so glücklichen Entschlusses, nemlich die Ankunft der Mylady Ackland bei der Armee, bei welcher Gelegenheit General Bourgoyne meinem Mann sagte: „General, Sie sollten auch Ihre Frau kommen lassen," worauf mir dieser gleich den Capitän Willoe schickte. Wir führten diese drei Wochen ein sehr angenehmes Leben. Die Gegend war herrlich und wir waren von den Lägern der englischen und deutschen Truppen umgeben. Wir wohnten an einem Ort, das rothe Haus genannt. Ich hatte nur eine Stube für meinen Mann und mich und meine Kinder, in welcher mein Mann auch schlief, und noch ein ganz kleines Schreib-Kabinet. Meine Frauensleute schliefen in einer Art Flur. Wenn schönes Wetter war, aßen wir unter den Bäumen und sonst in einer Scheune auf Brettern, die auf Tonnen gelegt waren und zu Tischen dienten. Da war es, wo ich zum ersten Male Bärenfleisch aß und es von trefflichem Geschmack fand. Oft fehlte es uns an allem; demohnerachtet war ich doch sehr glücklich und zufrieden, denn ich war mit meinen Kindern und von denen geliebt, die um uns waren. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, vier oder fünf Adjutanten bei uns. Den Abend wurde gespielt und ich brachte während der Zeit meine Kinder zu Bette.

Auszug aus einem militärischen Memoire, die amerikanische Campagne vom Jahre 1777 betreffend.

Vom Anfange der Campagne im Jahre 1777 ist der General Riedesel weder in den Kriegsrath der englischen Generalität, die Bewegungen dieses Feldzugs betreffend, zugelassen, noch sind demselben die Instruktionen mitgetheilt worden, die der General Bourgoyne vom englischen Ministerio erhalten hatte über die Art, wie diese Campagne geführt werden sollte. Es hat der General Riedesel nur immer gesucht und gebeten, entweder die Avantgarde der Armee, oder wenigstens, so viel es die Umstände erlauben wollten, ein besonderes Corps zu commandiren, welches auch von Zeit zu Zeit geschehen ist. Dabei ist die größte Bemühung des Generals jederzeit gewesen, die Befehle des Generals Bourgoyne auf das pünktlichste zu befolgen, die ihm untergebenen Truppen in Disciplin und Zucht zu halten, das gute Vernehmen zwischen den englischen und deutschen Truppen zu befördern und dafür zu sorgen, daß die deutschen Truppen alles bekämen, was ihnen nach dem Subsidien-Traktat zugehörte, und nach ihrem Rang die nemlichen Vorzüge genössen als die englischen National-Truppen.

Ob nun zwar unter den Gemeinen hin und wieder aus Mißverständniß der Sprache kleine Irrungen vorfielen, so wurden sie doch bald wieder bei-

gelegt, zumal wenn der General Riedesel gegenwärtig war.

Auf diese Art hat sich die Armee den 3ten Juni aus ihren Winterquartieren in Bewegung gesetzt. Den 6ten Juli verließen die Amerikaner Ticonderoga. An eben demselben Tage wurde der General Riedesel mit drei deutschen Bataillons detachirt, um den Brigadier Fraser zu souteniren, der den nach Hubert-Town retirirenden Feind verfolgte. Als er den 7ten nur ohngefähr eine Stunde noch vom Brigadier Fraser entfernt war, hatte sich dieser schon, ohne ihn abzuwarten, mit dem Feinde engagiret. Das Feuer war heftig und die Lage kritisch, bis der General Riedesel mit seiner Avantgarde ankommen und mit dieser eine frische Attake in die rechte Flanke des Feindes machen konnte, welches die Lage der Sachen dergestalt veränderte, daß der Feind mit ansehnlichem Verlust geschlagen wurde und der Brigadier Fraser sowohl als alle Officiere seines Corps dem General ihre lebhafteste Erkenntlichkeit bezeigten.

Nach dieser Affaire sammelte der General Bourgoyne die Armee bei Skenesborough. Den 12ten Juli wurde der General Riedesel mit sechs Bataillons detachirt, um sich in der Gegend von Castletown zu postiren, um dem Feinde dadurch eine Jalousie gegen den Connecticut-Fluß zu geben. Unterdessen ließ der General Bourgoyne die Wege repariren und rüstete sich über Fort Anne nach Fort Edward vorzurücken. Zu gleicher Zeit, als derselbe nach Fort Edward auf-

brach, erhielt der General Riedesel Befehl, den Engländern dahin zu folgen und vereinigte sich daselbst den 3ten August wieder mit der Armee.

Allhier meditirte der General Bourgoyne, ein Corps unter dem Obristlieutenant Baum nach Bennington zu detachiren, um ein dortiges ansehnliches Magazin wegzunehmen, welche Expedition aber der General Riedesel nicht gut fand und nachdrücklich dagegen sprach. Demohnerachtet wurde sie vorgenommen und, wie man merkte, daß der Oristlieutenant gegen den Feind zu schwach wäre, noch der Obristlieutenant Breymann, auch gegen den Willen des Generals Riedesel, demselben zum Soutien nachgeschickt. Diese Affaire vom 16ten bei Bennington lief sehr unglücklich ab. Der Feind war vier- bis fünfmal stärker. Die Entfernung verhinderte den Obristlieutenant Breymann, früh genug anzukommen und also wurden beide Corps eines nach dem andern geschlagen. Die Leute sowohl als die beiden respektiven Chefs thaten sehr brav, aber sie waren das Opfer einer gar zu großen Entfernung von der Armee, ohne die geringste Kommunikation.

Diese unglückliche Affaire machte auf einmal eine Stockung in allen unsern Progressen. Unsere Kähne, Vorräthe, nichts war von dem Fort George herauf; die Armee konnte also nicht weiter vorrücken, and die niedergeschlagenen Geister der Feinde wurden auf einmal so aufgerichtet, daß sich ihre Armee täglich verstärkte.

Den 8ten August wurde der General Riedesel nach John's Farm, zwischen Fort George und Edward, mit drei Bataillons detachirt, um sowohl die Kommunikation mit Fort George zu decken, als auch die Absendung der Convois zur Armee zu befördern. Da er daselbst von der Armee ganz abgeschnitten war, so verschanzte er sich in einem festen Lager, um sich bis auf den letzten Mann wehren zu können. Die große Armee stand die ganze Zeit zu Edwards-house (Douarts-house) und Fort Miller und ein Bataillon zur Kommunikation bei Fort Edward. Es war natürlich zu erwarten, daß, wenn die Armee weiter nach Albany vorrücken sollte, man intermediaire Forts am Hudsonfluß anlegen würde, um jederzeit die Kommunikation mit Fort George zu behalten; aber der General Bourgoyne, welcher befürchtete, seine Armee dadurch gar zu sehr zu schwächen, hatte einen ganz andern Plan. Er wollte nemlich mit 40tägigem Vorrathe und einem verhältnißmäßigen Artillerie-Train gegen den Feind vorrücken, solchen schlagen und so die Kommunikation mit der von New-York vermeintlich heraufkommenden Armee mit Gewalt forciren, dagegen aber alle Kommunikation mit Fort George und Ticonderoga und Canada aufgeben. Von dieser Absicht transspirirte nichts.

Als die Vorräthe und alles übrige bei der Armee zusammen waren, so brach dieselbe den 11ten September auf, hatte den 13ten gänzlich den Hudsonfluß passirt und kampirte den 14ten auf den Höhen von Sara-

toga. Den 15ten marschirte sie nach den Höhen von Dovogot und den 17ten bis nach Swords-house. Alle diese Märsche waren sehr beschwerlich, weil alle Wege und Brücken reparirt werden mußten und man genöthigt war, sehr vorsichtige Recognoscirungen vorzunehmen. Noch ein schlimmer Umstand war dabei, daß, da der Lauf des Hudsonflusses so beschaffen ist, daß die Gebirge in einer bald weiten bald nahen Entfernung vom Flusse fortlaufen und es die Nothwendigkeit erforderte, Colonnen im Grunde und auf den Anhöhen gehen zu lassen, diese Colonnen fast immer über eine halbe Stunde die eine von der andern entfernt und manchesmal außer Stande waren, sich zu vereinigen.

Inzwischen hatte die unglückliche Affaire bei Bennington und die durch den amerikanischen General Arnold bewirkte Aufhebung der Belagerung vom Fort Stanwix, die eben vom englischen Obristlieutenant St. Leger unternommen worden war, den Muth der Feinde so zum Verwundern erhöhet, daß die Miliz haufenweise aus der Provinz New-Hampshire und New-England ankam, ingleichen drei Brigaden von der Washingtonschen und Putnamschen Armee, und der General Gates wurde von dem General Washington abgesandt, das Commando über die Armee zu übernehmen. Solchergestalt bestand nun die nemliche Armee, die zu Ende Juli und Anfang August nur gegen vier- bis fünftausend Mann stark war, aus vierzehn- bis zwanzigtausend Mann.

Mit dieser ansehnlichen Macht rückte der General Gates wieder vor, zuerst bis nach Still-water und nachher drei Meilen diesseits auf die Höhen von Bimeses-house, wo sein rechter Flügel an dem Hudsonfluß appuyirt war. Vor der Fronte lief ein großer morastiger Ravin und hinter solchem waren die Linien durch einen Verhack gedeckt. Der linke Flügel endigte sich an einer Höhe, wo das Schulhaus stand, und die linke Flanke war gleichfalls durch einen Verhack den Berg hinunter gedeckt. Hinter der Fronte waren die Höhen so steil wie vorne und auf diesen Anhöhen war die amerikanische Armee verschanzt und erwartete unsere Ankunft. Den 19ten September gegen elf Uhr des Morgens rückte unsere Armee von Swords-house in drei Colonnen vor. Die Colonne linker Hand im Grunde am Wasser bestand aus vier deutschen Regimentern und dem 47sten englischen, welches letztere die Bateaux deckte. Diese Truppen nebst aller Artillerie und Bagage standen unter dem Befehl des Generals Riedesel. Rechts auf der Höhe, in einer Intervalle von einer halben Stunde, marschirten alle englische Regimenter, welche vom General en Chef Bourgoyne selbst angeführt wurden; und die dritte Colonne, die noch mehr rechts ging, bestand aus dem Fraserschen Corps und dem Corps des Obristlieutenants Breymann und wurde von dem Brigadier General Fraser geführt. Der Marsch ging sehr langsam, weil alle Augenblicke neue Brücken zu machen, Bäume umzuhauen und aus dem Wege zu räumen waren.

Gegen ein Uhr hörte die Colonne des Generals Riedesel Kleingewehr- und Kanonenfeuer, welches, der Vermuthung nach, bei der Colonne des Generals Bourgoyne sein mußte. Um halb drei Uhr fing dieses Feuer von neuem und ungleich stärker an. Da nun der General Riedesel nicht die geringste Nachricht vom General Bourgoyne erhielt, so schickte er den Capitän Willoe an denselben ab. Dieser kam nach 3/4 Stunden wieder und brachte von selbigem die Ordre, die besten Anstalten zu treffen, um die Artillerie, Bagage und Bateaux zu decken, dann aber selbst, mit so viel Truppen, als entübrigt werden könnten, ihm zur Hülfe zu kommen und den Feind in der rechten Flanke zu attakiren zu suchen.

Der General Riedesel nahm sogleich sein Infanterieregiment und zwei Compagnien vom Regiment von Rhetz und marschirte durch das Holz über die Höhe nach der Richtung des Feuers. So wie er aus dem Holze ins Freie bei Freemans-farm kam, so sahe er beide Armeen engagirt und befand sich völlig in der rechten Flanke des Feindes. Der englische linke Flügel war eben im Begriff zu retiriren, er formirte also sogleich die sieben Compagnieen und attakirte mit Marschschlagen den Feind. Die Engländer, so dieses gewahr wurden, recolligirten sich wieder und in kurzer Zeit ward der Feind völlig geschlagen, und wäre die Nacht nicht dazu gekommen, so wäre es leicht möglich gewesen, mit dem in große Unordnung gebrachten Feind zu gleicher Zeit in sein

Lager zu dringen. Die Nacht über blieben die Truppen auf dem Wahlplatz stehen und der General Riedesel kehrte nach dem linken Flügel am Wasser zurück. Den 20ten occupirte unsere Armee die Position von Freemans-farm bis an das Ende der Anhöhe gegen den Hudsonfluß. Die Anhöhen, so das Thal umgaben, wurden mit Redouten versehen, eine Brücke über den Hudsonfluß geschlagen und solche mit einer tête de pont jenseits gedeckt. Die ganze Armee retranchirte sich mit Linien und Redouten, welche hier und da mit Batterien an schicklichen Plätzen garniert wurden.

In dieser Stellung blieben beide Armeen bis Ende des Monats September stehn. Unsere Piquets wurden von Zeit zu Zeit attakirt. Wir mußten allezeit mit starken Bedeckungen fouragiren und die Fourage wurde sehr sparsam. Wir sandten oft Detachements aus, um die rechte Flanke des Feindes zu recognosciren, waren aber niemals so glücklich, eine genaue Kenntniß von seinem Lager zu bekommen. Der Feind seiner Seits ermangelte gleichfalls nicht, von Zeit zu Zeit Detachements auf unsere rechte Flanke und auch jenseits des Wassers gegen den Batten-kill auszuschicken. Hier erfuhren wir auch, daß der Feind über Skenesborough einen Versuch auf Carillon gemacht, so ihm aber mißlungen, außer daß er vier Compagnieen vom 53sten Regiment bei der Postirung bei der Sägemühle überrumpelt und gefangen genommen. Unsere Vorräthe nahmen ab,

mithin wurden die täglichen Portionen auf ein Pfund Fleisch und ein Pfund Brot reducirt, welches aber die Soldaten mit der größten Standhaftigkeit ertrugen. Da nun unsere Lage von Tage zu Tage kritischer wurde und die Stellung des Feindes zu stark war und seine Armee zu zahlreich, um solche zu attakiren, so ließ der General Bourgoyne den 4ten Oktober die Generale Phillips und Riedesel und den General-Brigadier Fraser zu sich rufen, um ihren Rath zu vernehmen, was bei der jetzigen Lage der Sachen vorzunehmen sei. Er für seine Person schlug vor, die Vorräthe und Kähne auf einige Tage bis auf eine in den Retranchements zu ihrer Bedeckung zurückzulassende, circa achthundert Mann starke Macht ganz zu verlassen und den Feind in seiner linken Flanke und dem Rücken zu tourniren und zu attakiren. Da uns aber so wenig die Wege, als die Position des feindlichen linken Flügels bekannt waren, mithin auf einer solchen Expedition, ehe wir zur wirklichen Aktion gelangen konnten, gewiß drei bis vier Tage darauf gegangen wären und es zu gefährlich gewesen sein würde, unsere so schwach besetzten Depots so lange zu verlassen, so wurde nach reiflicher Erwägung dieser und noch mehrerer Umstände den 5ten des Abends die zweite Conferenz gehalten, worin der General Riedesel deutlich erklärte, daß unsere Lage von solcher Beschaffenheit sei, daß, wenn wir nicht in einem Tage gegen den Feind anmarschiren, solchen attakiren und die Sache zur Entscheidung bringen könnten, es dien-

licher wäre, sich wieder nach dem Batten-kill zu ziehen und, nachdem wir den Hudsonfluß passirt, hinter dem Batten-kill, wo wir nicht mehr vom Fort George abgeschnitten werden könnten, abzuwarten, was der General Clinton für Bewegungen zur Bewerkstelligung der Kommunikation machen würde. Der General-Brigadier Fraser fiel der Meinung des Generals Riedesel bei. Der General Phillips wollte gar keine Stimme geben und der General Bourgoyne, dem es zu hart anging, eine rückgängige Bewegung zu machen, erklärte, daß er den 7ten eine Recognoscirung so nahe wie möglich an dem feindlichen linken Flügel machen wolle, um zu sehen, ob solcher anzugreifen sei oder nicht. Im erstern Falle wolle er sodann den 8ten sogleich in einem Tage den Feind attakiren, im zweiten Falle aber in die Stellung von Freemans-house zurückkehren und sogleich den 11ten Oktober die Retraite hinter den Batten-kill machen. Da er auf diesem Entschluß beharrte, so blieb nichts, als sich in seinen Willen zu fügen. Den 6ten wurde fouragirt und auf vier Tage Provision ausgetheilt. Den 7ten Morgens um zehn Uhr rückten fünfzehnhundert Mann, die zur Recognoscirung commandirt waren, mit acht Kanonen, unter Commando des Generals Bourgoyne selbst, der von den Generalen Riedesel, Phillips und Fraser begleitet war, aus dem Lager aus. Es wurde in drei Colonnen bis ohngefähr eine Viertelstunde vom feindlichen linken Flügel vorgerückt, wo wir ein vom Feinde besetztes Haus,

Weißers-house, antrafen und denselben daraus vertrieben, darnach die Anhöhe besetzten, die aber von beiden Seiten mit Holz umgeben war. Als wir daselbst berathschlagten, wie wir diese Recognoscirung noch weiter poussiren könnten, griff der Feind den linken Flügel unsers Commando's, wo die englischen Grenadiere im Holze standen, mit größter Gewalt an und warf denselben. Der Obristlieutenant Specht, der das Centrum commandirte, hielt sich lange und würde sich noch länger soutenirt haben, wenn nicht Mylord Balcarras, der auf seiner rechten Flanke stand, aus einem Mißverständniß wäre zurückbeordert worden. Da er nun in Fronte und beiden Flanken attakirt war, so sahe er sich genöthigt, sich mit seinen dreihundert Mann zurück zu ziehn. Nun drang der Feind von allen Orten an, worauf der General Bourgoyne die Retraite nach der großen Redoute auf dem rechten Flügel des Fraserschen Corps beorderte. Kaum waren die Truppen daselbst angelangt, so attakirte der Feind die Redoute mit dem größten Ungestüm, es gelang ihm aber nicht, dieselbe einzunehmen, und wir behielten sie die Nacht über. Das Breymannsche Corps aber, das kaum noch zweihundert Mann stark war und in seinen beiden Flanken und in der Fronte vom Feinde zu gleicher Zeit angegriffen wurde, ward, nachdem der Obristlieutenant Breymann todtgeschossen worden, zum Weichen gebracht.

Nunmehr, aber leider zu spät, entschloß sich der

General Bourgoyne, die Retraite nach dem Batten-kill zu machen. Vor Anbruch des Tages, den 8ten, verließen wir unsere Stellung und zogen uns in den Grund, wo unsere Vorräthe waren, mußten aber den Tag über halten, weil das Lazareth noch nicht konnte transportiret werden. Den Abend setzten wir unsern Rückzug fort und der General Riedesel mußte die Avantgarde mit vier Bataillons machen, um den Hudsonfluß zu passiren und sich hinter dem Batten-kill zu postiren. Kaum war aber derselbe zu Dovogot angelangt, als er Ordre erhielt, Halt zu machen. Ein Tag verstrich also wiederum unbenutzt zu unserer größten Verwunderung. Am Abend marschirten wir weiter und passirten bei Saratoga den Fish-kill. Nunmehr hatte der Feind jenseits des Hudsonflusses das Ufer bei dem Batten-kill besetzt, daher der General Bourgoyne es nun für zu gefährlich hielt, den Hudsonfluß zu passiren. Die Armee nahm also den 10ten die Stellung bei Saratoga, welche zwar auf dem linken Flügel gegen den Fish-kill stark, im Centro aber und auf dem rechten Flügel so fehlerhaft war, daß solche unmöglich soutenirt werden konnte. Denselben Abend kam die ganze Armee der Feinde an. An diesem nemlichen Tage sandten wir zwei Regimenter unter dem Befehl des Obristlieutenants Southerland diesseits des Hudsonflusses, um den Weg zu recognosciren, der nach dem Fort Edward führt, und der Ingenieur-Capitän Twis wurde demselben mitgegeben, um die Brücken zu repariren. Der Obrist-

lieutenant Southerland kam auch wirklich bis auf eine Stunde vom Fort Edward und fing an, die Hauptbrücke auszubessern, als er leider Ordre bekam, wieder umzukehren. Den 11ten des Morgens passirte der Feind mit drei Brigaden den Fish-Kill in der Absicht, unsere Armee im Rücken zu attakiren. Er war auch so glücklich, unsere Bateaux wegzunehmen, wie auch einen Officier mit dreißig Mann und einen großen Theil unserer Matrosen zu Gefangenen zu machen. Ein lebhaftes Kartätschen-Feuer, das wir auf ihn machten, nöthigte den Feind zwar, den Fish-Kill wieder zu repassiren, allein die Bateaux nebst einem großen Theil unserer Vorräthe waren doch verloren. Den ganzen Tag wurde unsere Armee von vorne und im Rücken kanoniret und die Vorposten feuerten unaufhörlich auf einander. Den Abend ließ der General Bourgoyne wieder die beiden Generale Riedesel und Phillips zu sich rufen und es wurde berathschlaget, was zu thun sei, und da er selbst urtheilte, daß es sowohl unmöglich sei, den Feind zu attakiren, als auch unsere Stellung weder im Centro noch auf dem rechten Flügel zu behaupten, so schlug der General Riedesel vor, sich des Nachts mit Verlassung der Bagage diesseits des Hudsonflusses zu retiriren und zwar nicht bei Fort Edward, sondern vier Meilen unter demselben den Hudson zu durchwaten und so, ohne zu halten, bis nach Fort George zu gehn, welches noch thunlich war, weil der Feind diesen Weg diesseits des Flusses noch nicht besetzt hatte. Man konnte aber

diesen Abend noch zu keinem Entschluß kommen. Den 12ten war es das nemliche. Der Feind occupirte bis zum Fort Edward alle Posten am Wasser und dehnte auch diesseits seine Armee mehr vor unserer Fronte aus.

Nachmittags um drei Uhr war abermals eine Conferenz, wozu die Brigadiers von Gall und Hamilton mit zugezogen wurden. Der General Riedesel bestand sehr nachdrücklich und mit harten Worten auf der vorgedachten Retraite, die vor jetzt noch möglich war, aber bei der geringsten Bewegung des Feindes aufhörte, es zu sein. Endlich wurde denn auch diese Retraite beschlossen; wie aber alles deshalb verabredet war, so fand es sich, daß die Provision auf sechs Tage, die schon am Morgen hätte sollen ausgegeben werden, noch nicht vertheilet war. Nun wurde hierzu sogleich Befehl gegeben und beschlossen, daß, wenn Abends zwischen zehn und elf Uhr die Provision ausgetheilt sein würde, der Abmarsch angetreten werden sollte. Der General Riedesel sollte die Tete führen und der General Phillips die Arrieregarde machen.

Genau um zehn Uhr ließ der General Riedesel dem General Bourgoyne melden, daß die Mundvorräthe ausgetheilt wären, erhielt aber die unerhörte Antwort, daß es zu spät sei und die Armee stehen bleiben sollte.

Den 13ten des Morgens war die Lage von der vorherigen ganz verschieden. Der Feind hatte uns ganz umringt und zwar auf eine solche Art, daß

wir einen morastigen Ravin und eine steile Anhöhe passiren mußten, um ihn zu attakiren, und uns dabei so weit vom Wasser hätten entfernen müssen, daß er von jenseits hätte herüber kommen und uns im Rücken angreifen können, und nunmehr war der Zeitpunkt zur Retraite verloren und solche gänzlich unmöglich. Die Armee hatte nur noch auf fünf Tage Provision. Der General Bourgoyne ließ also noch denselbigen Tag die Commandeurs der Bataillons zu einem allgemeinen Kriegsrath berufen, worinnen der Zustand unserer Armee und die Stärke und Situation der feindlichen vorgelegt wurde. Der General Bourgoyne gestand es selbst, daß er es für eine Unmöglichkeit hielte, den Feind anzugreifen und daß, wenn wir auch solchen gegen alle Wahrscheinlichkeit schlügen, es aus Mangel an Lebensmitteln doch alsdann nicht möglich sein würde, noch nach Fort George zu kommen. Sich zu retiriren, wurde auch für unmöglich gehalten, es wäre denn, daß ein jeder für sich, so gut wie er könnte, einen Weg durch die unwegsamen Holzungen suchen wollte. Mit den Lebensmitteln könnten wir uns in der Stellung, worinnen wir stäuden, noch fünf Tage halten; da aber nach Verfließung derselben unsere Lage die nemliche sein würde und überdies unsere Position im Centro und rechten Flügel unhaltbar sei, so würde dann eine Deroute und Zerstreuung der Armee nicht allein wahrscheinlich, sondern gewiß zu vermuthen sein. Nachdem alle diese Gründe von den Beisitzern der Conferenz reiflich überlegt

worden waren, so erklärte der General Bourgoyne aufs feierlichste, daß niemand anders, als er, die Lage, worinnen sich gegenwärtig die Armee befände, zu verantworten hätte, weil er nie jemand um Rath gefragt, sondern nur Befolgung seiner Befehle gefordert habe. Diese öffentliche Erklärung nahm der General Riedesel mit Dank an, weil hierdurch jedermann überführt wurde, daß er an allen gemachten Bewegungen gar keinen Antheil gehabt habe, und bat daher alle englischen Officiere, ihm solches zu attestiren, wenn er jemals zur Verantwortung gezogen werden sollte. Hierauf legte der General Bourgoyne dem Kriegsrathe folgende Fragen vor:

1. ob in der Kriegsgeschichte Beispiele wären, daß eine Armee in dieser Lage capitulirt hätte,

2. ob in einer solchen Lage eine Capitulation entehrend sei,

3. ob die Armee wirklich in der Lage sei, capituliren zu müssen.

Auf die erste Frage antworteten alle, daß die Lage der sächsischen Armee bei Pirna, des Generals Fink bei Maxen und des Prinzen Moriz von Sachsen nicht so schlimm und hülflos gewesen wäre, als die, worinnen sich gegenwärtig unsere Armee befände, und niemand die Generale hätte tadeln können, die, um ihre Armee zu retten, in solcher Lage capitulirt hätten, außer daß der König von Preußen den General Fink, jedoch vorzüglich aus persönlicher Ungnade, cassirt hätte.

Auf die zweite Frage antworteten alle, daß aus eben den bei der ersten angeführten Gründen die Capitulation nicht entehrend sein könne. Und auf die dritte Frage erklärten alle, daß, wenn der General Bourgoyne die Möglichkeit sähe, den Feind anzugreifen, sie bereitwillig wären, ihr Blut nnd Leben aufzuopfern, wenn aber dieses nicht thunlich sei, so hielten sie es für besser, durch eine ehrenvolle Capitulation dem Könige die Truppen zu retten, als durch ein noch längeres Anstehen in Gefahr zu setzen, wenn alle Lebensmittel aufgezehrt wären, sich auf Diskretion ergeben zu müssen, oder aber bei einem Angriff in dieser fehlerhaften Position gesprengt und alsdann einzeln aufgerieben zu werden.

Nach dieser einmüthigen Erklärung producirte der General Bourgoyne den Entwurf einer Capitulation, welche vortheilhaft schien und daher einmüthig gebilliget wurde, worauf sich dann der General Bourgoyne entschloß, einen Tambour ins feindliche Lager zu schicken und proponiren zu lassen, daß man den andern Tag einen Stabsofficier hinüberschicken wolle, um mit dem amerikanischen General Gates, der die feindliche Armee commandirte, Sachen von Wichtigkeit abzuhandeln, während der Zeit aber einen Waffenstillstand zu schließen, welches alles vom General Gates bewilliget wurde.

Den 14ten Vormittags um zehn Uhr wurde der Major Kingston zu den Amerikanern hinübergeschickt, um die Vorschläge des Generals Bourgoyne zu über-

bringen, welche in der Hauptsache darin bestanden, daß unsere Armee sich zu Kriegsgefangenen, doch nur unter der Bedingung ergeben wolle, daß sie nach Boston geführt und daselbst nach England eingeschifft werden sollte, nachdem sie sich verpflichtet haben würde, in diesem Kriege, oder bis zu ihrer Auswechslung, nicht gegen die Amerikaner zu dienen.

Diese Vorschläge wurden aber vom General Gates nicht angenommen, sondern ein anderer Capitulationsentwurf von sechs Artikeln von demselben übersandt, wovon der erste war, daß sich die Armee zu Kriegsgefangenen ergeben sollte, und der letzte, daß die Truppen in dem Retranchement, worin sie jetzt stünden, das Gewehr strecken und sodann nach dem Ort ihrer weitern Bestimmung marschiren sollten.

Der General Bourgoyne ließ den Kriegsrath zusammenberufen und las diese Propositionen des Generals Gates darinnen vor. Die Officiere erklärten alle einmüthig, daß sie lieber Hungers sterben, als solche entehrende Artikel eingehen wollten. Diese sechs Artikel wurden also vom General Bourgoyne abgeschlagen und dabei versichert, daß man sich nie auf andere Vorschläge einlassen würde, als die, so der General Bourgoyne selbst vorgeschlagen hätte. Der Waffenstillstand wurde hierauf aufgehoben. Zu jedermanns großen Verwunderung sandte der General Gates den 15ten Morgens eine neue Punktation zur Capitulation, worinnen er fast alle von dem General Bourgoyne vorher vorgeschlagenen Artikel bis auf

einige Kleinigkeiten bewilligte, am Ende aber einen Artikel anhing, daß die Armee schon denselben Tag, Nachmittags um zwei Uhr, aus ihrer Position abmarschiren sollte.

Diese plötzliche Veränderung des Generals Gates und der angehängte letzte Artikel erregten bei uns einiges Bedenken. Der Kriegsrath wurde zusammenberufen und darin beschlossen, daß zwar die eben eingegangenen vorgeschlagenen Artikel des Generals Gates angenommen werden sollten; da aber dieses nur Präliminarien und noch viele folgende Artikel zu berichtigen wären, bevor der General Bourgoyne die Capitulation unterschreiben könne, so wäre der Zeitpunkt von zwei Uhr Nachmittags zu kurz und schlüge man dagegen vor, eine Commission von zwei Stabsofficieren von beiden Theilen zu ernennen, die die Nebenartikel festsetzen und die Capitulation bis zur beiderseitigen Unterzeichnung in Ordnung bringen sollten. Von unserer Seite wurden hierzu der Obristlieutenant Southerland und der Capitän Craig ernannt. Die Commission blieb bis elf Uhr Abends beisammen und es wurde alles, was wir begehrten, von feindlicher Seite accordirt. Verschiedene Kleinigkeiten erforderten noch einiges Hin- und Herschicken nach dem General Bourgoyne; da aber die feindlichen Commissärs alles bewilligten, was die unsrigen forderten, so versprachen diese, die zu der Endabschließung Vollmacht hatten, auf ihr und des Generals Bourgoyne Ehrenwort, daß den andern Morgen die

Capitulation von dem General Bourgoyne unterzeichnet zurückkommen sollte. Der Waffenstillstand sollte fortdauern.

Die Commissarien kamen des Nachts um zwölf Uhr zurück. Dieselbe Nacht kam ein Ueberläufer und sagte aus, daß er durch dritte Hand erfahren habe, der englische General Clinton habe nicht allein die Verschanzung von den High-lands erobert, sondern sei auch schon vor acht Tagen mit seinen Truppen und der Flotte bis nach Esopus vorgerückt und müsse aller Wahrscheinlichkeit nach nun schon zu Albany angekommen sein. Der General Bourgoyne sowohl als verschiedene Officiere wurden von dieser so ungewissen Nachricht so begeistert, daß sie große Lust bekamen, die ganze Capitulation abzubrechen. Es wurde also noch einmal ein Kriegsrath zusammenberufen und folgende Fragen darin aufgeworfen:

1. ob ein Tractat, der von bevollmächtigten Commissarien finaliter arrangiret sei, noch nach dem Versprechen des Generals, solchen, sobald die Commissarien alles applaniret, zu unterzeichnen, mit Ehren gebrochen werden könne,

2. ob die eingegangenen Nachrichten so hinlänglich sicher wären, daß sie ein Bewegungsgrund sein könnten, einen in unserer Lage so vortheilhaften Accord zu brechen, und

3. ob die Armee wohl noch muntern Geist genug hätte, ihre jetzige Stellung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Auf die erste Frage erklärten vierzehn gegen acht Stimmen, daß ein Tractat, der unter solchen Bedingungen geschlossen wäre und in welchem der Feind, so wie hier, alles Geforderte bewilliget hätte, ohne Verletzung der Ehre nicht gebrochen werden könnte.

Ueber die zweite Frage waren die Stimmen getheilt. Die Verneinenden stützten sich darauf, daß der Ueberbringer der Nachricht alles nur vom Hörensagen hätte; ein anderes würde es sein, wenn der General Clinton selbst einen Courier geschickt hätte, oder der Mensch die Clintonsche Armee selbst gesehen, und daß, wenn auch angenommen würde, daß General Clinton wirklich in Esopus sei, die Entfernung von da noch so groß wäre, daß er uns in unserer traurigen Lage doch nicht mehr helfen könne.

Auf die dritte Frage war die Antwort aller Officiere vom linken Flügel bejahend; die Officiere im Grunde und auf dem rechten Flügel antworteten aber, daß zwar alle Soldaten den größten Muth bezeigen würden, wenn es zum Angriff des Feindes gehn sollte, daß aber, da ihnen allen das Fehlerhafte ihrer Position zu gut bekannt wäre, zu befürchten stände, sie würden einen feindlichen Angriff nicht ebenso aushalten.

Um doch noch Zeit zu gewinnen, wurde ein letztes Mittel versucht. Es schrieb nemlich der General Bourgoyne den 16ten früh einen Brief an General Gates, worin er ihm erklärte, daß er in der vergangenen Nacht von Deserteurs und andern die Nach-

richt erhalten habe, daß der General Gates einen ansehnlichen Theil seiner Armee nach Albany detachirt hätte und zwar während der Zeit, daß die Negotiationen ihren Anfang genommen. Da dieses nun nicht allein gegen Treue und Glauben sei, sondern auch der General Bourgoyne die Capitulation nicht eher unterzeichnen könne, als bis er überzeugt wäre, daß die gegenseitige Armee der seinigen wenigstens drei- bis viermal überlegen sei, so möchte der General Gates einem von uns dazu ausgewählten Stabsofficier seine Armee zeigen lassen, und wenn sich nach dessen Rapport die Ueberlegenheit vorbesagtermaßen befinden würde, so wolle er gleich die Capitulation unterschreiben. Der Major Kingston war der Ueberbringer dieses Briefes und kam mit der Antwort des Generals Gates zurück, daß er auf sein Ehrenwort versichre, daß seine Armee noch von der nemlichen Stärke sei, als sie vor Saratoga angerückt wäre, vielmehr habe sie seit der Zeit noch eine Verstärkung von einer Brigade erhalten und es wäre während der Negotiation nicht ein Posten vermindert worden. Einem von unsern Stabsofficieren die Stärke seiner Armee zu zeigen, würde von ihm so wenig politisch, als vielmehr seiner Ehre nachtheilig sein; dieses könnte also nicht eingegangen werden. Der General Bourgoyne möchte demnach wohl bedenken, was er thäte, wenn er sein Ehrenwort bräche, und er würde für die Folgen verantwortlich sein. So wie aber die Capitulation unterzeichnet sein würde, so wäre er bereit,

dem General Bourgoyne seine ganze Armee zu zeigen, und stände mit seiner Ehre dafür, daß er sie über viermal der seinigen überlegen finden würde, die Truppen ungerechnet, die jenseits des Hudsonflusses gegen uns postirt ständen. Er könnte aber jetzt nicht länger mehr als eine Stunde Zeit zur Antwort gestatten und würde nach Verlauf derselben sich genöthigt sehen, die strengsten Maßregeln zu nehmen.

Hierauf wurde der Kriegsrath noch einmal zusammenberufen, um alles genau zu erwägen, da es denn schien, als wenn die acht Stimmen, die vorher dafür waren, den Tractat zu brechen, nun von dieser Meinung abgegangen wären. Der General Bourgoyne zog die Generale Riedesel und Phillips allein auf die Seite und bat um ihren freundschaftlichen Rath. Beide schwiegen anfänglich stille, bis endlich der General Riedesel erklärte, daß, wenn der General Bourgoyne in England Verantwortung haben sollte, es bloß wegen der Bewegungen sein könnte, die die Armee in solche Lage gebracht hätten, und vielleicht wegen der ersten Eröffnung einer Capitulation und deswegen, weil er nicht frühzeitig genug den Rückzug so weit gemacht, daß wir Meister von der Kommunikation mit dem Fort George geworden wären. Nun aber nach allen bereits gemachten Schritten den Tractat auf eine ungewisse und unzuverlässige Nachricht zu brechen, hielte er für noch viel gefährlicher. Gleicher Meinung war der Brigadier Hamilton, der dazu kam und auch darüber befragt wurde. Der

General Phillips aber sagte nichts weiter, als daß die Lage der Sachen so wäre, daß er gar keinen Rath noch Hülfe ausfindig zu machen im Stande sei. Nach vielem Hin- und Herüberlegen entschloß sich endlich der General Bourgoyne, zu unterzeichnen und hierauf wurde die unterzeichnete Capitulation durch den Major Kingston überschickt.

Den 17ten Oktober marschirte die Armee ab und alles wurde nach der Capitulation bewerkstelligt. Jenseits des Fish-kills hatte der General Gates seine ganze Armee, die diesseits des Hudsonflusses war, aufmarschiren lassen. Einige Officiere, so dazu beordert waren, mußten dieselbe zählen, da sich dann solche zwischen 23 bis 24 tausend Mann stark befand. Der General Riedesel befahl, daß keine Fahne dem Feinde mit den Gewehren überliefert werden, sondern die Stangen verbrannt und die Tücher sorgfältig eingepackt werden sollten. Dieses wurde auch genau befolgt, so daß jedes der deutschen Regimenter seine Fahnen wirklich behalten hat.

Das Memoire, wovon Vorstehendes ein Auszug ist, ist von Still-water den Tag nach der Gefangennehmung bei Saratoga, also den 18ten Oktober 1777, datirt und von allen damaligen Commandeurs der deutschen Regimenter und Bataillons unterschrieben und attestiret. Als ein Nachtrag dazu ist noch anzuführen, daß, nachdem die gefangen genommene

Armee bis nach Cambridge bei Boston gekommen, der amerikanische Congreß den in der Capitulation bewilligten Punkt, daß die Truppen zu Boston nach England eingeschifft werden sollten, nicht ratificirt hat und dieselben, also der Capitulation zuwider, in Amerika als Kriegsgefangene haben bleiben müssen.

Dieser Punkt hatte im Congreß große Debatten verursacht. Die Stimmen waren darüber getheilt gewesen, ob man sich in Ansehung desselben strenge an die Capitulation halten müsse, und nur durch den Einfluß und die Insinnationen des damals bei den Amerikanern befindlichen Generals La Fayette war die Sache auf die besagte Weise zum Nachtheil der englischen und deutschen Truppen entschieden worden, weil er bei dem von ihm leicht vorherzusehenden bevorstehenden Bruch zwischen England und Frankreich verhüten wollte, daß der König von England diese Armee nicht anderswo benützte. Um alle Bedenklichkeiten des Congresses zu heben, hatte La Fayette den Fall von Kloster-Seven im siebenjährigen Kriege angeführt, wo die Engländer sich auch erlaubt hätten, die Capitulation zu brechen.

Als der General Bourgoyne den ersten Entwurf der Capitulation producirte, rieth ihm der General Riedesel, dem General Gates lieber vorzuschlagen, daß die Truppen ohne Gewehre und mit der Bedingung, in diesem Kriege ohne etwaige Auswechslung nicht mehr gegen die Amerikaner zu dienen, nach Canada zurückgehn möchten; der General Bourgoyne

hatte aber gemeint, daß gar nicht daran zu denken wäre, daß der Feind jemals so etwas eingehn könne, und hatte also den Transport nach Boston und die Einschiffung daselbst vorgeschlagen. Als aber nachher auf dem Marsch über diese Sache gesprochen wurde, so äußerte der General-Adjutant des Generals Gates, daß man diese Bedingung wohl eingegangen sein würde, da man wegen des großen Mangels an Lebensmitteln äußerst verlegen gewesen wäre, die gefangenen Truppen auf dem Marsch nach Boston zu unterhalten. Wenn also General Bourgoyne den Rath des Generals Riedesel befolgt hätte, so wäre diese Armee für England gerettet worden, die anderswo hätte gebraucht werden können, und wäre derselben viel nachher erlittenes Ungemach dadurch erspart worden.

Fortgesetzter Bericht der Generalin Riedesel von ihren und ihres Mannes nebst ihrer Kinder Begebenheiten während ihres Aufenthalts in Amerika bis zu ihrer Rückreise nach Europa.

Als sich die Armee (den 11ten September 1777) wieder in Bewegung setzte, sollte ich erstlich hinter derselben zurück bleiben, aber auf meine dringende Bitte und da andere Damen der Armee folgten, er-

hielt ich endlich die nemliche Erlaubniß. Wir machten nur kleine Tagereisen und waren sehr oft schlimm daran, jedoch immer zufrieden, daß wir nur folgen durften. Ich hatte doch alle Tage das Vergnügen, meinen Mann zu sehen. Mein Gepäcke hatte ich größtentheils zurückgeschickt und nur eine ganz kleine Sommergarderobe behalten. Anfänglich ging alles gut; wir waren in der süßen Hoffnung, des Sieges gewiß sein zu können und in ein gelobtes Land zu kommen, und als wir den Hudsonfluß passirten und der General Bourgoyne sagte: „Die Engländer weichen nie zurück", so wurden wir alle frohen Muths. Was mir aber mißfiel, war, daß die Officiersfrauen alle Expeditionen, die geschehen sollten, zum voraus wußten, und es befremdete mich dieses um so mehr, da ich bei den Armeen des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege bemerkt hatte, daß alles so geheim gehalten wurde. Hier waren aber auf die Art auch die Amerikaner von allem, was man vor hatte, im voraus unterrichtet und allenthalben, wo wir hinkamen, erwartete man uns schon, welches uns sehr schadete. Den 19ten September war eine Affaire, die sich zwar zu unserm Vortheil endigte, uns aber doch nöthigte, bei einem Ort Namens Freemans-farm Halt zu machen. Ich war ein Augenzeuge der ganzen Affaire und da ich wußte, daß mein Mann mit dabei war, so war ich voller Angst und Kummer und zitterte bei jedem Schuß, da ich sie alle hören konnte. Ich sahe eine Menge Verwundete und was noch ärger

war, so brachte man sogar drei in das Haus, wo ich war. Einer davon war der Major Harnich, der Gemahl einer Frau von unserer Gesellschaft, der andere ein Lieutenant, dessen Frau auch von unsrer Bekanntschaft war, und der dritte ein junger englischer Officier Namens Young. Der Major Harnich wohnte mit seiner Frau in einer Stube neben der meinigen. Er hatte einen Schuß durch den Unterleib bekommen, an welchem er viel ausstand. Einige Tage nach unserer Ankunft hörte ich in einer andern Stube neben mir Klagetöne und erfuhr, daß sie von dem eben vorhin erwähnten jungen englischen Officier Young kämen, der an seiner Wunde sehr schlecht danieder lag.

Er interessirte mich desto mehr, da mir von einer Familie dieses Namens während meines Aufenthalts in England viel Höflichkeit erwiesen worden war. Ich ließ ihm meine Dienste anbieten und schickte ihm Lebensmittel und Erfrischungen. Er bezeigte großes Verlangen, seine Wohlthäterin, wie er mich nannte, zu sehn. Ich ging zu ihm und fand ihn auf ein wenig Stroh liegen, da er seine Equipage verloren hatte. Es war ein junger Mensch von ohngefähr achtzehn oder neunzehn Jahren und wirklich der leibliche Neffe des Herrn Young, den ich kannte, und der einzige Sohn seiner Eltern. Diese waren es auch nur, worüber er jammerte; über seine Schmerzen klagte er nicht. Er hatte sich sehr verblutet; man hatte ihm das Bein abnehmen wollen,

er hatte sich aber nicht dazu entschließen können und nun war der kalte Brand dazu gestoßen. Ich schickte ihm Kissen und Decken und meine Frauensleute eine Matratze. Ich verdoppelte meine Sorgfalt für ihn und besuchte ihn alle Tage, wofür ich tausend Segenswünsche von ihm erhielt. Endlich versuchte man doch noch die Amputation, aber es war zu spät und er starb einige Tage darauf. Da er neben mir an wohnte und die Mauern sehr dünne waren, so konnte ich seinen letzten Seufzer durch die Wand in meiner Stube hören. Ich wohnte in einem ziemlich gut gebauten Hause, wo ich eine große Stube hatte. Die Thüren und das Täfelwerk waren von massivem Cedernholz, welches dort sehr gemein ist. Man brennt es häufig, besonders wenn viel Mücken sind, die den Geruch desselben nicht vertragen können. Man sagt aber, daß der Rauch desselben den Nerven sehr schädlich sein soll und sogar bei schwangeren Frauen unzeitige Geburten verursachen kann. Als wir weiter marschirten, hatte ich mir eine große Kalesche machen lassen, in welcher ich mit meinen drei Kindern und meinen beiden Frauen Platz hatte, und so folgte ich der Armee, mitten unter den Soldaten, welche sangen und lustig waren und für Begierde brannten, zu siegen. Wir kamen durch unabsehbare Wälder und herrliche Gegenden, welche aber verlassen waren, weil alle Einwohner vor uns flohen und die Armee des amerikanischen Generals Gates verstärkten. Es kam uns das in der Folge theuer zu stehn, weil

jeder Einwohner daselbst von Natur Soldat ist und sehr gut schießen kann, überdem der Gedanke, für ihr Vaterland und für ihre Freiheit zu fechten, ihnen noch mehr Muth einflößte. Während der Zeit mußte mein Mann, so wie die ganze übrige Armee, kampiren. Ich blieb ohngefähr eine Stunde hinter der Armee und besuchte meinen Mann alle Morgen im Lager. Manchmal aß ich zu Mittag bei ihm, aber meistens kam er zum Mittagessen zu mir. Bei der Armee gab es täglich kleine Attaken, alle von weniger Bedeutung; aber mein armer Mann konnte die ganze Zeit in kein Bette kommen, noch sich auskleiden. Da die Jahreszeit schon rauher wurde, so fand ein Obrist Williams von der Artillerie, daß unsere wechselseitigen Besuche viel Beschwerliches hätten, und erbot sich, mir ein Haus mit einem Schornstein für fünf bis sechs Guineen bauen zu lassen, worinnen ich für beständig wohnen könnte. Ich nahm es an und das Haus, welches wohl zwanzig Fuß ins Gevierte und einen guten Kamin hatte, wurde angefangen. Man nannte das Blockhäuser und es wurden zu einem solchen Blockhause starke Bäume von gleicher Dicke genommen, die man in einander fugte, welches recht dauerhaft war und ganz warm hielt, besonders wenn es mit Lehm bedeckt wurde. Ich sollte den andern Tag dasselbe beziehn und freute mich destomehr darauf, da die Nächte schon sehr naßkalt waren und mein Mann mit mir hätte darin wohnen können, weil es ganz nahe an seinem Lager war, als auf einmal den

7ten Oktober mein Mann mit dem ganzen Generalstab wieder aufbrach. Von dem Augenblick an nahm unser Unglück seinen Anfang. Ich war eben bei meinem Mann zum Frühstück, als ich erfuhr, daß etwas vor war. Der General Fraser und, ich glaube, auch die Generale Bourgoyne und Phillips sollten denselben Tag bei mir zu Mittag essen. Ich sahe viel Bewegung unter den Truppen. Mein Mann sagte mir, es sollte eine Recognoscirung gemacht werden, welches mir nicht auffiel, weil dieses öfters geschehen. Auf meinem Rückweg nach Haus begegneten mir viele Wilde in ihrer Kriegskleidung und mit Flinten. Auf meine Frage, wo sie hingingen, riefen sie mir zu: „War! War!" (Krieg! Krieg!). Das hieß, daß sie zur Schlacht gingen, welches mich ganz zu Boden schlug, und kaum war ich zurückgekommen, so hörte ich auch plänkeln und nach und nach immer stärker feuern, bis endlich der Lärmen gar arg wurde. Es war eine erschreckliche Kanonade und ich war mehr todt als lebendig. Gegen drei Uhr Nachmittags, anstatt daß meine Gäste hätten sollen zu mir zum Essen kommen, brachte man mir auf einer Trage den armen General Fraser, einen der erwarteten Mittagsgäste, tödtlich verwundet. Unser Eßtisch, der schon gedeckt war, wurde weggenommen und man setzte an dessen Stelle ein Bette für den General. Ich saß in einer Ecke der Stube, zitternd und bebend. Der Lärmen wurde immer stärker. Der Gedanke, daß man mir meinen Mann so bringen könnte, war mir

entsetzlich und quälte mich unaufhörlich. Der General sagte dem Wundarzt: „Verschweigen Sie mir nichts! Muß ich sterben?“ Die Kugel war ihm eben, wie dem vorher erwähnten Major Harnich, durch den Leib gegangen; unglücklicherweise hatte der General stark gefrühstückt, wodurch die Gedärme ausgedehnt waren und die Kugel, wie die Wundärzte sagten, nicht, wie bei dem Major, zwischen, sondern durch die Gedärme gegangen war. Ich hörte ihn oft seufzend ausrufen: „Oh bad ambition! poor general Bourgoyne! poor mistress Fraser!“ (Fatale Ehrsucht! armer General Bourgoyne! meine arme Frau!) Man betete ihm vor; dann ließ er noch den General Bourgoyne bitten, daß er ihn den Tag darauf, Abends um sechs Uhr, auf einem Berg, der eine Art von Schanze war, begraben lassen möchte. Ich wußte nicht mehr, wo ich hin sollte; der ganze Flur und die andere Stube waren voller Kranken, die an einer Art Ruhr, camp-sickness (die Lager-Krankheit), darnieder lagen. Endlich gegen Abend sah ich meinen Mann ankommen; da vergaß ich alle meine Leiden und dankte nur Gott, daß er ihn mir erhalten. Er aß in großer Eile mit mir und seinem Adjutanten hinter dem Hause. Man hatte uns vorgesagt, daß wir Vortheile über den Feind hätten, aber die traurigen und niedergeschlagenen Gesichter, die ich erblickte, bezeugten das Gegentheil, und ehe mein Mann wieder fortging, zog er mich auf die Seite und sagte mir, daß alles sehr schlecht ginge und daß ich mich immer

zur Abreise bereit halten, mir jedoch nichts davon merken lassen sollte. Ich nahm also den Vorwand, daß ich den andern Morgen in mein neues Haus ziehen wollte, und ließ alles einpacken. Mylady Ackland hatte ein Zelt nicht weit von unserm Hause; in diesem schlief sie und den Tag über war sie im Lager. Auf einmal kam man, ihr zu sagen, daß ihr Mann tödtlich verwundet und gefangen wäre. Sie war darüber sehr traurig. Wir trösteten sie damit, daß es nur eine leichte Wunde wäre, riethen ihr aber, daß sie zu ihrem Mann hinsollte, wozu sie gewiß Erlaubniß erhalten würde, um denselben besser zu pflegen. Sie liebte ihn sehr, ob er gleich ein roher Mensch war, der sich fast alle Tage betrank, sonst aber doch ein braver Officier. Sie war eine allerliebste Frau. Auf diese Weise brachte ich die ganze Nacht zu, sie zu trösten und denn wieder zu meinen Kindern zu gehn, die ich zu Bette gebracht hatte. Ich selbst konnte nicht schlafen gehn, da ich den General Fraser und alle übrigen Herren in meiner Stube hatte und mir immer bange war, daß meine Kinder aufwachen und schreien und dem armen Sterbenden dadurch beschwerlich fallen möchten, der mich öfters um Verzeihung bitten ließ, daß er mir so viel Last machte. Gegen drei Uhr Morgens sagte man mir, daß es nicht lange mehr mit ihm währen würde. Ich hatte gebeten, daß man mich davon benachrichtigen möchte; ich wickelte daher die Kinder in Decken und ging mit ihnen auf den Hausflur. Frühmorgens um acht Uhr

verschied er. Man wickelte den Leichnam in ein Bettlaken, nachdem man ihn gewaschen hatte, und legte ihn in eine Bettstelle. Dann kamen wir wieder herein und hatten noch den ganzen Tag diesen traurigen Anblick. Auch kamen alle Augenblicke blessirte Officiere von meiner Bekanntschaft an und die Kanonade erneuerte sich immer wieder. Man sprach von Rückzug, es wurde aber nicht die geringste Bewegung dazu gemacht. Gegen vier Uhr Nachmittags sahe ich das neue für mich gebaute Haus in Flammen, der Feind war also nicht weit von uns. Wir erfuhren, daß der General Bourgoyne die letzte Bitte des Generals Fraser erfüllen und ihn um sechs Uhr an dem von ihm bestimmten Ort begraben lassen wollte, welches einen unnöthigen Aufenthalt verursachte, wodurch zum Theil das Unglück der Armee gefördert wurde. Um sechs Uhr wurde wirklich der Leichnam fortgebracht und wir sahen die ganze Generalität mit ihrem Gefolge auf dem Berge dem Begräbnisse beiwohnen. Der englische Feldprediger, Mr. Bruttenel, hielt die Leichenrede. Die Kanonenkugeln flogen immer um die Gesellschaft herum und über sie weg. Der amerikanische General Gates hat nachher gesagt, daß, wenn er gewußt hätte, daß es eine Beisetzung wäre, er nicht würde haben dahin feuern lassen. Auch nicht weit von mir flogen viele Kanonenkugeln, aber ich hatte meine Augen nur auf den Berg geheftet, wo ich deutlich meinen Mann mitten im feindlichen

Feuer sahe und also an meine eigene Gefahr nicht denken konnte.

Der Befehl war gegeben, daß nach der Beisetzung die Armee aufbrechen sollte, und unsere Kaleschen waren schon angespannt. Ich wollte nicht vor den Truppen fort; der verwundete Major Harnich, so elend er war, schleppte sich aus seinem Bette, um nicht im Lazareth zu bleiben, welches man mit einer Stillstandsflagge zurückließ. Als er mich so mitten in der Gefahr erblickte, ließ er meine Kinder und meine Frauensleute in die Kaleschen bringen und bedeutete mir, daß ich unverzüglich fort müßte. Da ich immer noch bat, bleiben zu können, so sagte er mir: „Nun wohlan, so sollen doch Ihre Kinder fort, damit ich diese zum wenigsten aus der Gefahr rette." Er hatte es verstanden, mich bei meiner schwachen Seite zu nehmen, ich ließ es mir gefallen, mich mit ihnen einzusetzen, und wir reiseten den 8ten Abends ab.

Es war die äußerste Stille empfohlen worden und man machte überall Feuer und ließ viele Zelte stehen, um den Feind glauben zu machen, daß das Lager noch da stände. So gingen wir die ganze Nacht durch immer weiter. Fritzchen fürchtete sich und wollte oft anfangen zu weinen und ich mußte, damit wir dadurch nicht entdeckt würden, ihr das Schnupftuch vor den Mund halten.

Um sechs Uhr des Morgens wurde Halt gemacht, worüber sich jedermann wunderte. Der General Bourgoyne ließ die Kanonen rangiren und zählen, welches

alle verdroß, denn nur noch einige gute Märsche mehr, so waren wir in Sicherheit. Mein Mann war ganz erschöpft und setzte sich während der Zeit in meine Kalesche, wo ihm meine Frauensleute Platz machen mußten und wo er ohngefähr drei Stunden, mit dem Kopf auf meiner Schulter, schlief. Unterdessen brachte mir Capitän Willoe seine Brieftasche mit Bankozetteln und Capitän Geismar seine schöne Uhr, einen Ring und einen gut gefüllten Geldbeutel und baten mich, ihnen alles dieses zu verwahren. Ich versprach ihnen, mein möglichstes zu thun. Endlich setzte man sich wieder in Marsch, aber kaum hatten wir eine Stunde Weges marschirt, so wurde von neuem Halt gemacht, weil man Feinde erblickte. Es waren ohngefähr zweihundert Mann, die zu recognosciren kamen und die von unseren Truppen leicht hätten gefangen werden können, wenn der General Bourgoyne nicht den Kopf verloren hätte. Es regnete, daß es goß; Mylady Ackland hatte ihr Zelt aufschlagen lassen. Ich rieth ihr nochmals, sich zu ihrem Manne zu begeben, dem sie in seiner jetzigen Lage so nützlich sein könnte. Sie gab endlich meinen Gründen Gehör und ließ den General Bourgoyne durch seinen Adjutanten, Mylord Paterson, um Erlaubniß dazu bitten. Ich sagte ihr, sie sollte nur darauf bestehen, worauf er es ihr endlich bewilligte. Der englische Feldprediger, Mr. Bruttenel, begleitete sie und sie fuhren zusammen in einem Boot mit einer Stillstandsflagge zum Feinde hinüber, wovon man einen bekannten schönen Kupfer-

stich hat.*) Ich sah sie nachher in Albany wieder, wo ihr Mann fast ganz wieder hergestellt war und wo sie mir beide für meinen Rath sehr dankten. Wir brachten den 9ten den ganzen Tag im größten Regen zu und immer marschfertig. Die Wilden hatten den Muth verloren und man sah sie von allen Seiten nach Hause gehn. Die geringste Widerwärtigkeit macht sie feige, besonders wenn es nichts zu plündern giebt. Meine Kammerjungfer that nichts, als ihre Lage verwünschen und sich die Haare ausraufen. Ich bat sie, sich zu beruhigen, weil man sie sonst für eine Wilde halten würde. Da ward sie noch toller, fragte, ob es mich verdröße, und als ich es bejahte, riß sie ihren Hut ab, ließ ihre Haare über das ganze Gesicht herunter hängen und sagte mir: „Sie haben gut reden. Sie haben Ihren Mann, wir haben aber nichts, als die Aussicht, umzukommen, oder alles unsrige zu verlieren." Was das letztere anlangte, so versprach ich ihr, um sie zu beruhigen, daß ich alles ersetzen würde, was sie und die andere etwa verlören. Diese andere, meine gute Lene, obgleich sehr furchtsam, sagte doch nichts.

Gegen Abend kamen wir endlich nach Saratoga, welches nur eine halbe Stunde Weges von dem Orte war, wo wir den ganzen Tag zugebracht hatten. Ich war vom häufigen Regen durch und durch naß und mußte die ganze Nacht so bleiben, da ich gar

*) Gezeichnet und gestochen von Pollard, 1784. Anmerk. des Herausg.

dergleichen Dinge gemischt, welches, wie ich wohl wüßte, keine Sache für eine Frau wäre, daß es mir aber unmöglich gewesen sei, zu schweigen, da ich es so vielen braven Leuten an Allem fehlen gesehn und nichts mehr ihnen zu geben gehabt hätte. Er dankte mir hierauf nochmals (ob ich gleich glaube, daß er mir im Herzen diesen Streich nie verziehen hat) und ging von mir zu den Officieren und sagte ihnen, daß es ihm leid thäte, was geschehen wäre, er hätte aber nun durch seine Befehle allem abgeholfen; warum sie denn aber nicht zu ihm gekommen wären, da seine Küche immer zu ihren Diensten stünde. Sie antworteten, daß englische Officiere nicht gewohnt wären, die Küche ihres Generals zu besuchen, und daß sie mit Vergnügen jeden Bissen von mir angenommen, da sie überzeugt gewesen, daß ich ihn ihnen recht von Herzen gegeben. Er gab hierauf die gemessensten Befehle, daß die Provisionen gehörig ausgetheilt werden sollten. Dieses hielt uns nur von neuem auf, sonst ging es darum um nichts besser. Der General setzte sich zu Tische, unsere Kaleschen waren angespannt und fertig zur Abreise. Alle bei der Armee stimmten für den Rückzug und mein Mann versprach, ihn noch möglich zu machen, wenn man nur keine Zeit verlöre. Der General Bourgoyne aber, dem der Orden versprochen worden war, wenn er die Vereinigung mit der Armee des Generals Howe zu Stande brächte, konnte sich nicht dazu entschließen und verlor alles durch sein Zögern. Gegen zwei Uhr Nachmittags hörte man

wieder Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer, alles kam in Allarm und Bewegung. Mein Mann ließ mir sagen, daß ich mich unverzüglich nach einem Hause begeben sollte, welches nicht weit von da war. Ich setzte mich in die Kalesche mit meinen Kindern und kaum sind wir im Begriff, bei dem Hause anzukommen, so sehe ich am jenseitigen Ufer des Hudsonflusses fünf bis sechs Menschen mit Flinten, die auf uns zielen. Fast unwillkürlich werfe ich die Kinder in den Fond der Kalesche und mich über sie; in demselben Augenblick schießen die Kerle und zerschmettern hinter mir einem armen englischen Soldaten, der schon blessirt war und sich auch nach dem Hause retiriren wollte, den Arm. Gleich nach unserer Ankunft begann eine fürchterliche Kanonade, welche größtentheils nach dem Hause, worin wir Schutz gesucht, gerichtet war, vermuthlich, weil die Feinde glaubten, da sie viel Leute dorthin strömen sahen, daß die Generalität sich dort befände. Ach, es waren nichts, als Verwundete oder Frauen. Wir wurden endlich genöthigt, in einem Keller unsere Zuflucht zu nehmen, wo ich mich in eine Ecke ohnweit der Thür lagerte. Meine Kinder lagen auf der Erde, mit ihren Köpfen auf meinem Schoß. So blieben wir die ganze Nacht. Ein entsetzlicher Geruch, das Geschrei der Kinder und noch mehr, als alles dieses, meine Angst verhinderten mich, ein Auge zuzuthun. Den andern Morgen ging die Kanonade wieder an, aber von einer andern Seite. Ich rieth, daß alle aus dem Keller ein wenig heraus-

gehn möchten, während dessen ich ihn wollte reinigen lassen, weil wir sonst alle krank werden würden. Man folgte meinem Rath und ich ließ von vielen Hand anlegen, was bei der weitläuftigen Arbeit höchst nöthig war, denn die Frauen und Kinder hatten sich gefürchtet, herauszugehn und hatten den ganzen Keller verunreinigt. Wie alles heraus war, besahe ich mir unsern Zufluchtsort; es waren drei schöne Keller, die recht gut gewölbt waren. Ich that den Vorschlag, daß in den einen die am gefährlichsten blessirten Officiere gebracht werden sollten; die Frauen sollten in dem andern sein und alle übrigen in dem dritten, der dem Ausgang am nächsten war. Ich hatte gut auskehren und mit Essig räuchern lassen und man fing bereits an, jeder seinen Platz einzunehmen, als neue entsetzliche Kanonenschüsse alles wieder in Allarm brachten. Mehrere, die kein Recht hatten, hineinzugehn, stürzten nach der Thüre. Meine Kinder waren schon die Kellertreppe hinunter und wir hätten alle können erdrückt werden, wenn Gott mir nicht Kräfte geschenkt hätte, mich vor die Thür zu stellen und mit ausgebreiteten Armen allen den Eingang zu verwehren; sonst wäre gewiß jemand von uns zu Schaden gekommen. Elf Kanonenkugeln gingen durchs Haus und wir konnten sie deutlich über unsre Köpfe hinweg rollen hören. Einem armen Soldaten, dem man ein Bein abnehmen wollte und den man dieserhalb auf den Tisch gelegt hatte, nahm eine Kanonenkugel mittlerweile das andre Bein fort.

Seine Kameraden waren alle davon gelaufen, und wie sie wieder zu ihm kamen, fanden sie ihn in einer Ecke der Stube, wo er sich vor Angst hingerollt hatte, und kaum noch athmend. Ich war mehr todt als lebendig, doch nicht so viel über unsere eigne Gefahr, als über die, in welcher mein Mann schwebte, der jedoch oft fragen ließ, wie es uns ginge, und mir sagen ließ, daß er wohl wäre.

Der Major Harnich und seine Frau, eine Madame Rennels, die schon ihren Mann verloren hatte, die Frau des guten Lieutenants, der den Tag vorher seine Bouillon so gutherzig mit mir getheilt hatte, die Frau des Commissars und ich, wir waren die einzigen Damen, die bei der Armee waren. Wir saßen eben zusammen und beklagten unser Schicksal, als jemand herein kam und man sich in die Ohren flüsterte und sich einander traurig ansahe. Ich bemerkte dieses und daß auf mich Blicke geworfen würden, ohne daß mir weiter etwas gesagt ward. Dieses erweckte in mir den schrecklichen Gedanken, daß mein Mann geblieben sei. Ich schrie laut auf; man versicherte mich aber, daß dieses nicht sei, sondern winkte mir zu, daß den Mann der armen Lieutenantin dieses Unglück betroffen habe. Diese wurde auch einen Augenblick nachher herausgerufen. Der Mann war noch nicht todt, aber eine Kanonenkugel hatte ihm den Arm oben an der Schulter weggenommen. Wir hörten die ganze Nacht sein Winseln, welches doppelt und desto grausender in diesen Keller-

gewölben widerhallte, und der Arme starb erst gegen Morgen. Wir brachten übrigens diese Nacht wie die vorige zu. Indessen kam mein Mann, mich zu besuchen, welches meinen Kummer linderte und mir wieder Muth gab. Den Morgen darauf fingen wir an, uns ein wenig besser einzurichten. Der Major Harnich und seine Frau und Madame Rennels machten sich in einer Ecke eine kleine Stube und Gardinen davor. Man wollte mir eine andre Ecke ebenso zurechte machen, ich zog aber vor, nahe an der Thür zu bleiben, da ich auf den Fall von Feuersgefahr daselbst eher heraus konnte. Ich ließ eine Streu machen und legte meine Betten darauf, wo ich mit meinen Kindern schlief; nicht weit von uns schliefen meine Frauen. Gegenüber waren drei englische Officiere einquartiert, die zwar blessirt, jedoch entschlossen waren, im Fall des Rückzuges nicht zurückzubleiben. Einer derselben war ein Capitän Green, Adjutant des Generals Phillips, ein sehr schätzbarer und artiger Mann. Alle drei versicherten mich mit einem Eide, daß im Fall eines schleunigen Rückzuges sie mich nicht verlassen und ein jeder von ihnen eines meiner Kinder mit auf sein Pferd nehmen wollte. Für mich stand eines von meines Mannes Pferden immer gesattelt bereit. Oefters war mein Mann willens, mich, um mich der Gefahr zu entziehn, zu den Amerikanern zu schicken; ich stellte ihm aber vor, daß es noch ärger, als alles, was ich jetzt ausstehn müßte, sein würde, mit Leuten zu sein, denen ich

mit Schonung würde begegnen müssen, während daß mein Mann sich mit ihnen herumschlüge; er versprach mir also, daß ich ferner der Armee folgen sollte. Manchmal bekam ich jedoch in der Nacht die Angst, daß er fortmarschirt wäre, und kroch aus meinem Keller, um zuzusehn; wenn ich dann die Truppen in den schon kalten Nächten um die Feuer herum liegen sahe, so konnte ich wieder ruhiger schlafen. Auch die mir anvertrauten Sachen verursachten mir viele Unruhe. Ich hatte sie alle vorne in meinem Corset stecken, weil mir immer so sehr angst war, etwas davon zu verlieren, und ich nahm mir fest vor, in Zukunft mich nicht mehr mit dergleichen zu befassen. Den dritten Tag fand ich erst Gelegenheit und einen Augenblick, um die Wäsche zu wechseln, da man die Gefälligkeit hatte, mir einen kleinen Winkel hiezu einzuräumen; während der Zeit standen meine drei vorerwähnten Officiere nicht weit davon Schildwach. Einer dieser Herren konnte sehr natürlich das Brüllen einer Kuh und Blöcken eines Kalbes nachahmen, und wenn meine kleine Tochter Fritzchen des Nachts weinte, so machte er es ihr vor, sie ward wieder stille und wir mußten lachen.

Unser Koch verschaffte uns Essen, aber es fehlte uns an Wasser und ich war öfters genöthigt, um nur den Durst zu löschen, Wein zu trinken und auch den Kindern welchen zu geben. Es war auch fast das einzige, was mein Mann zu sich nahm, welches endlich unsern treuen Jäger Rockel ängstigte, so daß

er mir eines Tages sagte: „Ich befürchte, daß der General aus Besorgniß, in Gefangenschaft zu gerathen, des Lebens überdrüssig ist, weil er so viel Wein trinkt." Die beständige Gefahr, in welcher mein Mann schwebte, setzte mich in ewige Angst. Ich war die einzige unter allen den Frauen, deren Mann nicht geblieben war oder sonst ein Unglück gehabt hatte, und sagte mir daher oft: „Sollte ich die einzige glückliche sein?" besonders da mein Mann Tag und Nacht so sehr der Gefahr ausgesetzt war. Er kam keine Nacht in das Zelt und lag alle Nächte draußen beim Wachtfeuer. Das allein konnte schon sein Tod sein, da die Nächte so naßkalt waren.

Da so großer Mangel an Wasser bei uns war, so fanden wir endlich eine Soldatenfrau, die den Muth hatte, Wasser vom Flusse zu holen, was keiner mehr unternehmen wollte, weil der Feind alle Männer, die nach dem Flusse gingen, auf den Kopf schoß. Dieser Frau thaten sie nichts aus Achtung für das Geschlecht, wie sie uns selbst hernachmals sagten.

Ich suchte, mich dadurch zu zerstreuen, daß ich mich viel mit unsern Blessirten beschäftigte. Ich machte ihnen Thee und Kaffee und bekam dagegen tausend Segenswünsche. Oft theilte ich auch mein Mittagessen mit ihnen. Eines Tages kam ein canadischer Officier in unsern Keller, der sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Wir kriegten endlich von ihm heraus, daß er fast Hungers stürbe. Ich fand mich

sehr glücklich, ihm mein Essen anbieten zu können, welches ihn wieder zu Kräften brachte und mir seine Freundschaft erwarb. Bei unserer nachmaligen Zurückkunft nach Canada lernte ich seine Familie kennen. Eine unserer größten Beschwerden war der Geruch der Wunden, wenn diese anfingen, zu eitern.

Einst unternahm ich die Kur eines Majors Plumpfield, Adjutanten des Generals Phillips, dem eine kleine Flintenkugel durch die beiden Backen gegangen war und ihm die Zähne zerschmettert und die Zunge gestreift hatte. Er konnte gar nichts im Munde behalten; die Materie erstickte ihn fast und er war nicht im Stande, andere Nahrung zu sich zu nehmen, als ein wenig Bouillon, oder sonst etwas flüssiges. Wir hatten Rheinwein. Ich gab ihm eine Bouteille in der Hoffnung, daß die Säure des Weins seine Wunde reinigen würde. Er nahm immer etwas davon in den Mund und das allein that so glückliche Wirkung, daß er geheilt wurde, wodurch ich wieder einen Freund mehr bekam. Und so hatte ich mitten in meinen Leiden- und Kummerstunden Augenblicke freudigen Genusses, die mich sehr glücklich machten.

An einem dieser traurigen Tage wünschte General Phillips, mich zu besuchen, und begleitete meinen Mann, der täglich ein- oder zweimal mit Gefahr seines Lebens zu mir kam. Er sah unsre Lage und hörte mich meinen Mann flehentlich bitten, mich im Fall eines schleunigen Rückzuges nicht zurück zu lassen;

er redete mir selbst das Wort dabei, wie er meinen großen Widerwillen sahe, in den Händen der Amerikaner zu sein. Beim Weggehn sagte er zu meinem Mann: „Nein, um zehntausend Guineen komme ich nicht wieder hieher, denn mein Herz ist ganz zerrissen."

Indessen verdienten nicht alle, die bei uns waren, Mitleid. Es waren auch Feige darunter, die um nichts in dem Keller blieben und nachmals, als wir in die Gefangenschaft geriethen, sich recht gut in Reihe und Glied stellen und paradiren konnten. Wir blieben sechs Tage in dieser schrecklichen Lage. Endlich sprach man von capituliren, da man zu lange gezaudert hatte und der Rückzug nun abgeschnitten war. Es wurde ein Waffenstillstand gemacht und mein Mann, der ganz erschöpft war, konnte in dem Hause zum ersten Mal seit geraumer Zeit sich wieder einmal zu Bette legen. Damit seine Ruhe gar nicht gestört würde, hatte ich ihm in einer kleinen Stube ein gutes Bette machen lassen und legte mich mit meinen Kindern und meinen beiden Frauen in einem Saal daneben schlafen. Aber ohngefähr um ein Uhr in der Nacht kam jemand und verlangte, ihn zu sprechen. Mit dem größten Widerwillen sahe ich mich genöthigt, ihn aufzuwecken. Ich bemerkte, daß ihm die Botschaft nicht angenehm war, daß er den Mann sogleich nach dem Hauptquartier abfertigte und sich dann verdrießlich wieder niederlegte. Bald darauf ließ der General Bourgoyne alle anderen Generale und Stabsofficiere zu einem Kriegsrathe, der gleich

am frühen Morgen gehalten werden sollte, zusammenberufen, in welchem er auf einen erhaltenen falschen Bericht vorschlug, die Capitulation zu brechen, die bereits mit dem Feinde gemacht worden. Es wurde aber endlich entschieden, daß dieses weder thunlich noch rathsam sei, und dieses war ein Glück für uns; denn die Amerikaner sagten uns nachher, daß, wenn wir die Capitulation gebrochen, wir alle massakrirt worden wären, welches sie desto leichter thun konnten, da wir nicht über vier- bis fünftausend Mann stark waren und wir ihnen Zeit gelassen hatten, über zwanzigtausend zusammen zu bringen.

Am 16ten October des Morgens mußte mein Mann wieder auf seinen Posten und ich nochmals in meinen Keller.

Den Tag wurde unter die Officiere, welche bis dahin nur gesalzen Fleisch bekommen, das die Wunden der Blessirten sehr verschlimmerte, viel frisches Fleisch vertheilet. Die gute Frau, welche uns immer Wasser geholt, machte eine treffliche Suppe davon. Ich hatte allen Appetit verloren und die ganze Zeit nichts zu mir genommen, als eine in Wein getunkte Brotrinde. Die blessirten Officiere, meine Unglücksgefährten, schnitten das beste Stück Rindfleisch ab und präsentirten es mir mit einem Teller Suppe. Ich sagte ihnen, ich wäre nicht vermögend, was zu essen; da sie aber sahen, wie nöthig es für mich war, etwas Nahrung zu mir zu nehmen, so erklärten sie, daß sie selbst nicht einen

Bissen anrühren würden, bis ich ihnen das Vergnügen gemacht hätte, davon zu nehmen. Ich konnte ihren freundschaftlichen Bitten nicht länger widerstehen, worauf sie mich versicherten, daß es sie sehr glücklich mache, mir das erste Gute, was sie gehabt, anbieten zu können.

Den 17ten October wurde die Capitulation vollzogen. Die Generale verfügten sich zum amerikanischen General en Chef, Gates, und die Truppen streckten das Gewehr und ergaben sich zu Kriegsgefangenen. Nun bekam die gute Frau, welche uns mit Gefahr ihres Lebens Wasser geholt, den Lohn ihrer Dienste. Jeder warf ihr ganze Hände voll Geld in ihre Schürze und sie bekam zusammen über zwanzig Guineen. In solchen Augenblicken scheint das Herz für Gefühle der Dankbarkeit empfänglich zu sein.

Endlich schickte mir mein Mann einen Reitknecht und ließ mir sagen, daß ich mit unsern Kindern zu ihm hinkommen sollte. Ich setzte mich also wieder in meine liebe Kalesche und machte im Durchfahren durch das amerikanische Lager die tröstliche Bemerkung, daß uns keiner mit beleidigenden Blicken ansah, daß sie alle mich grüßten und sogar auf ihren Gesichtern Mitleid zeigten, eine Frau mit kleinen Kindern da zu sehen. Ich bekenne, daß ich mich fürchtete, zu den Feinden zu kommen, welches ein ganz neuer Auftritt für mich war. Als ich mich den Zelten näherte, kam mir ein schöner Mann entgegen, nahm die Kinder aus dem Wagen, herzte und küßte sie und half mir

dann mit Thränen in den Augen auch herausſteigen. „Sie zittern,“ ſagte er zu mir, „fürchten Sie ſich nicht!“ „Nein,“ antwortete ich ihm, „denn Sie ſehn ſo gütig aus und ſind ſo zärtlich gegen meine Kinder geweſen, daß mir dieſes Muth einflößt.“ Er führte mich hierauf zu dem Zelte des Generals Gates, bei welchem ich die Generale Bourgoyne und Phillips fand, die auf einem recht freundſchaftlichen Fuß mit dem erſten waren. Bourgoyne ſagte mir: „Seien Sie nun ohne Beſorgniß! denn Ihre Leiden haben nun ein Ende.“ Ich antwortete ihm, daß ich freilich Unrecht haben würde, noch Beſorgniſſe zu haben, wenn unſer Chef keine mehr hätte und ich ihn auf einem ſo guten Fuß mit dem General Gates ſähe. Alle Generale blieben beim General Gates zum Eſſen. Derſelbe Mann, der mich ſo gut empfangen hatte, kam an mich heran und ſagte mir: „Es würde Sie in Verlegenheit ſetzen, mit allen dieſen Herren zu ſpeiſen; kommen Sie mit Ihren Kindern in mein Zelt, wo ich Ihnen ein zwar frugales Mittageſſen, aber mit dem beſten Willen geben werde!“ „Gewiß,“ erwiderte ich, „ſind Sie Ehemann und Vater, weil Sie mir ſo viel Güte bezeigen.“ Ich erfuhr hierauf, daß es der amerikaniſche General Skuyler war. Er traktirte mich mit trefflicher geräucherter Zunge, Beefſteaks, Kartoffeln und guter Butter und Brot. Nie habe ich ein Mittagmahl beſſer gefunden; ich war ruhiger, ich ſahe, daß alle, die mich umgaben, es gleichfalls waren, und was mir über alles ging,

mein Mann war außer aller Gefahr. Als wir gegessen hatten, bot er mir sein Haus, das bei Albany lag, zur Wohnung an und sagte mir, daß General Bourgoyne auch dahin kommen würde. Ich ließ meinen Mann fragen, was ich machen sollte; er ließ mir sagen, es anzunehmen, und da zwei Tagereisen bis dahin und es schon fünf Uhr Nachmittags war, so rieth er mir, vorauszureisen und an einem Ort zu übernachten, der ohngefähr drei Stunden Weges weit war. Der General Skuyler hatte die Gefälligkeit, mich bis dahin durch einen französischen Officier bringen zu lassen, der ein recht artiger Mann und eben der war, der die Truppen commandirt hatte, so die Recognoscirung machten, von der ich vorhin einmal Erwähnung gethan habe. Als er mich bis an das Haus escortirt hatte, wo wir bleiben sollten, kehrte er wieder zurück. Ich fand in diesem Hause einen französischen Arzt und einen tödtlich verwundeten braunschweigischen Officier, der seiner Sorgfalt übergeben war und einige Tage hernach starb. Dieser rühmte sehr dessen gute Pflege und mochte auch ein geschickter Wundarzt sein; sonst war es aber ein junger Geck. Er freute sich sehr, als er hörte, daß ich seine Sprache konnte, und fing an, mir allerhand Süßigkeiten und Impertinenzen vorzusagen, unter andern, daß er unmöglich glauben könne, daß ich eine Generalsfrau wäre, weil eine Frau von solchem Range ihrem Mann gewiß nicht gefolgt sein würde; ich sollte also bei ihm bleiben, denn es wäre besser,

mit den Ueberwindern, als mit den Ueberwundenen zu sein. Ich war außer mir über seine Unverschämtheit und durfte ihn doch nicht alle die Verachtung merken lassen, die er mir einflößte, weil es mir an Schutz fehlte. Als der Abend herankam, so erbot er sich, seine Stube mit mir zu theilen; ich antwortete ihm aber, daß ich in dem Zimmer des verwundeten Officiers aufbleiben würde, worauf er mir noch allerhand dumme Schmeicheleien sagte, bis auf einmal die Thür aufging und mein Mann mit seinen Adjutanten hereintrat. „Hier, mein Herr, ist mein Mann," sagte ich ihm mit einem niederschmetternden Blick, worauf er sich beschämt entfernte. Doch war er nachher so höflich, uns seine Stube zu überlassen. Tages darauf kamen wir nach Albany, wo wir uns so oft hingesehnet hatten. Wir kamen aber nicht, wie wir gedacht hatten, als Sieger dahin. Wir wurden vom guten General Skuyler und von seiner Frau und Töchtern nicht als Feinde, sondern aufs freundschaftlichste empfangen und sie erwiesen uns die ausgezeichnetsten Gefälligkeiten, so wie auch dem General Bourgoyne, der doch, und wie man sagte, ohne Noth, ihre prächtig meublirten Häuser hatte anstecken lassen. Sie handelten aber als Leute, die ihren eigenen Verlust bei dem Unglück anderer zu vergessen wissen. Auch war der General Bourgoyne tief über ihren Edelmuth gerührt und sagte dem General Skuyler: „Mir, der ich Ihnen so viel Schaden gethan, erweisen Sie so viel Güte!" „Das ist das Schicksal des Krieges,"

erwiderte der brave Mann, „lassen Sie uns davon nichts weiter reden!“ Wir blieben drei Tage bei ihnen und sie bezeigten uns, daß sie es ungern sähen, als wir fortgingen. Unser Koch war mit meines Mannes Equipage*) in der Stadt geblieben; die zweite Nacht nach unserer Ankunft nahm man uns alles, ohnerachtet der amerikanischen Wache von zehn bis zwanzig Mann, die man uns zur Bewachung derselben gegeben hatte. Es blieb uns nichts übrig, als mein und der Kinder Bette und das Wenige, welches ich zu meiner Wirthschaft bei mir behalten hatte, und das in einem Lande, wo man nichts für Geld bekommen konnte, und zu einer Zeit, wo wir doch so viel brauchten; denn mein Mann mußte alle seine Adjutanten, Quartiermeister u. s. w. beköstigen. Unsere Freunde, die Engländer, die ich mit Recht so nenne, da sie sich während meines ganzen Aufenthalts in Amerika stets als solche gegen uns bewiesen, überließen uns jeder etwas, einer ein paar Löffel, der andere einige Teller. Lange mußten wir uns damit behelfen, da wir nur drei Jahre nachher, in New-York, Gelegenheit fanden, uns, obgleich mit großen Kosten, wieder ein wenig das Verlorne anzuschaffen. Glücklicherweise hatte ich mein kleines Fuhrwerk, welches meine Equipage fuhr, bei mir behalten. Da die Jahreszeit schon sehr spät und rauh war, so ließ ich meine Kalesche mit einer groben Leinwand, die mit

*) d. h. Gepäck. Anmerk. des Herausg.

Oelfarbe angestrichen war, bedecken und wir setzten auf diese Weise unsre Reise nach Boston fort, welche sehr langwierig und beschwerlich war.

Ich weiß nicht, ob es mein Fuhrwerk war, welches die Neugierde der Leute auf sich zog; denn es sahe wirklich wie ein Wagen aus, in welchem man seltene Thiere herumführte; aber oft war ich genöthigt, anzuhalten, weil das Volk die deutsche Generalin mit ihren Kindern sehn wollte. Damit man mir nun nicht die leinwandene Bedeckung vom Wagen abreißen möchte, so entschloß ich mich öfters, lieber auszusteigen, und kam auch so geschwinder weg. Inzwischen kann ich doch nicht anders sagen, als daß das Volk freundlich war und besonders seine Freude bezeigte, daß ich ihre Landessprache, das Englische, sprechen konnte.

Bei allen meinen Leiden hatte mich Gott so unterstützt, daß ich weder meine Fröhlichkeit, noch den Muth verloren hatte; aber mein armer Mann, den der Kummer nagte wegen alles dessen, was geschehen, und wegen seiner Gefangenschaft, war bei den eben erwähnten Auftritten immer höchst mißmuthig und konnte sie kaum aushalten. Seine Gesundheit hatte, besonders durch die vielen in der freien Luft zugebrachten feuchten Nächte, sehr gelitten und er war daher öfters genöthigt, Arzenei zu gebrauchen. Eines Tages, da ihn ein Brechmittel sehr angegriffen hatte, konnte er vor dem Lärmen nicht schlafen, den unsere amerikanische Wache machte, die uns gar nicht verließ

und draußen vor unserer Thüre sanfte und schmauste und, wie er sie bitten ließ, still zu sein, ihren Lärmen noch verdoppelte. Ich entschloß mich, selbst hinauszugehn und sagte ihnen, daß mein Mann krank wäre und ich sie daher sehr bäte, weniger laut zu sein. Gleich hörten sie auf und alles ward stille, ein Beweis, daß diese Nation auch Achtung für unser Geschlecht hat.

Ihre Generale, die uns begleiteten, waren zum Theil vom Schuster-Handwerk und machten in den Rasttagen Stiefeln für unsere Officiere, besserten auch wohl die Schuhe unserer Soldaten aus. Sie setzten einen großen Werth auf das gemünzte Geld, welches bei ihnen selten war. Einem unserer Officiere waren seine Stiefeln ganz zerrissen. Er sahe, daß ein amerikanischer General ein gutes Paar anhatte, und sagte ihm zum Spaß: „Ich gäbe Ihnen gerne eine Guinee dafür.“ Gleich stieg der General vom Pferde, nahm die Guinee, gab seine Stiefeln und setzte sich mit des Officiers zerrissenen Stiefeln wieder auf.

Endlich kamen wir bei Boston an und unsere Truppen wurden nicht weit davon zu Winters-hill in Baracken einquartirt. Uns brachte man bei einem Landmann unter, wo wir nur eine Stube unter dem Dache hatten. Meine Frauensleute schliefen auf dem Boden und unsere Bedienten auf dem Flur. Eine Streu, auf welche ich alle unsere Betten vertheilte, diente uns eine geraume Zeit, weil ich noch weiter nichts als mein Feldbette hatte. Unser Wirth erlaubte

uns, unten in seiner Stube zu essen, wo die ganze Familie zusammen aß und schlief. Der Mann war gut, die Frau aber, um sich zu rächen, daß wir ihr etwas lästig fielen, that uns den Possen, immer die Zeit, wo wir zu Mittag aßen, dazu zu nehmen, ihre Kinder zu kämmen, die voller Ungeziefer saßen, welches uns oft ganz den Appetit benahm, und wenn wir sie baten, dieses draußen vorzunehmen, oder eine andere Zeit dazu zu wählen, so antwortete sie: „It is my room; I like to stay and to comb my children that time“ (Es ist meine Stube und es gefällt mir nun einmal, zu bleiben und meine Kinder eben jetzt zu kämmen), und wir mußten schweigen, damit sie uns nicht gar aus dem Hause würfe.

Eines Tages feierten unsere Herren, ohnerachtet dieses Schmutzes, den Geburtstag, ich glaube der Königin von England, und tranken dabei viel Wein. Meine beiden ältesten kleinen Töchter, Gustchen und Fritzchen, welche bemerkt hatten, daß der übrig gebliebene Wein unter eine Treppe gesetzt worden, machten sich darüber, um ihrerseits auch die Gesundheit der Königin zu trinken. Sie setzten sich dazu vor die Thüre und toasteten (tranken Gesundheiten) so viel, daß ihre kleinen Köpfe es nicht mehr ertragen konnten und Fritzchen ein Fieber davon bekam, welches mich sehr ängstigte, weil sie Krämpfe dabei hatte und ich gar nicht die Ursache davon ergründen konnte. Als sich endlich die Natur durch ein Erbrechen half, so sahe ich, daß es vom Wein

war und schalt die beiden kleinen Mädchen sehr, welche mir aber antworteten, daß sie auch den König und die Königin lieb hätten und also nicht hätten unterlassen können, ihnen auch Glück zu wünschen.

Wir blieben drei Wochen an diesem Ort, bis man uns nach Cambridge brachte, wo man uns in eines der schönsten Häuser einlogirte, welche vordem das Vermögen der Royalisten ausgemacht hatten. Nie ist mir eine angenehmere Lage vorgekommen. Sieben Familien, die mit einander theils verwandt, theils befreundet waren, hatten hier Pachtungen, Gärten und prächtige Häuser und nicht weit davon ihre Obstplantagen. Alle diese Besitzungen waren kaum eine halbe Viertelmeile von einander entfernt. Die Eigenthümer derselben kamen täglich Nachmittags bald bei dem einen, bald bei dem andern zusammen und belustigten sich mit Musik und Tanz, lebten im Wohlstande einig und glücklich, bis leider der verderbliche Krieg sie alle trennte und alle diese Häuser bis auf zwei wüste ließ, deren Eigenthümer bald darauf auch flüchten mußten.

Von unsern Herren ward es keinem erlaubt, nach Boston zu kommen. Mich trieb die Neugierde und das Verlangen, die Tochter des Generals Skuyler, Madame Carter, zu sehen, dahin und ich aß einigemal bei derselben. Die Stadt ist ganz hübsch, war aber von heftigen Patrioten bewohnt und voller bösen Leute, besonders waren die Frauen so böse,

daß sie mich mit Unwillen ansahen und sogar vor mir ausspuckten, wenn ich bei ihnen vorbeiging. Madame Carter war sanft und gut wie ihre Eltern, ihr Mann aber böse und falsch. Sie kamen uns oft zu besuchen und aßen auch bei uns mit den andern Generalen. Wir suchten ihnen auf alle Weise unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen. Sie schienen auch viel Freundschaft für uns zu haben und doch war es zur nemlichen Zeit, daß dieser garstige Carter, als der englische General Howe viele Dörfer und kleine Städte angesteckt hatte, den Amerikanern den abscheulichen Vorschlag machte, unsern Generalen die Köpfe abzuhauen, diese in kleine Fässer einzusalzen und den Engländern für jedes angesteckte Dorf oder Städtchen ein solches Fäßchen zu überschicken, welcher unmenschliche Vorschlag glücklicher Weise nicht angenommen ward.

Ich hatte während meines Aufenthaltes in England zu Bristol einen Capitän Fenton aus Boston kennen lernen, den die Amerikaner bei Ausbruch des Krieges hatten citiren lassen, der sich aber, seinem Könige treu, nicht hatte stellen wollen. Hierauf hatten sich die Weiber des erbitterten Pöbels seiner alle Achtung verdienenden Frau und seiner sehr schönen fünfzehnjährigen Tochter bemächtigt und sie, ohne Achtung für ihre Güte, Schönheit und Schamhaftigkeit, nackend ausgezogen, mit Theer beschmiert und in Federn herumgewälzt und so zur Schau in der Stadt herumgeführt. Was ließe sich nicht alles

von dergleichen Leuten, die der bitterste Haß beseelte, erwarten!

So waren auch zwei Brüder da, die sich sehr geliebt hatten, wovon aber der eine die königliche, der andere die republikanische Partei ergriffen hatte. Ersterer, der Verlangen trug seinen Bruder wiederzusehn, nahm Urlaub und kam zu ihm. Jener empfing ihn mit großer Freude und sagte ihm: „Wie freue ich mich, dich wieder zur guten Sache zurückkommen zu sehn!“ „Nein, mein Bruder,“ antwortete der Royalist, „ich bleibe meinem Könige treu, das soll mich aber nicht hindern, dich zu lieben.“ Hierauf springt der Amerikaner mit Wuth auf, ergreift eine Pistole und droht, ihn zu erschießen, wenn er nicht gleich wegginge. Alle Vorstellung des guten Bruders, daß der Unterschied der Gesinnungen seiner Liebe nie schaden würde, halfen nichts; der andere rief: „Nur meine alte Liebe für dich hindert mich, dich gleich zu erschießen, weil jeder Royalist mein Feind ist.“ Und er würde es wirklich gethan haben, wenn sich nicht der Bruder endlich fortgemacht hätte. Fast alle Familien waren getrennt und ich sahe hier, daß nichts entsetzlicher ist als ein bürgerlicher Krieg. Mit solchen Leuten sollten wir leben, oder gar niemand sehn! Ich zog natürlicher Weise das letztere vor.

General Phillips war und blieb immer unser guter und aufrichtiger Freund und wir sahen ihn viel. Auch war unser Haus immer voll Engländer, nachdem wir gelernet hatten, daß bei ihnen die Sitte

sei, daß man ihnen sagen müsse, wiederzukommen. Ehe wir dieses gewußt, bemerkten wir zu unserer Verwunderung, daß einige artige Leute, die wir doch gut aufgenommen, nicht wiederkamen. Hernachmals richteten wir uns darnach und fanden es ganz bequem, weil man dadurch eine Auswahl von denen machen konnte, deren Umgang einem der angenehmste war. Doch gab es auch Leute, die, wie es die Engländer nannten, unverschämter waren.

In Cambridge sahe ich ein ganzes Haus fortschaffen auf langen Bäumen, an deren Enden man Räder anbringt und dann das Haus heraufschraubt und die Bäume unterschiebt, da es sich dann gut fortbewegen läßt.

Den 3ten Juni 1778 gab ich einen Ball und Souper zur Feier des Geburtstages meines Mannes. Ich hatte alle Generale und Officiere dazu eingeladen. Auch die Carters waren mit dabei. General Bourgoyne ließ absagen, nachdem er uns bis acht Uhr Abends hatte warten lassen. Er entschuldigte sich immer unter verschiedenem Vorwande, zu uns zu kommen, bis zu seiner Abreise nach England, wo er kam und mir große Entschuldigungen deshalb machte, worauf ich aber nichts weiter antwortete, als daß es mir würde leid gethan haben, wenn er sich unsertwegen genirt hätte. Man tanzte viel und unser Koch hatte uns ein prächtiges Souper von mehr als achtzig Couverts zubereitet. Ueberdem war auch noch unser Hof und Garten erleuchtet.

Da der Geburtstag des Königs von England Tages darauf als den 4ten war, so wurde beschlossen, daß man sich nicht eher trennen wollte, bis man seine Gesundheit getrunken, welches auch mit der herzlichsten Anhänglichkeit an seine Person und sein Interesse ausgeführt wurde.

Nie, glaube ich, ist das God save the king mit mehr Enthusiasmus und mit aufrichtigern Gesinnungen gesungen worden. Sogar meine ältesten beiden kleinen Töchter waren mit dabei, die man heruntergeholt hatte, um die Illumination zu sehn. Alle Augen waren voll Thränen und es schien, als wenn jeder darauf stolz war, den Muth zu haben, dieses so mitten unter den Feinden zu wagen. Sogar die Carters hatten nicht das Herz, sich auszuschließen. Als die Gesellschaft auseinander ging, sahe man das ganze Haus umringt von Amerikanern, die, als sie so viel Leute hineingehen und die Illumination gesehn, den Verdacht geschöpft hatten, daß wir eine Empörung im Sinne hätten, und wenn der mindeste Lärmen entstanden wäre, hätte uns dieses können theuer zu stehen kommen. Die Amerikaner, wenn sie ihre Truppen versammeln wollen, setzen brennende Pechfackeln auf die Anhöhen, auf welches Signal jeder herzueilet. Wir waren einmal Zeugen davon, als der General Howe eine Landung zu Boston versuchen wollte, um die gefangenen Truppen zu befreien. Man erfuhr dieses, wie gewöhnlich, längst voraus und steckte die Pechtonnen an, worauf man

drei oder vier Tage nacheinander eine Menge Leute ohne Schuh und Strümpfe und die Flinte auf dem Rücken eiligst herzulaufen sahe, wodurch bald so viel Leute zusammenkamen, daß eine Landung zu schwer gefallen sein würde.

Wir lebten zu Cambridge ganz glücklich und vergnügt und wären also gerne während der Gefangenschaft unserer Truppen dort geblieben; aber wie es gegen den Winter kam, erhielten wir Befehl, nach Virginien zu gehn. Nun mußte ich auch darauf denken, die Fahnen unserer deutschen Regimenter weiter in Sicherheit zu bringen, von denen wir bei Saratoga den Amerikanern weis gemacht, daß sie verbrannt worden, welches erst von ihnen übel genommen, aber doch nachher mit Stillschweigen übergangen wurde. Es waren aber nur die Stöcke, die verbrannt worden waren, und die Fahnen waren bis dahin versteckt worden. Jetzt vertrauete mir mein Mann dieses Geheimniß und trug mir die weitere Verbergung desselben auf. Ich schloß mich also mit einem recht ehrlichen Schneider ein und dieser half mir eine Matratze machen, in welche wir sie alle einnähten. Der Capitän Oconnell ward unter dem Vorwande eines Auftrags nach New-York geschickt und gab die Matratze für sein Bette aus. Er ließ sie in Halifax, wo wir sie wiederfanden, als wir von New-York nach Canada fuhren, und da nahm ich sie, um allem Verdacht auszuweichen, wenn unser Schiff ja genommen worden wäre, in meine

Kajüte und schlief während unserer ganzen übrigen Fahrt bis nach Canada auf diesen Ehrenzeichen.

Wie es zur Abreise kam, so fand ich, daß unser Koch, von welchem ich glücklicher Weise täglich Quittungen bekommen, gar nichts bezahlt hatte, und man brachte mir unbezahlte Rechnungen, die sich auf die Summe von tausend Rthlr. beliefen. Mein Mann ließ ihn arretiren. Er entwischte aber und ging bei dem General Gates in Dienst, der ihn aber zu theuer fand, worauf er zu dem General La Fayette kam, der uns aber nachher sagte: „Er taugt nur für einen König." Mein Mann wollte ihm wohl wegen seiner Geschicklichkeit im Kochen, die sehr groß war; aber auf mich hatte der Schelm einen Haß geworfen, weil ich ihm aufpaßte. Ich glaube auch immer, daß er an dem Diebstahl von meines Mannes Equipage in Albany Antheil hatte. Wir haben ihn nachher in New-York im größten Elend wiedergefunden. Er hatte die Frau eines Einwohners verführt und entführt und nachher verlassen, weil er in einer solchen elenden Lage war, daß er sie nicht mehr zu ernähren vermochte.

Mein Mann hatte öfters einen Anfang von Empfindung an den Nerven und Beklemmungen, wobei er an nichts Vergnügen fand, als an Spazierengehen und im Garten zu arbeiten, daher ich immer Sorge trug, jedesmal, wenn wir das Quartier änderten, ihm einen Garten zurecht machen zu lassen, welches mir nicht schwer war und wenig Kosten

machte, da fast alle unsere Soldaten sich auf Gartenarbeiten verstanden und froh waren, sich etwas verdienen zu können. Ich dankte Gott nun desto mehr, daß er mir den Muth gegeben, meinem Manne zu folgen. Der Kummer, gefangen zu sein, die unangenehme Lage der Truppen und der Mangel an Nachrichten von seinem Vaterlande, alles dieses schlug ihn nieder. Wie viel mehr noch hätte er gelitten, wenn er niemanden gehabt, der ihn zerstreuet hätte, wenn er öfters halbe Jahre lang und noch mehr ohne Nachrichten von uns gewesen wäre! Wie froh bin ich noch jetzt, wenn ich mich in jene Zeiten wieder hineindenke, allen denen widerstanden zu haben, die mich hatten verhindern wollen, meine Pflicht zu erfüllen und der Neigung zu folgen, die mir meine zärtliche Liebe einflößte, und daß ich alle seine Leiden und seinen Kummer getreulich getheilt habe!

Es war im Monat November 1778, als wir den Befehl bekamen, nach Virginien zu gehn. Mein Mann fand glücklicher Weise und kaufte mir einen hübschen englischen Wagen, so daß ich bequemer reisete als vorher. Mein kleines Gustchen hatte einen der Adjutanten meines Mannes, den Capitän Etmonson, gebeten, uns unterweges nicht zu verlassen. Das Zutrauen dieses Kindes rührte ihn, er versprachs und hielt es auch treulich. Ich reisete immer mit der Armee und oft auf ganz unwegsamen Straßen. Der Capitän, der sehr stark und immer bei der Hand war, sprang bei jeder gefährlichen Stelle vom Pferde und

hielt unsern Wagen. Unser alter Jäger Rockel, der bei mir war und sich bei seiner Hülfe sehr wohl befand, weil er selbst bereits sehr ermüdet war, blieb öfters ruhig auf seinem Bock sitzen und rief nur: „Capitän!“ Gleich war dieser von seinem Pferde herunter. Ich wollte nicht, daß er sich diese Freiheit heraus nähme; den guten Capitän belustigte es aber so sehr, daß er mich bat, es gut sein zu lassen.

Ich hatte immer Provisionen bei mir, aber in einem zweiten Fuhrwerke. Da dieses nun nicht so geschwind, als wir, fort konnte, so fehlte es mir öfters an allem. Als wir einmal einen Ort Namens Herford passirten, wo wir einen Rasttag machten, welches immer den vierten Tag geschahe, begegneten wir daselbst dem General La Fayette, den mein Mann zum Essen bat, weil derselbe sonst nichts hatte finden können. Dieses setzte mich etwas in Verlegenheit, weil ich wußte, daß er einen guten Tisch liebte; endlich fand ich doch Mittel und Wege, vermittelst aller meiner Provisionen ihm noch ein ganz gutes Mittagessen zusammen zu stoppeln. Er war so höflich und artig, daß er uns allen sehr gefiel. Er hatte viele Amerikaner in seinem Gefolge, die aus der Haut hätten fahren mögen, daß wir immer französisch sprachen. Vielleicht befürchteten sie, da wir auf einem so freundschaftlichen Fuße mit ihm waren, daß wir ihnen denselben abspenstig machen könnten, oder er uns Sachen anvertrauen möchte, die wir nicht wissen sollten. Er sprach uns viel von England und von der Gnade,

die der König für ihn gehabt, ihm alles zeigen zu lassen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie er es über das Herz bringen können, so viel Gnadenbezeigungen in dem Augenblick vom Könige anzunehmen, da er im Begriff gestanden, abzureisen, um gegen ihn zu fechten. Er schien über meine Anmerkung etwas beschämt und antwortete mir: „Es ist wahr, der Gedanke ging mir durch die Seele, so daß, als mir eines Tages der König anbot, mir seine Flotte zeigen zu lassen, ich erwiderte, daß ich hoffte, sie eines Tages zu sehn, und dann heimlich wegging, um aus der Verlegenheit zu kommen, es noch einmal ablehnen zu müssen." Andere gaben ihm Schuld, daß er als Spion in England gewesen, von wo er gleich nachher nach Amerika ging.

Einen Abend kamen wir an einen hübschen Ort, unsere Beiwagen aber hatten uns nicht folgen können und wir konnten es vor Hunger nicht mehr aushalten. Da ich sehr viel Fleischwerk in dem Hause bemerkte, in welchem wir eingekehrt waren, so bat ich die Wirthin, mir etwas zu überlassen. „Ich habe vielerlei," antwortete sie mir, „da ist Rindfleisch, Kalbfleisch und Hammelfleisch." Der Mund lief mir schon voll Wasser. „Gebe sie her!" sagte ich, „ich werde es ihr gut bezahlen." Sie schlug mir hierauf ein Schnippchen fast unter der Nase und sagte mir: „Nichts sollt ihr haben. Warum seid ihr aus eurem Land gekommen, um uns todt zu machen und unser Hab und Gut aufzuzehren? Nun ihr unsere Gefangene seid, so ist nun die Reihe

an uns, euch zu quälen." „Seht," antwortete ich ihr, „diese armen Kinder! sie kommen fast um vor Hunger." Sie blieb unbeweglich. Als aber endlich mein drittehalbjähriges Töchterchen Karoline an sie herankam, sie bei der Hand ergriff und ihr auf Englisch sagte: „Gute Frau, ich bin sehr hungrig," so konnte sie nicht länger widerstehen, nahm sie mit in die Stube und gab ihr ein Ei. „Nein," sagte die gute Kleine, „ich habe noch zwei Schwestern." Da ward die Frau gerührt und gab ihr drei Eier und sagte: „Ich ärgere mich über mich selbst, ich kann aber dem Kinde nicht widerstehen." Nun ward sie auch sanfter und bot mir Brot und Milch an. Ich machte für uns Thee. Die Frau sahe uns lüstern zu, denn die Amerikaner liebten ihn sehr, hatten aber beschlossen, ihn nicht mehr zu trinken, da bekanntermaßen die Auflage auf den Thee den Krieg veranlasset hatte. Ich bot ihr eine Tasse an und schenkte ihr noch dazu ein Tütchen Thee. Dieses erweichte sie vollends und sie bat mich, ihr in die Küche zu folgen, wo ich den Mann fand, der an einem Schweineschwanz knauete, während daß die Frau mir zu meinem großen Vergnügen einen Korb Erdtoffeln aus dem Keller holte. Als sie wiederkam, reichte er ihr seinen Leckerbissen, sie nutschte auch daran und gab ihm denselben hernach wieder, worauf er wieder anfing, davon zu schmausen. Ich sahe dieser sonderbaren wechselseitigen Traktirung mit Verwunderung und Ekel zu, er aber glaubte, daß mich der Hunger ihn beneiden machte, und reichte mir das

bereits ganz abgenagte Stück hin. Was sollte ich thun? „Schlage ich es aus," dachte ich, „so wird er beleidigt und ich komme um meinen lieben Korb Erdtoffeln." Ich nahm es also an, that, als wenn ich davon äße, und practizirte es hernach sachte ins Feuer. Nun war unser Frieden völlig gemacht. Man gab mir meine Erdtoffeln und ich machte eine gute Suppe davon mit guter Butter. Ueberdies räumte man uns auch nun drei hübsche Stuben mit guten Betten ein.

Den andern Morgen reiseten wir weiter und zogen noch überall die Neugierde aller Einwohner auf uns. Als wir das Ufer des Hudsonflusses erreicht hatten, wurden wir bei einem Schiffer untergebracht, wo man uns, und noch dazu aus Gnaden, eine halb ausgebaute Stube ohne Fenster gab; wir hingen die Nacht Decken davor und schliefen auf einer Streu, weil unser Bagagewagen zerbrochen war und wir also keine Betten hatten, wie auch leider weder Kaffee noch Thee noch Zucker, welches oft auf dieser Reise unsere ganze Labung ausmachte. Unsere Wirthin, eine wahre Furie, erlaubte uns endlich am andern Morgen, als unsere Sachen angekommen waren, in ihrer Stube zu frühstücken, da es im Monat December war und wir in unserer Stube kein Feuer machen konnten. Wir konnten sie aber nicht dazu bewegen, uns einen Tisch für uns allein zu geben, und nicht einmal durften wir uns eher an den ihrigen setzen, bis sie mit ihren Kindern und Leuten mit dem Frühstück fertig war, welches in Ueberbleibseln vom Abend-

essen, Kohl, Schinken und dergleichen und Kaffee mit grobem Zucker bestand, wornach sie uns ihren ganzen Schmutz hinterließ, so daß wir erst alles rein machen mußten, ehe wir was gebrauchen konnten. Und doch verlangte sie, daß wir alles wieder in Ordnung brächten und ihr Teller und Tassen rein überlieferten. Bei der geringsten Einwendung wies sie uns die Thür. Sie that dieses alles, um uns zu quälen, denn sie war eine Erzantiroyalistin. Unglücklicher Weise bekamen wir Sturm und widrigen Wind und konnten also den Fluß ohne Gefahr nicht passiren, wie uns der Schiffer selbst versicherte. Die böse Frau bestand darauf, daß wir fort sollten, und nur mit vielen Bitten konnten wir erlangen, noch zwei Tage bleiben zu dürfen. Den dritten Tag kam uns der Mann mit verlegener Miene anzukündigen, daß wir fort müßten. Ich bat ihn, unsere Gefahr zu bedenken und uns wenigstens zu begleiten, da ich dann mehr Muth haben würde, die Ueberfahrt zu wagen. Er versprach, uns selbst hinüber zu bringen, und wir schifften uns auf einem kleinen Fahrzeuge mit einem Segel ein; wie wir aber vom Lande abstießen, springt unser Mann hinaus und davon und läßt uns einem einzigen Schiffsknecht, der sich noch dazu nicht recht darauf verstand, das Steuerruder zu führen, so daß wir wegen seiner Unwissenheit und wegen des widrigen Windes länger als fünf Stunden den Fluß immer bald hinauf, bald hinunterfuhren, bis wir endlich nach tausend Aengsten an dem jenseitigen Ufer anlandeten. Wir mußten noch

bis an die Knie durch Morast waten, ehe wir an das Haus des Obersten Hoxborn kamen, eines sehr reichen Mannes, wo wir logiren sollten.

Dort erhielt ich eine zwar kleine, aber gute Stube für mich, meinen Mann, unsere Kinder und meine beiden Frauensleute, in welcher wir aber auch mit den Adjutanten frühstücken und zu Mittag und Abend essen mußten. Da ich wegen ganz durchnäßter Füße die Strümpfe zu wechseln wünschte, so bat ich unsere Officiere, so lange hinauszugehn. Sie wollten sich inzwischen in der Küche etwas wärmen, als auf einmal der Wirth hereinkam, sie beim Arm nahm und mit den Worten hinauswies: „Wie, ihr garstigen Royalisten, ist es nicht genug, daß ich euch beherberge, könnt ihr mich nicht einmal in Ruhe lassen?“ Er kam eben wieder vom Felde und sahe in seinem groben tuchenen Kleide, seinem langen Bart und seiner schmutzigen Wäsche wie ein Bär aus, so daß uns vor ihm grauete. Seine Frau aber war gut. Sie bat mich den folgenden Tag, der ein Sonntag war, nach Tische bei ihr Kaffee zu trinken. Kaum hatte ich mich hingesetzt, als der Mann hereintrat, der nun ein besseres Ansehn hatte, nachdem er sich barbiert und seine Sonntagswäsche angezogen hatte. Da ich den Auftritt des vorigen Tages noch nicht vergessen konnte, so stand ich auf und wollte weggehn. Er machte aber die Thür zu und fragte mich: „Fürchten Sie sich vor mir?“ „Nein,“ antwortete ich, „vor keinem, und nicht einmal vor dem Teufel, dem Sie doch gestern

ähnlich sahen." „Aber heute sehe ich doch besser aus," erwiderte er. „Ja," sagte ich, „doch suche ich Unhöflichkeiten aus dem Wege zu gehen." Mein Benehmen, anstatt ihn zu verdrießen, gefiel ihm; er nahm mich bei der Hand und drang in mich, daß ich meinen Platz wieder einnehmen sollte. „Ich bin nicht so böse, als Sie glauben," sagte er, „Sie gefallen mir, und wenn ich keine Frau hätte, so würde ich Sie heirathen." „Aber wissen Sie denn, ob ich Sie nehmen würde?" erwiderte ich. „Das würde sich denn schon finden," antwortete er, „ich bin sehr reich, diese ganze Landschaft ist mein, meine Frau ist schon alt, ich dächte Sie blieben gleich hier." Von diesem Augenblick an konnte ich alles im Hause bekommen, denn die gute Frau war es gern zufrieden, mir von allem mitzutheilen, was sie gewöhnlich hatten.

Wir mußten hier acht Tage bleiben, um unsern Truppen Zeit zu lassen, den Fluß zu passiren, welches wegen der wenigen daselbst befindlichen Schiffe sehr langsam ging. Unser drittes Nachtquartier von da war bei einem Deutschen, wo wir gut logirt waren und auch gute Lebensmittel antrafen. Es fand sich, daß der alte Mann der Sohn eines Kutschers war, der bei einem Grafen Görz in Deutschland in Diensten gestanden hatte. In seinem zwölften Jahre straft ihn einmal sein Vater wegen eines losen Streichs, darüber faßt er den Entschluß, wegzulaufen; der Zufall führt ihn nach London. Da man oft Leute nach den amerikanischen Kolonien schickte, so war er auch mit

darunter. Sein Glücksstern wollte, daß er daselbst in die Hände eines guten Herrn fiel, der ihn lieb gewann, ihn gut erziehen ließ und ihm nach einigen Dienst-Jahren, Land urbar zu machen gab, wie es gewöhnlich dort gehalten wird, wenn einer seine bestimmte Zeit ausgedient hat. Er war sehr thätig und fleißig und sahe sich bald im Stande, eine Pacht von seinem Herrn anzunehmen, der endlich, als er bemerkte, wie alles unter seinen Händen gedieh, ihm seine Tochter zur Frau gab. Jetzt hatte der Mann Söhne, die auch schon wieder Pächter waren, und das einzige, was sein Glück störte, war der Gedanke, seinen Vater verlassen zu haben, dem er oft Geld schickte. Da er wußte, daß die Riedesel'sche Familie Nachbarn und Freunde der Görze wären, so nahm er uns gut auf und war äußerst betrübt, als wir wieder abreisten.

Ein andermal hatten wir unser Nachtquartier bei einem Obersten Howe, dem ich ein Compliment zu machen glaubte, indem ich ihn fragte, ob er ein Verwandter des englischen Generals wäre. „God forbid!“ (Gott behüte!) antwortete er mir sehr beleidigt, „der ist meiner nicht werth.“ Man sagte, daß dieser Obrist ein braver Mann wäre. Wenn er nicht im Felde, sondern zu Hause war, so pflügte er seinen Acker selbst und beschäftigte sich ganz mit seiner Wirthschaft. Er hatte eine vierzehnjährige Tochter, hübsch, aber von böser Gemüthsart. Ich saß mit ihr vor einem guten Kaminfeuer, sie sah die glühenden

Kohlen an und rief aus: „Ha! wenn ich den König von England hier hätte, mit welchem Vergnügen schnitte ich ihm den Leib auf, risse sein Herz heraus, zerlegte es, briete es auf diesen Kohlen und verzehrte es dann!“ Ich blickte sie mit Abscheu an und sagte ihr: „Ich schäme mich fast, von einem Geschlecht zu sein, das fähig ist, eine solche Lust zu bekommen.“ Dieses abscheuliche Mädchen habe ich nie vergessen können und ich war froh, aus diesem Hause wegzukommen, ob wir es gleich sonst recht gut daselbst hatten.

Ehe wir die sogenannten blauen Berge passirten, mußten wir noch acht Tage Rasttage machen, um unsern Truppen Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Unterdessen war eine so große Menge Schnee gefallen, daß vier von unsern Leuten vor meinem Wagen herreiten mußten, um mir den Weg zu bahnen. Wir passirten die malerischesten Gegenden, die aber wegen ihrer rauhen Wildheit Grausen einflößten, und oft kamen wir mit Lebensgefahr durch diese halsbrechenden Wege, wo wir noch überdieß von Kälte und, was noch schlimmer war, von Mangel an Lebensmitteln sehr litten. Als wir in Virginien ankamen und nur noch eine Tagereise vom Ort unserer Bestimmung entfernt waren, hatten wir gar nichts mehr, als unsern Thee und jeder ein Butterbrot, konnten auch nichts bekommen. Ein Einwohner gab mir nur noch eine Handvoll getrockneter Früchte mit auf den Weg. Mittags langten wir

bei einer Wohnung an, wo ich um etwas zu essen bat; man schlug es mir mit den harten Worten ab, daß man nichts für die hündischen Royalisten hätte. Ich sahe türkisch Mehl liegen und bat um ein paar Hände voll, um es mit Wasser einzumengen und Brot daraus zu machen. Die Frau antwortete mir: „Nein, das ist für unsre Mohren, die arbeiten für uns; ihr aber habt uns tödten wollen.“ Der Capitän Etmonston bot ihr eine bis zwei Guineen dafür, weil meine Kinder so hungrig waren; aber sie sagte: „Nicht für hundert wollte ich euch was geben, und wenn ihr alle Hungers stürbet, so wäre es desto besser.“ Der Capitän war darüber so entrüstet, daß er mit Gewalt davon nehmen wollte, ich bat ihn, um Lärmen zu verhüten, dringend, nur ruhig zu sein, da wir vielleicht bald bessere Leute finden würden. Leider aber geschahe das nicht. Wir trafen nicht einmal eine Hütte an. Die Wege waren abscheulich, die Pferde übermüdet, meine drei Kinder ganz blaß, von Hunger erschöpft und ich zum ersten Mal ganz muthlos. Capitän Etmonston, von diesem Anblick äußerst bewegt, ging von Mann zu Mann, um etwas zu essen zu erlangen, endlich erhielt er von einem Fuhrmann unserer Bagage ein Stück altes Brot von ohngefähr einem Viertelpfunde, welches rund herum abgeknauet war, weil man es wegen seiner Härte nicht mehr hatte beißen können. Wie er uns dieses brachte, so leuchtete den Kindern die Freude aus den Augen. Ich wollte Karolinen, als der jüngsten, das erste

Stück geben. „Nein," sagte das gute Kind, „meine Schwestern sind noch hungriger, als ich." Gustchen und Fritzchen wollten es auch nicht, um es ihrer kleinen Schwester zu lassen. Ich theilte es also und beredete alle drei, davon zu essen. Die Thränen rollten dabei von meinen Backen und der gute Etmonston war zu gerührt, um es länger mit ansehn zu können. Wenn ich jemals einem Armen ein Stück Brot versagt hätte, so würde ich geglaubt haben, daß mich Gott jetzt dafür hätte strafen wollen. Der gute Fuhrmann, der sein letztes Brot uns so willig hergegeben, bekam eine Guinee dafür vom Capitän Etmonston geschenkt und bei unsrer Ankunft am Orte unserer Bestimmung, noch viel Brot mit auf den Rückweg.

Dieser Ort unserer Bestimmung war Colle in Virginien, wo mein Mann, der mit unsern Truppen vorausgegangen war, uns mit Ungeduld und Sehnsucht erwartete. Wir kamen in der Mitte des Monats Februar im Jahre 1779 daselbst an, nachdem wir von Boston durch die Provinzen Connecticut, New-York, New-Jersey, Pensylvanien und Maryland bis dahin in ohngefähr zwölf Wochen sechshundertachtundsiebenzig englische Meilen gereiset waren. Das Haus, in dem wir wohnten, und das ganze Gut gehörte einem Italiener, der, da er einige Zeit abwesend sein wollte, es uns überließ. Wir sahen seiner und seiner Frau und Tochter Abreise mit Verlangen entgegen, weil das Haus nur klein war und sie uns überdieß wegen der nur wenigen vorhandenen Lebensmittel

beschwerlich fielen, in Ansehung deren der Mann sich eine Art von Vormundschaft über uns anmaßte. So gab er uns z. B. den ersten Tag von einem Bock, den er hatte schlachten lassen, nichts weiter als den Kopf, den Hals und das Gekröse, ob ich ihm gleich vorstellte, daß mehr als zwanzig Personen davon essen sollten. Er versicherte, daß sich eine recht gute Suppe davon machen ließe, und gab uns doch zwei Kohlköpfe dazu und damit und mit halb faulem Schinken mußten wir uns behelfen.

Man hatte die Truppen früher erwartet und deshalb viele Ochsen und Schweine zur Provision geschlachtet, und weil das Salz daselbst sehr rar war, so hatte man große Gruben in die Erde gemacht, das Fleisch in Viertel geschnitten hineingelegt und Asche anstatt Salz dazwischen gestreut, welches ganz gut konserviren soll. Da aber dort im Januar auch öfters die Sonne sehr warm scheint, so war das zu oberst liegende alles verdorben. Man brachte uns das Fleisch auf Schubkarren; oft mußte man es ganz wegwerfen, manchmal aber konnte man es abwaschen; dann salzte man es ein und hängte es in den Rauch. Den ersten Tag, als ich kaum für uns allein satt zu essen hatte, sahe ich mit Schrecken acht von unsern Officieren kurz vor Tische ankommen. Was war zu machen, als das wenige, was wir hatten, mit ihnen zu theilen? Die Truppen waren in Charlotteville zwei Stunden von uns. Man mußte durch ein sehr schönes Holz, um zu ihnen zu gelangen. Anfänglich waren sie schlecht daselbst.

Sie hatten Blockhäuser, die aber nicht verklebt und ohne Thüren und Fenster waren, so daß sie viel Kälte darin ausstanden. Sie arbeiteten aber mit großer Thätigkeit, sich selbst bessere Wohnungen zu bauen und in kurzem sahe es als eine hübsche Stadt aus. Hinter jeder Baracke hatten sie Gärtchen angelegt und kleine hübsche Einzäunungen zum Federvieh. Da sie nachmals, wie die alten Provisionen aufgezehrt waren, frisches Fleisch und Mehl zu Brot genug bekamen, welches als Weizenmehl ihnen noch überdieß zu Eierkuchen und Klößen diente, so fehlte es ihnen nun an weiter nichts mehr, als an Geld. Von den Engländern wurde wenig geschickt und es war schwer, etwas auf Kredit zu bekommen, welches besonders dem gemeinen Soldaten viel Sorge machte.

In der Mitte des Monats Februar blühten schon die Obstbäume, allein Nachtfröste verdarben alles. Sobald es die Witterung erlaubte, ließen wir den Garten und das Feld bestellen, und da unser Wirth drei Wochen nachher wegzog, so übernahmen wir hierauf alles, als Schweine, wilde Puten u. s. w. Letztere wiegen daselbst über fünfzig Pfund und waren ganz zahm. Wie das Frühjahr kam, flogen sie alle davon, um ihre Eier auszubrüten, die sie in die Waldungen gelegt hatten. Wir gaben sie schon verloren, aber sie kamen alle wieder und brachten eine große Menge Junge mit.

Wir ließen uns ein großes Haus bauen mit einem großen Saal in der Mitte und auf jeder Seite

desselben zwei Stuben, welches meinem Mann hundert Guineen kostete. Es war recht hübsch. Viele Mohren brachten uns alles, was sie nur hatten, als Federvieh und Gemüse. General Phillips und wir schlachteten, einer um den andern, alle Woche einen Ochsen und zwei Schweine. Kurz, es fehlte uns nichts. Die Hitze quälte uns aber im Sommer sehr und man lebte in beständiger Furcht vor den Klapperschlangen und die Früchte wurden von drei Arten von Holzböcken ganz zerfressen. Wir hatten auch sehr starke Gewitter, fünf bis sechs des Tages, und dabei Stürme, daß um einen herum hundert und auch wohl mehr Bäume umstürzten. Die Bäume standen alle sehr lose und die Wurzeln waren wenig bedeckt; denn starke Winde bliesen die Erde, welche meistens Sand war, von den Wurzeln weg; überdies legten die Mohren und Viehhüter öfters Feuer an die Bäume, welche sie dort für nichts achten. Alles dieses machte, daß die Bäume desto leichter vom Winde umgerissen wurden. Oft wurden auch ganze Waldungen angesteckt und abgebrannt, um neues Land zu gewinnen. Des Nachts mußten wir die Fenster auf lassen, um frische Luft zu schöpfen und schlafen zu können. Dann ward man von drei oder vier garstigen Fledermäusen, die dreimal so groß sind, als man sie bei uns hat, aufgeweckt und man mußte sich die halbe Nacht mit ihnen herumjagen. Einstmals kam man in der Nacht, meinem Manne zu sagen, daß der Pferdestall, welcher noch neu war, im Begriff wäre, vom Winde umge-

worfen zu werden. Jedermann lief hinzu, um ihn zu stützen, und ich blieb mit meinen Kindern und den Frauensleuten allein. Der Wind wurde immer stärker. Ganze Stücke vom Schornstein fielen in die Stube, das ganze Haus wankte und ich blieb die halbe Nacht in der Angst, erschlagen zu werden. Dergleichen Schrecken hatten wir mehrere.

Wir hatten keine Stühle, sondern nur runde Blöcke zum Sitzen, von welchen wir auch Tische machten, indem wir Bretter darauf legten. So lebten wir drei oder vier Monat, doch waren wir ziemlich vergnügt. Nur mein Mann war immer traurig und konnte noch obendrein die Hitze gar nicht ertragen, die bis hundertdrei Grad *) stieg und außerordentlich drückend war. Wir suchten, ihn so viel als möglich aufzuheitern. Als in unserm Garten das Gemüse anfing, zu wachsen, fand er Vergnügen daran, sich mit der Gärtnerei zu beschäftigen. Da er aber keinen Hut auf dem Kopf leiden mochte, weil er viel Kopfschmerzen hatte und ihm dieser dabei beschwerlich fiel, so zog er sich dadurch einen Zufall zu, den ich gleich erzählen werde und der der Anfang meiner größten Leiden war. Ich war eben beschäftigt, unser neues Haus und die Stube meines Mannes einzurichten, als ich draußen einen Lärmen hörte. Ich lief ans Fenster und sah meinen Mann, den einige Leute ins

*) Fahrenheid oder einunddreißig und einen halben Grad Reaumur. Anmerk. des Herausg.

Haus trugen. Sein Gesicht war blau, seine Hände weiß, seine Augen starr und große Tropfen Schweiß lagen auf seiner Stirne. Er hatte einen Sonnenstich bekommen. Ich war mehr todt als lebendig und die Kinder machten ein durchdringendes Geschrei. Wir legten ihn gleich nieder, rissen ihm all sein Zeug ab und glücklicherweise war der Regiments-Chirurgus immer bei uns und eben gegenwärtig, so daß ihm gleich zur Ader gelassen werden konnte. Er bekam nun die Sprache wieder und erzählte, daß, als er durch den Garten habe gehen wollen, die Sonne ihm heftig auf den Kopf geschienen. Kaum habe er noch das Haus erreichen können, wo eben seine Adjutanten ankamen, ohne deren Hülfe er verloren gewesen wäre. Gott! was wäre denn aus mir und meinen kleinen Kindern geworden, unter den Gefangenen, in einem solchen entfernten und so feindseligen Lande! Noch stehen mir die Haare zu Berge, wenn ich daran denke. Als mein Mann wieder zu sich kam, nahm er mich bei der Hand und sah mich mit einem gerührten Blick an. Man konnte merken, daß er sich selbst sehr gefährlich krank fühlte. Wenn ich nur einen Augenblick wegging, so ward er gleich unruhig und folgte mir mit den Augen. Der Arzt kam, den wir hatten holen lassen, und nach aller möglichen angewandten Mühe erhielt mir endlich Gott meinen lieben Mann; es behielt derselbe aber viele Jahre Schmerzen am Kopfe und eine Schwäche, welche ihn noch trauriger über seine Lage machte.

Man verordnete ihm den Gebrauch eines Bades

in Virginien, welches den Namen Fredericks-spring hatte, und wir reisten dahin. Ich glaube, daß es sein Uebel vielmehr verschlimmerte, weil er immer seinen Kopf vorher naß machte, ehe er sich badete, und dann meistens, aller Mühe ohngeachtet, seine Haare feucht blieben. Sein Mißmuth dauerte fort und der Gedanke seiner Gefangenschaft quälte ihn stärker als je. Des Nachts konnte er nicht schlafen. Ich fiel darauf, ihm vorzulesen und das besonders in einem rechten schläfrigen Ton, dann schlief er ein. Seine Hände und Füße waren immer blau und kalt, wie Eis. Wenn ich einmal glaubte, es wagen zu können, mich niederzulegen, so weckten ihn die Beklemmungen gleich wieder. Alles war ihm empfindlich. Eines Tages kam ein Virginier zu mir in die Stube, sagte, daß er neugierig wäre, eine deutsche Frau zu sehen, und beguckte mich von allen Seiten. Ich war so glücklich, mich über so etwas zu belustigen; als ich ihn aber auf sein Verlangen zu meinem Manne brachte, wurde dieser durch die Vorstellung, daß er durch seine Lage stets ausgesetzt wäre, von den Einfällen jedes dieser Menschen abzuhängen, so bewegt, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, so daß ich es sehr bereuete, diese Unvorsichtigkeit begangen zu haben.

Wir machten dort die Bekanntschaft der Familie des Generals Washington, wie auch der Madame Garel, einer sehr liebenswürdigen Frau, und ihres Mannes. Sie war eine eifrige amerikanische Patriotin, aber vernünftig, und wir wurden große Freun-

dinnen. Sie brachte meistens die Vormittage mit uns zu. Der Hauptmann Geismar spielte dann die Violine und ich sang italienische Arien, woran sie großes Vergnügen fand. Eines Tages kam ein Landmann dazu, dem wir schon viele gute Worte gegeben hatten, uns frische Butter zu bringen. Da die Amerikaner meistens Musikliebhaber sind, so horchte er zu und sagte mir, als es aus war, ich sollte doch noch einmal singen. Ich fragte ihn scherzend, was er mir dafür gäbe; denn ich thäte nichts umsonst. Er erwiderte sogleich: „Zwei Pfund Butter.“ Der Einfall belustigte mich und ich fing an, zu singen. „Noch einmal,“ sagte er, wie ich fertig war, „aber etwas lustiges.“ Endlich sang ich so viel, daß er mir am andern Morgen vier oder fünf Pfund frische Butter brachte. Er hatte auch seine Frau mit und bat mich, doch noch einmal zu singen. Ich gewann ihre Zuneigung und es fehlte mir nun an nichts mehr. Das Beste war, daß er im Ernst glaubte, daß ich für mein Singen bezahlt sein wollte, und sehr verwundert war, als ich ihnen, da sie weggingen, die Butter bezahlte.

Die Virginier sind meistens träge, welches man ihrem heißen Klima zuschreibt, aber bei der geringsten Veranlassung springen und tanzen sie doch den Augenblick, und wenn man ihnen einen Reel (einen englischen oder schottischen Nationaltanz) aufspielt, so greifen gleich die Männer nach den Frauen, welche sodann springen, als wenn sie besessen wären; sobald sie aber wieder auf ihre Stühle zurückgeführt sind,

sitzen sie von neuem da, wie die Klötze. Von den Sitten der Leute in dortiger Gegend machte man uns keine vortheilhafte Schilderung. Zum Beweis erzählte man uns, daß zwei Mädchen von ihrem Vater schwanger geworden, wovon man zwar geredet hätte, es wäre aber ungestraft geblieben. Ein anderer, der seine Schwiegertochter hübscher gefunden, als seine Frau, hätte seinem Sohn einen Tausch angeboten, in welchen dieser auch gewilligt, doch unter der Bedingung, daß ihm jener mit der Mutter noch zwei Kühe und zwei Pferde gäbe, welches denn auch geschehen, wornach von der ganzen Sache nicht weiter gesprochen worden wäre.

Die Gutsbesitzer in Virginien haben viele Negersklaven und halten sie schlecht. Viele lassen sie bis ins fünfzehnte und sechzehnte Jahr nackend gehn und das Zeug, welches sie ihnen alsdann geben, ist kaum des Tragens werth. Die Sklaven haben Aufseher, welche sie bei Tagesanbruch auf das Feld hinaus führen, wo sie wie das Vieh arbeiten müssen, oder sie bekommen Schläge, und wenn sie ganz ermüdet und von der Sonne verbrannt nach Hause kommen, so giebt man ihnen von einem indischen Mehl, Homani genannt, um sich ein Gebacknes daraus zu machen. Oft aber sind sie zu ermüdet und schlafen lieber ein paar Stunden, da sie dann wieder zur Arbeit müssen. Sie sehen es als ein Unglück an, Kinder zu bekommen, weil diese wider Sklaven und folglich elende Menschen werden. Da sie nicht die Zeit haben, das wenige Land, das ihnen gegeben ist, zu bestellen,

so haben sie nichts und sammeln sich nur durch den Verkauf von Geflügel etwas Geld, wovon sie sich kleiden. Doch giebt es auch gute Herren, welches man gleich merken kann, wenn die Sklaven gut gekleidet sind und gut wohnen. Alsdann sind auch die Neger gute Dienstboten und ihrem Herrn sehr treu und zugethan. Daß böse Herrn übelgesinnte Sklaven haben, ist nicht zu verwundern. Während unsers Aufenthalts in diesem Bade erhielt mein Mann eine Nachricht, die uns viel Vergnügen machte, nemlich daß er, General Phillips und ihre Adjutanten Erlaubniß hätten, nach New-York zu gehn, um dort ausgewechselt zu werden. Mein Mann ging daher nach Colle zurück, um Anordnungen zu machen, wie es während seiner Abwesenheit bei den Truppen gehalten werden sollte, deren Commando er dem Obristen Specht übergab, nnd Vorkehrungen wegen des Verkaufs der uns nun überflüssigen Sachen, besonders unseres neuen Hauses, welches wir noch nicht einmal bewohnt hatten, in welchem Fall wir uns noch verschiedene Mal nachher befunden haben. Oefters waren wir schlecht daran, wenn wir an einen Ort hinkamen, und kaum hatten wir uns mit Mühe daselbst eingerichtet, so bekamen wir fast immer den Befehl, wieder abzureisen, welches mich oft betrübte. Diesmal aber war eine allgemeine Freude. Ich reiste im Monat August 1779 von diesem Bade ab, um zu York-town in Pensylvanien wieder mit meinem Mann zusammenzutreffen. Madame Garel, die artige Frau, deren ich

vorhin erwähnt, hatte mich gebeten, sie auf ihrem Gute in der Provinz Maryland zu besuchen, im Fall wir in der Nähe desselben vorbeikommen sollten; ich entschloß mich, es jetzt zu thun. Der Capitän Freeman, einer der englischen Adjutanten meines Mannes, blieb bei uns. Capitän Etmonston war durch die Verwendung seines Vaters ausgewechselt worden. Er war meinem Manne so ergeben und es machte ihm so viel Kummer, denselben zu verlassen, daß dieser ihm noch zureden mußte, nach England zurückzugehn. Seine Abreise ging uns allen nahe, besonders da er uns sagte: „Ich bin gewiß, daß ich Sie nie wiedersehn werde.“

Auf unserer Reise nach dem Gute der Madame Garel sahe Capitän Freeman eine schwarze Schlange, (deren Art aber nicht gefährlich sein soll) einen Frosch kauen und herunter schlucken. Er sagte scherzend: „Ich erkläre mich zum Ritter des Frosches,“ zog seinen Degen, spaltete die Schlange und siehe! da kam der Frosch ganz lebendig aus ihrem Leibe heraus, welches uns alle verwunderte. Ehe wir ankamen, ward ich mit dem Wagen umgeworfen, aber ohne den mindesten Schaden. Ich hatte Madame Garel von meiner Ankunft benachrichtigt und sie schickte mir einen Menschen zu Pferde entgegen. Nachdem ich durch ein sehr hübsches Dorf gekommen war, welches lauter Neger bewohnten, von welchen jeder seinen Garten hatte und ein jeglicher ein Handwerk verstand, gelangten wir durch einen großen Hof zu einem sehr schönen Hause,

wo uns die ganze Familie mit Freuden empfing. Es bestand selbige aus dem alten, vierundachtzigjährigen Schwiegervater, einem Greise von der besten Gesundheit, von allerliebster munterer Laune und äußerster Reinlichkeit, auf dessen ehrwürdigem Gesichte man die glücklichste Zufriedenheit eingeprägt sahe; ferner aus vier allerliebsten Enkelkindern desselben und deren guten lieben Mutter, unserer liebenswürdigen Wirthin. Wir wurden auf Silber bedient, zwar ohne Pracht, aber mit Geschmack bewirthet und es fehlte an nichts. Sie sagten mir, daß, da sie hofften, daß ich lange bei ihnen bleiben würde, sie mich so empfangen hätten, als wenn ich mit zur Familie gehörte.

Der Garten war prächtig und den folgenden Tag fuhren sie mit uns aus, um uns ihren Weinberg zu zeigen, der herrlich und sehr geschmackvoll war und unsere Erwartung übertraf. Zuerst kamen wir durch einen großen Obstgarten; dann erstiegen wir den Weinberg auf einem sich schlängelnden Gang, der bis oben heraufführte. Es wechselte immer ein Weinstock mit einer Stockrose und mit Amaranthen ab. Dieses gab von beiden Seiten und oben vom Berge herunter einen herrlichen Anblick, dergleichen ich an Schönheit in dem ganzen Theil von Amerika, den ich gesehen, nicht gefunden habe. Der Madame Garel ihr Mann war auf Reisen gewesen und hatte in England und Frankreich Ideen zu solchen Anlagen gesammelt. Im übrigen war er wenig liebenswürdig, sondern vielmehr brüsque und geizig und paßte sich

gar nicht für seine Frau, die, ob sie gleich nichts davon merken lassen wollte, doch nicht glücklich zu sein schien. Ihr Schwiegervater hatte sie sehr lieb.

Nicht weit von diesem Landgute lag eine Stadt Namens Baltimore, die, wie man mir sagte, sehr hübsch sein sollte, auch sollten verschiedene liebenswürdige Familien dort wohnen. Wir bekamen einen Besuch von einer vertrauten Freundin unserer Wirthin, einer artigen und aufgeräumten Frau. Diese beiden Frauen kamen mir vor wie Rousseaus Heloise und ihre Freundin und der alte Vater wie der Mann der Heloise. Madame Garel war voll zärtlichen Gefühls wie diese und hätte, glaube ich, gerne einen St. Preux zum Manne gehabt. Wir arrangirten für sie einen Tempel, mit Blumen ausgeschmückt, der Freundschaft und Dankbarkeit gewidmet, wozu der Capitän Freeman die Zeichnung machte. Sie schrieb mir einige Jahre nachher, daß die Familie noch immer die Blumen erneuerte. Die liebe artige Frau ist nun todt, und ihre Familie, besonders aber ihre Kinder, haben viel an ihr verloren. Wir blieben acht oder zehn Tage da und unsere Trennung war sehr traurig. Man versorgte uns auf lange Zeit mit den besten Provisionen, die wir inzwischen nicht sehr brauchten, indem uns die Royalisten aus Freundschaft und die andern aus Gewohnheit gut empfingen und uns hinlänglich mit allem versorgten, was wir zu unserm Unterhalt brauchten. In diesem Lande würde man es für ein Verbrechen halten, einen Reisenden nicht aufzunehmen.

Als wir nicht mehr weit nach dem Orte hatten, wo wir meinen Mann antreffen sollten, überfiel uns in einem Walde ein starkes Gewitter. Ein Baumstamm brach und fiel zwischen den Kutschbock und die Pferde. Da saßen wir fest und konnten nicht von der Stelle und keiner von unsern Leuten war stark genug, den Baum auf die Seite zu schaffen. Unterdessen donnerte es in einem fort, das Gewitter schlug verschiedene mal rings um uns herum ein und ein anderer starker Baum drohte, uns zu zerquetschen. Ich drang nur immer darauf, uns aus der Klemme loszumachen; der Kutscher aber, der den Kopf verloren hatte, versicherte, es sei unmöglich; endlich sagte meine kleine Gustchen, die damals acht Jahr alt war: „So spannet doch nur die Pferde ab und hinter den Wagen, um ihn zurückzuziehn!“ Da gings denn gleich und einer fragte den andern, warum ihnen das nicht gleich eingefallen wäre. So kamen wir denn endlich glücklich nach York-Town in Pensylvanien, wo wir meinen Mann fanden, der bei dem schweren Gewitter sehr um uns besorgt gewesen war. Wir fuhren durch herrliche Gegenden und kamen unter andern durch eine sehr gut angebaute, die von mährischen Brüdern bewohnt war. Ein Ort daselbst hieß das heilige Grab, ein anderer Bezirk das heilige Land und der Ort darin Bethlehem. Wir fanden ein recht gutes Wirthshaus, wo wir diejenigen von uns erwarteten, die noch zurück waren. Ich hatte prächtige Vögel aus Virginien mitgebracht, das Männchen war ponceau mit einer

noch dunkler rothen Tolle, so groß als ein Dompfaffe und sang herrlich, das Weibchen grau mit einer rothen Brust und auch einer Tolle. Sobald man sie fängt, sind sie zahm und fressen einem aus der Hand. Der Vogel lebt lange; wenn man aber zwei Männchen in einem Zimmer hängt, so sind sie so auf einander eifersüchtig, daß eines bald krepiret. Ich sahe auch blaue Vögel in Virginien von eben der Größe, die immer „willo" riefen, welches uns oft belustigte, weil der eine Adjutant meines Mannes so hieß. Einer von unsern Leuten hatte ein ganzes Nest von diesen rothen Vögeln gefunden und sie aufgezogen, und da er wußte, daß ich sie sehr liebte, trug er mir zwei Bauer voll von Colle auf dem Rücken nach. Sie starben aber alle, noch ehe er ankam, welches uns sehr leid that. Ich hatte auch eine Sammlung von sehr schönen Schmetterlingen gemacht und in einen Kasten recht sorgfältig eingepackt. Aber der Wagen, worauf sie waren, warf um und der Kasten zerbrach. Dieses geschahe mir zweimal und benahm mir die Lust, wieder eine Sammlung anzufangen.

Nachdem wir alle beisammen und ausgeruhet waren, reisten wir weiter und kamen bei einer Familie an, die uns sehr gut bewirthete und sich für royalistisch ausgab. Sie hieß Vanhorn, erzeigte uns alles Gute und bat uns, sie dem englischen General Cornwallis zu empfehlen, welcher, wie auch General Clinton, Freunde des Generals Phillips

waren und unsere Zurückkunft aus Virginien bewirkt hatten.

Wir kamen nach einem sehr hübschen Ort Namens Elizabeth-Town, Staaten-Eyland gegenüber, wo wir viel Royalisten fanden, welche uns mit Freuden aufnahmen und bewirtheten. So nahe an New-York und der Auswechselung meines Mannes gewiß, hielten wir uns nun am Ziele unserer dermaligen nächsten Wünsche und glaubten, als wir nun mit einander zu Mittage aßen und gleich darauf nach New-York hinüberschiffen wollten, noch denselben Abend in Freiheit zu sein. Aber auf einmal eröffnete sich die Thür und ein vom General Washington abgesandter Officier trat herein und überreichte dem General Phillips ein Schreiben mit der Ordre, wieder zurückzugehn, weil der Congreß die Auswechselung nicht genehmigt habe. Dem General Phillips, welcher von Natur sehr heftig war, funkelten die Augen vor Wuth; er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „This is pleasant and we should have expected it from this people, who are all rascals.“ (Allerliebst, dieses konnten wir von diesen Menschen erwarten, die alle Schurken sind.) Ich war wie versteinert und vermochte kein Wort zu sagen. Er ergriff mich bei der Hand und sagte mir: „Nun, meine Freundin, lassen Sie den Muth nicht sinken, folgen Sie meinem Beispiel! sehn Sie! ich bin gefaßt.“ „Ein jeder,“ antwortete ich ihm, „zeigt seine Traurigkeit nach seiner Weise. Ich behalte meine im Herzen und Sie äußern die

Ihrige mit Heftigkeit. Ich halte aber dafür, Sie thäten besser, diesen Leuten nicht so Ihren Zorn sehn zu lassen, denn sie spotten nur darüber und es kann Ihnen noch obendrein Ungelegenheiten zuziehn." Er gab mir Recht, dankte mir und versicherte mich, daß er sein Leiden, wie ich, mit Resignation tragen werde, und bezeigte sich auch von nun an ganz ruhig.

Ich war schwanger und immer leidend, also griff mich die Reise sehr an. Ich hatte gehofft, nun in Ruhe und unter Leute zu kommen, von denen ich Pflege erwarten könnte, aber umsonst. Nach einem einzigen Ruhetag, der uns vergönnt wurde, mußten wir wieder umkehren und kehrten wieder bei den Vanhorns ein. Diesmal fanden wir einen Neveu von Washington da mit noch vielen amerikanischen Officieren, die während der drei Tage die Gesinnungen dieser Leute (die von denen waren, die den Mantel nach dem Winde hängen) so verändert hatten, daß wir nicht allein die Tochter dieser vorgegebenen Royalisten auf dem vertraulichsten Fuß mit diesen Antiroyalisten umgehen und ihnen allerlei Freiheiten erlauben sahen, sondern auch, da sie uns nun nicht mehr schonen zu dürfen glaubten, die ganze Nacht durch singen hörten: „God save great Washington! God damn the king!" (Gott erhalte den großen Washington und verdamme den König!) Kaum konnte ich den andern Morgen bei unserer Abreise meinen Unmuth darüber verbergen. Wir kehrten nun zurück nach Bethlehem, wo meinem Mann und

dem General Phillips von den Amerikanern verstattet wurde, so lange zu bleiben, bis die in Stocken gerathene Auswechselung vor sich gehn würde, und da uns unser voriger Wirth gut bewirthet hatte, so gaben wir uns alle bei ihm in die Kost, und zwar waren wir sechzehn herrschaftliche Personen und vier Kammerleute. Die Bedienten bekamen ihr Kostgeld; wir hatten ohngefähr zwanzig Pferde. Er wollte keinen Accord machen, und da wir alle nicht bei Gelde waren, so war es uns sehr lieb, daß er so lange warten wollte, bis wir welches bekämen. Wir hielten ihn um desto mehr für einen ehrlichen und billigen Mann, da er von der mährischen Brüder-Gemeinde und das Wirthshaus das sogenannte Gemeindelogis war. Wie groß war aber unser Schrecken, als wir nach sechs Wochen, da uns endlich erlaubt wurde, nach New-York zu gehen, eine Rechnung von zweiunddreißigtausend Dollars (doch wohl zu verstehen, in amerikanischem Papiergelde, welches ohngefähr die Summe von vierhundert Guineen in baarem Gelde machte) vorgelegt erhielten! Ohne einen Royalisten, der eben durchkam und für jeden Preis baares Geld einzuwechseln suchte, wären wir in die größte Verlegenheit gekommen und hätten gar nicht fort gekonnt. Durch ihn waren wir noch so glücklich, für einen Piaster achtzig Dollars Papiergeld zu bekommen.

Mein Mann litt während dieser ganzen Zeit noch immer sehr an Kopfschmerzen und konnte des Nachts keine Luft bekommen. Bei dieser Gelegen-

heit gewöhnte er sich an den Schnupftabak, gegen welchen er bis dahin die größte Abneigung gehabt hatte. Ich beredete ihn erst zu einer Prise. Er glaubte, daß ich ihn zum Besten hätte, wie er aber einige Augenblicke darnach Linderung empfand, so vertauschte er die Rauchpfeife gegen die Schnupftabaksdose. Unsere kleine Karoline war sehr krank am Stickhusten und ich kam immer weiter in meiner Schwangerschaft; also wünschten wir alle sehnlich, bald nach New-York zu kommen, um mehrerer Pflege und Bequemlichkeit und nöthiger Hülfe näher bei der Hand zu sein.

Zu Bethlehem war, wie an jedem Brüder-Gemeinde-Ort, ein Brüder- und Schwesternhaus. In letzterem wurden herrliche Stickereien und andere hübsche Handarbeiten gemacht und wir kauften verschiedenes daselbst. Ein Fräulein von Gersdorf, eine Deutsche, welche nachher nach Herrnhut gekommen, hatte den Schwestern alle diese Arbeiten gelehrt. Die Häuser dieser Gemeinde waren gut gebaut und es waren Fabriken aller Art daselbst. Unter andern wurde daselbst Leder zubereitet, das so gut als das englische und um die Hälfte wohlfeiler war. Unsre Herren kauften viel davon. Es waren auch sehr geschickte Tischler, Stahlarbeiter und sehr gute Schmiede da. Wir hätten sehr gewünscht, Philadelphia zu sehn, das nur zwölf bis fünfzehn Meilen davon ist und wohin man lauter guten Weg haben soll. Da man es aber meinem Manne und

den andern Herrn nicht erlauben wollte und ich gerne Freude und Leid mit meinem lieben Mann theilte, so gab ich es lieber auf. Wir gingen in Bethlehem oft in die Kirche und freuten uns des herrlichen Gesanges. Die Frau des Predigers starb eben, als wir da waren. Wir sahen sie bis zur Beerdigung an einem abgesonderten, mit Gittern versehenen Ort ausgestellet; denn hier wird kein Todter im Hause behalten.

Endlich reisten wir Ende Monats November 1779 wieder von Bethlehem ab. Mein Mann, General Phillips und ihre beiderseitigen Adjutanten wurden zwar nicht ausgewechselt, aber sie bekamen die Erlaubniß, auf Parole nach New-York zu gehn. Ich wollte nicht wieder bei den Vanhorns einsprechen, weil ich die doppelzüngigen Menschen zu sehr verachtete; aber wir hatten die Fatalität, daß unser Wagen fast vor ihrer Thüre brach, so daß ich doch genöthigt ward, bei ihnen so lange zu verweilen, bis dem Schaden abgeholfen war. Aber ich blieb nicht die Nacht über, und da sie noch einmal davon anfingen, daß wir sie empfehlen sollten und uns ihrer Ergebenheit gegen den König versicherten, in dessen Dienst der Mann Obrist gewesen war, so antwortete ich diesem ganz trocken, daß ich glaube, er bedürfe unserer Empfehlung nicht, welches er nehmen konnte, wie er wollte. Wir kamen auch abermals durch Elizabeth-Town, wo wir wiederum gut aufgenommen wurden, schifften uns auf dem Hudsonfluß ein und langten des Abends

sehr spät in New-York an, wo mein Mann, der vorausgereiset war, schon vor mir angekommen war. Ein Soldat, den man uns am Thore mitgab, uns zurecht zu weisen, führte uns vor ein sehr großes und schönes Haus, wo wir alles zu unserm Empfange bereit fanden und noch obendrein ein gutes Abendessen. Ich war zu sehr mit dem zu Bette bringen meiner Kinder beschäftigt und selbst zu müde, um mich erst zu erkundigen, wo ich sei, und dachte, es wäre ein Wirthshaus. Mein Mann, der beim General Cornwallis zu Abend gegessen hatte, kam spät nach Hause. Den andern Morgen kam man, mich zu fragen, was ich zu essen beföhle, und wie viel Fremde ich täglich an meinem Tisch haben wollte. Ich antwortete, daß, da mein Mann nicht zu Hause äße, so bäte ich, mir nicht mehr als drei Schüsseln zu geben und für sechs Personen, nemlich für mich, meine Kinder, meine Frauensleute und für den Pastor Mylius, den Feldprediger von meines Mannes Regiment, den wir bei uns hatten und der meinen Kindern in allem Nöthigen Unterricht gab. Er war ein Mann von Frömmigkeit und vortrefflichem Charakter und dabei sehr guter Laune, den die Kinder und wir alle sehr lieb hatten. Man sagte mir, daß der Befehl gegeben worden, mir alle Tage sechs große und vier kleine Schüsseln anzurichten. Immer noch in der Meinung, daß ich mich in einem Gasthofe befände, verbat ich sehr diesen Ueberfluß, weil ich mich vor der Rechnung fürchtete. Da erfuhr ich aber, daß ich bei dem Gou-

verneur, General Thryon, wohnte, der verboten hatte, mir zu sagen, wo man mich hinbrächte, aus Besorgniß, daß ich sein Haus nicht annehmen würde. Dieser edel denkende Mann war noch dazu, um allem Dank auszuweichen, nach Long-Island hinübergegangen, wo er ein Interims-Commando hatte. Man kam allen meinen Wünschen zuvor und ich war nur immer besorgt, so viele Güte zu mißbrauchen. Ich bekam auch einen Besuch vom General Patterson, Commandanten der Stadt, der mir sagte, daß man noch mit der Einrichtung des Hauses beschäftigt wäre, welches wir zu unserer eigentlichen Wohnung bekommen sollten. Auch Lord Cornwallis und General Clinton kamen, mich zu besuchen. Ersterer ging bald darnach auf eine Expedition; letzterer bot mir ein Landhaus an, worüber er disponiren konnte, um meinen Kindern daselbst die Blattern inoculiren zu lassen, welches in der Stadt zu thun gefährlich gewesen sein würde, da eben diese Krankheit daselbst sehr grassirte. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an und wir machten alle nöthigen Vorbereitungen, um dorthin zu ziehen. Ich gab unserm Koch zehn Guineen, um allerhand Vorräthe dazu einzukaufen. Als er sehr bald wiederkam und mehr Geld forderte, so erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß dieses nur kaum für zwei Tage reichte; so theuer war dort alles, sogar die gemeinsten Dinge. Zum Beispiel: ein Pfund Fleisch, nach unserm Gelde gerechnet, kostete zwölf Gr., ein Pfund Butter achtzehn Gr., ein Puter vier Rthlr., ein Huhn zwanzig Gr.,

ein Ei vier Gr., ein Quart Milch sechs Gr., ein Himten Kartoffeln zwei Rthlr., ein halber Himten Rüben zwei Gulden, zehn Austern acht Gr. und sechs Zwiebeln einen Rthlr. Was war aber dabei zu thun, als mich wieder in Geduld fassen?

Eines Tages meldet man mir einen General, ich nehme ihn an und er frägt mich unter andern, ob ich mit meinem Logis zufrieden sei. Mein Herz war zu voll von Dankbarkeit für alles mir erwiesene Gute, als daß ich mich nicht weitläufig darüber ausgelassen hätte, und ich äußerte zuletzt den Wunsch, meinen edlen und mit so vieler Delicatesse verfahrenden Wohlthäter kennen zu lernen. Er lächelte und indem tritt mein Mann herein und sagt mir: „Das ist der Mann, der uns so viel Güte erweiset." Ich war so froh, ihn zu sehn, daß ich nicht Worte finden konnte, meine Empfindungen auszudrücken, worüber der Mann sehr gerührt war; ich habe unverändert von ihm die größten Beweise seiner Freundschaft erhalten.

Das Landhaus des Generals Clinton, wo wir hingingen, war eine Stunde von der Stadt. Das Gut war hübsch, so wie das Haus selbst, nur daß dieses letztere mehr für den Sommer eingerichtet war und wir also, da wir im Monat December hinkamen, sehr von der Kälte litten. Die Inoculation ging jedoch ganz gut von statten. Wie sie vollendet war und wir nunmehr keine Pockenansteckung mehr zu befürchten hatten, so schickten wir uns zur Rückkehr nach der Stadt an und sandten unsern Koch und

unsere übrigen Leute voraus, um zu unserer Ankunft, welche den folgenden Tag sein sollte, alles einzurichten. Aber die Nacht hatten wir einen so entsetzlichen Sturm, daß wir glaubten, das ganze Haus würde einstürzen, wie denn auch wirklich eine ganze Ballustrade mit einem gränlichen Geprassel herabfiel, und als wir den andern Morgen aufstanden, sahen wir, daß es uns wegen eines vier bis fünf Fuß hoch liegenden Schnees, der die Nacht gefallen war und den der Sturm an einigen Orten bis acht Fuß tief zusammengewehet hatte, ganz ohnmöglich sein würde, ohne Schlitten fortzukommen. Ich suchte also alles, was ich nur auftreiben konnte, zu unserm Mittagessen zusammen. Ein altes Huhn, das vergessen worden war, diente uns zur Suppe und einige Erdtoffeln, so der Gärtner uns überließ, machten mit gesalzenem Fleisch, welches noch von den Vorräthen übrig geblieben, für mehr als vierzehn Personen, die wir noch da waren, das ganze übrige Mittagessen aus.

Wie ich Nachmittags voller Kummer am Fenster stand und nachdachte, wie wir noch fortkommen würden, sah ich unsern Koch angeritten kommen. Voller Freuden drehe ich mich um, der übrigen Gesellschaft dieses anzukündigen; wie ich wieder heraussehe, ist vom Koch nichts mehr zu sehn noch zu hören. Voller Schrecken über sein Verschwinden, laufen die Herren gleich hinaus und finden ihn mit sammt seinem Pferde ganz im Schnee versunken, wo er ohne ihre Hülfe nicht herausgekommen und vielleicht gar umgekommen

wäre. Unsere Leute waren unruhig geworden, daß wir nicht ankamen, und da sie wußten, daß es uns an allem fehlte, so brachte uns der Koch einige Lebensmittel, die unser Abendessen ausmachten; es war ohnmöglich, im Wagen nach der Stadt zu kommen.

Am Morgen des andern Tages brachte uns der Capitän Willoe zwei große Schlitten, in die wir uns setzten, wobei ich nicht ohne Besorgniß wegen der Kinder war, denen die Pocken noch nicht ganz abgetrocknet waren, indem wir eine erschreckliche Kälte hatten. Es that ihnen aber gar nichts. Während der Inoculation hatte Karoline ihren Stickhusten verloren; er fand sich aber gleich nachher wieder ein und währte noch ein ganzes Jahr.

Bei unserer Zurückkunft nach New-York fand ich zu meiner großen Verwunderung unsere neue Wohnung ganz mit Mahagoni-Meubeln versehen. Ich erschrak über die Unkosten, die das verursachen würde; Capitän Willoe berichtete mir aber, daß alles auf Kosten des Gouverneurs angeschafft worden wäre und der Commandant, General Patterson, sich glücklich geschätzt hätte, dadurch das Zutrauen zu erfüllen, welches ich in die englische Nation gesetzt habe. Ich hatte ihm nemlich, als er mit mir von der Einrichtung unsers Hauses sprach, versichert, daß ich mich hierin ganz auf die Engländer verließe, von denen mir bisher lauter Güte und Höflichkeit erwiesen worden, und das feste Zutrauen zu denselben hätte, daß, da

sie uns hätten kommen lassen, sie auch stets gut gegen uns sein würden.

Man überhäufte uns mit Ehren- und Freundschaftsbezeigungen, welches wir großentheils dem General Phillips zu verdanken hatten, der dort sehr beliebt und so sehr unser Freund war, daß er erklärt hatte, daß das, was man für uns thun würde, ihm mehr schmeicheln würde, als wenn man es ihm selbst thäte. Auch habe ich das Glück gehabt, in der Folge daselbst viele Freunde zu bekommen.

Als das Geburtsfest der Königin von England herannahete (welches zwar eigentlich auf den Sommer fällt, jedoch aber im Winter gefeiert wird, um, da des Königs Geburtstag auch im Sommer ist, den Kaufleuten mehr Verdienst zu verschaffen, indem jeder an diesen Tagen in einem ganz neuen Gala-Kleide bei Hofe erscheint), so wollte man, wie gewöhnlich, diesen Tag durch eine große Fete feiern, und da man mir, theils dem General Phillips zu gefallen, der es wünschte, theils auch, um mir meine viele erlittenen Leiden vergessen zu machen, gerne eine Ehre erzeigen wollte, so wollte man, daß ich die Königin des Balls sein sollte. Um dieses bewerkstelligen zu können, beredete man die Gemahlin des Adjutanten des Generals Cornwallis, der man als Mylady den Rang über mir hätte geben müssen, zu Hause zu bleiben, weil sie ihrer Niederkunft nahe war. Als nun der große Tag da war, so versammelten sich alle Damen bei dem General Thryon, wo ich mit allem Pomp em-

pfangen wurde. Der General stellte mich allen Damen vor, worunter einige waren, die mich wegen der Ehre, die man mir erwies, scheel ansahen. Ich erklärte aber gleich, daß ich diese Distinction nur für diesen Tag annähme, da man mir die Ehre hätte erweisen wollen, mich die Königin repräsentiren zu lassen, und daß ich künftig einer jeden Dame, die älter wäre als ich, im Range nachstehn würde. Da es nun viele darunter gab, die älter waren, und manchen meine Erklärung schmeichelte, so erheiterten sich bald die Gesichter und ich war bald auf einem guten Fuß mit ihnen.

Um sechs Uhr mußte ich mich mit den Generalen Thryon und Patterson in den Wagen setzen, um nach dem Ball zu fahren, wo wir mit Pauken und Trompeten empfangen wurden.

Ich wollte, da ich hoch schwanger war, nicht tanzen, mußte mich aber doch bequemen, den Ball mit einem der Generale durch eine Ehren-Menuett zu eröffnen. Sowohl meine Umstände als meine Schüchternheit verursachten, daß, wie ich selbst empfand, ich mich nichts weniger als gut dabei nahm; um mir aber Muth zu machen, fand man, daß es so gut ging, daß ich noch einmal und endlich sogar englische Tänze tanzen mußte.

Beim Abendessen mußte ich, da ich die Königin vorstellte, unter einem Thronhimmel sitzen und den ersten Toast (Gesundheit) ausbringen. Ich war zwar über alle Freundschaft, die man mir erwies, sehr ge-

rührt, dabei aber äußerst ermüdet; dennoch wollte ich gern, um meine Dankbarkeit zu bezeigen, so lange als möglich aushalten und blieb bis um zwei Uhr Morgens. So wurde ich nicht allein diesen Tag, sondern die ganze Zeit unsers dortigen Aufenthalts mit Güte überhäuft und brachte den Rest des Winters sehr angenehm zu, nur daß wir viel von der Kälte auszustehn hatten, da der Commissär nicht Holz genung hatte hauen lassen, weil er, um die Kosten zu erübrigen, diese Arbeit von seinen Negersklaven hatte wollen verrichten lassen. Nun war der Winter früher als gewöhnlich gekommen und man konnte, da der Fluß halb zugefroren war, weder auf Kähnen noch auf Schlitten Holz angefahren bekommen, so daß die Garnison Mangel an Feuerung litt. Wir bekamen wohl unsere Zettel, was halfs aber? Denn es war kein Holz da und wir mußten oft für den Sonnabend und Sonntag bei dem General Thryon Holz borgen, welches wir dann den Montag, wenn wir welches bekamen, wiedererstatteten. Die Kälte war so grimmig, daß ich öfters die Kinder sich zu Bette legen ließ, um sich zu erwärmen, und das Holz oft nicht für Geld zu haben, und wenn etwas zu kaufen war, so kam die Klafter bis auf zehn Pfund zu stehen. Ich habe selbst eine Klobe mit einem Piaster bezahlen sehn, welches so viel als ein Landthaler bei uns ist; die Armen brannten daher Speck, um sich die Hände zu wärmen und dabei zu kochen.

Eines Tages war ich bei der Mylady, der Ge-

mahlin des Adjutanten des Generals Cornwallis, die niedergekommen war, und klagte bitterlich über diese Holznoth, worauf sie mir versprach, Kohlen zu schicken, die ich ihr nach meiner Bequemlichkeit wiedergeben könnte. Ich bezeigte solche Freude darüber, daß ein eben auch bei der Mylady befindlicher Major Namens Browns, der beim Commissariate war und mich schon vorher mit sehr vieler Theilnehmung über unsere Holzverlegenheit befragt hatte, ganz gerührt fortging.

Den andern Tag sahe ich, als ich eben zum Fenster hinausguckte, vier Wagen voll großer abgehauener Bäume, wovon jeder Wagen wohl an zwei Klafter Holz enthielt, in der Straße stille halten. Ich ging in die Stube, wo der Pastor Mylius mit den Kindern vor dem Kamin saß, in welchem eben die letzte Klobe Holz brannte, und sagte ihm: „Nie bin ich neidisch gewesen, aber jetzt möchte mich die Noth und der Kummer, die armen Kinder so leiden zu sehn, dazu bringen; denn da bekömmt einer just neben uns vier Wagen voll Holz. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich nur einen davon hätte!" Kaum hatte ichs ausgesprochen, so bringt mir ein Bedienter ein Compliment vom Major Browns, daß er uns dieses Holz schickte und uns ersuchen ließe, wenn es uns wiederum daran fehlen sollte, nur zu ihm zu schicken. Man denke sich meine Freude und meine Begierde, diesem unserm Schutzengel zu danken! Ich hatte kaum sein Gesicht sehn können, da die Wochenstube der Mylady finster war. Eines Tages war ich auf einem Ball,

wo er auch sein sollte. Man hatte mir ihn als einen Mann mit einer sehr ausgezeichneten Stumpfnase beschrieben; nach einer solchen sahe ich mich also sehr um, mußte aber lange suchen, weil der brave Mann mir immer auswich, damit ich ihm nicht danken sollte. Endlich fand ich ihn aber doch und dankte ihm recht herzlich. Er sagte mir, daß er bis dahin nichts von unserer Verlegenheit gewußt, als er sie aber aus meiner Erzählung erfahren, so hätte er die ganze Nacht für Ungeduld nicht ruhig schlafen können, ob auch seine deshalb gemachten Verfügungen geschwind genug ausgeführt werden möchten. Er hatte nemlich Befehl gegeben, daß man Bäume aus der großen Allee vor der Stadt hauen sollte; denn wenn man ihm auch hätte einwenden wollen, daß es schade wäre, so hätte er es doch für besser gehalten, einige Bäume zu entbehren, als die Familie eines Generals, der mit so vielem Eifer gedienet, Mangel leiden zu lassen, und wir sollten uns nur in allen Stücken, wo es uns an etwas fehlen würde, was vom Commissariate abhinge, an ihn adressiren. Diese Bekanntschaft war uns von großem Nutzen. Mein Mann bekam viel Lebensmittel geliefert, Weizenmehl, das wir theils zu Brote, theils zur Küche brauchten, und gesalzenes Fleisch, welches uns aber ganz unnütz war, weil wir mehr bekamen, als wir verzehren konnten, und es oft ungenießbar war, so daß ich es verschenkte, um es nur los zu werden, besonders da unsere Leute auch dergleichen geliefert erhielten. Nun rieth uns

der Major, dasselbe, wie es die andern Generale auch machten, gegen Kisten voll Talglichter und Lichter von sperma ceti (Wallrath), welche besser brennen und schöner sind als Wachslichter, und Butter zu vertauschen, welches sie gerne thaten, da sie die Soldaten mit Fleisch versorgen mußten, und wobei wir viel ersparten. Es fehlte uns nun nicht mehr an Holz, denn man schlug alte unbrauchbare Schiffe auseinander, um uns mit Holz zu versehen, und wir bekamen seit der Zeit wöchentlich zwei Klafter Holz.

Einige Zeit vor meiner Niederkunft hatte ich einen großen Schrecken. Einer unserer Leute brachte mir etwas und ich bemerkte, daß er die Augen ganz verdrehet hatte und kaum sprechen konnte. Ich erschrak und wollte fortlaufen; er aber läuft mir vor, fällt, schlägt im Fallen die Thüre zu und bekömmt darauf das schwere Gebrechen. Da er nun so vor der Thüre lag und ich nicht hinaus konnte, so fange ich an, zu rufen und zu schreien; man will herein, aber das Schloß war übergesprungen und die Thüre muß erbrochen und dann der arme Mensch erst etwas auf die Seite geschoben werden, um nur Platz zu bekommen, und endlich mußte ich gar über ihn hinwegsteigen, um hinauszukommen, indem er fürchterlich die Zähne knirschte und um sich schlug. Ich war aber seit geraumer Zeit an so viel traurige und schreckliche Anblicke gewöhnt, daß mir dieser glücklicher Weise in meinen Umständen keinen Schaden that.

Zu Anfang des Monats März 1780 kam ein

alter Bekannter von uns nach New-York, der hessische General Loos, der mich noch in meiner Jugend gekannt hatte. „Ei," sagte er, wie er mich von oben bis unten betrachtet hatte, „wo ist die schlanke Taille, der schöne Teint und die hübsche weiße Hand geblieben? Das ist fort, dagegen aber haben Sie viel Länder gesehn, und wenn Sie wieder nach Hause kommen, wird man sich dies und jenes von Ihnen erzählen lassen und einen Augenblick darnach wird Ihre Erzählung den Damen, die Sie erst darnach gefragt, vielleicht aus Neid Langeweile machen; sie werden mit ihren Fächern spielen und sagen: „Die Frau weiß von nichts als von Amerika zu sprechen."" Da ich ihn schon dafür kannte, daß es sehr seine Sache war, einem Wahrheiten im Spaß zu sagen, so erwiderte ich, daß ich ihm für die Warnung dankte und mich nun vor der Schwachheit hüten würde, immer von dieser Reise zu sprechen, in welchen Fehler ich sonst leicht hätte fallen können. Dagegen riethe ich ihm meinerseits, sich auch dafür zu hüten, mit andern Frauen so über die Vergänglichkeit ihrer Reize zu sprechen, als er mit mir gethan, indem er manche finden möchte, die es nicht so gerne hören würden.

Den Tag darauf, welches der siebente März war, kam ich mit einer Tochter nieder. Mein Mann wünschte sehr einen Sohn, aber die Kleine war so hübsch, daß wir uns trösteten, daß es kein Junge war. Diesem hatten wir den Namen Amerikus bestimmt gehabt, welcher nun für die Kleine in Amerika

umgeändert ward. Mit der Taufe gings so eilig, weil General Phillips, welcher mit dem hessischen General Knyphausen und dem Obersten Wurmb der einzige Taufzeuge war, auf eine kleine Expedition fort mußte, daß der Name Amerika darüber vergessen wurde und im Kirchenbuche nachgetragen werden mußte. Denselben Tag überfiel meine älteste Tochter eine gefährliche Krankheit, die den Namen hat Asthma infantile und einige Tage darauf ward meine dritte Tochter auch sehr krank und so lag ich im Wochenbette zwischen zweien meiner Kinder, die fast sterbend waren; wenn aber auch gleich mein Herz alles Leiden noch wie immer tief empfand, so war doch mein Körper nunmehr abgehärtet und ich hielt alles gut aus, ob es gleich in den ersten Tagen meiner Wochen war. Sechs Wochen hernach beredete mich mein Mann, auf ein Diner zu gehn, welches General Thryon gab; dieses war unter ihnen verabredet, denn während der Zeit ließ mein Mann das Kind von einem englischen Doktor inoculiren, weil die Pocken so sehr in der Stadt grassirten. Er hatte es deshalb ohne mein Wissen gethan, um mir die Angst zu ersparen, und es wäre ihm auch geglückt, wenn ihn seine väterliche Unruhe nicht verrathen hätte. Denn er kam alle Augenblick, nach dem Kinde zu sehn, und sagte bald: „Ach, wie blaß ist sie!" oder: „Sie ist gewiß krank," so daß ich endlich, über alle diese Fragen verwundert, ihm sagte, er müsse gewiß Ursachen haben, so unruhig zu sein, und fragte, ob er sie etwa hätte in-

oculiren lassen. Zugleich streife ich die Ermel zurück und sehe wirklich zwei Punkte an jedem Arm. Ich muß bekennen, daß es mir im Augenblick eine starke Alteration machte; doch billigte ich die gute Absicht meines Mannes. Die Kleine wurde so schlecht, daß wir fürchteten, sie zu verlieren. Mein armer Mann war darüber untröstlich, weil er sich als Ursache davon anklagte, und ich hatte genug zu thun, seinen Muth zu erhalten. Gottlob aber, es ging alles gut. Einem Lord, der es uns nachmachen wollte, gelang es nicht, sondern er war so unglücklich, sein Kind zu verlieren.

Den ganzen Winter hindurch waren die Generale Phillips, Thryon und Patterson unsere beständigen Freunde und Gäste gewesen und alle Woche gaben wir ein Männer-Diner. Das war alles, was wir leisten konnten, wegen der ungeheuren Theurung, die in der Stadt war. Am Ende des Winters reiste General Thryon nach England und schickte mir vor seiner Abreise, ohne mein Wissen, prächtige Meubles, Teppiche und Gardinen und eine seidene Tapete für ein ganzes Zimmer ins Haus. Nie werde ich die vielen Beweise der Freundschaft vergessen, die ich fast von einem jeden dieser vortrefflichen Nation erhalten habe, und stets wird es mir ein Vergnügen sein, Engländern nützlich sein zu können, da ich an mir selbst so sehr erfahren, wie wohl es einem thut, in der Fremde gut aufgenommen zu werden.

Zu dieser Zeit fing unsere Verbindung mit unserm vortrefflichen Freund, dem General Clinton, an,

welcher General en Chef der englischen Armeen in den südlichen Provinzen von Nordamerika war. So wie mit jedem Engländer, hielt es erst schwer, mit ihm in genauere Bekanntschaft zu kommen. Sein erster Besuch bei uns war en Ceremonie, als General en Chef mit seinem ganzen Gefolge. Da sein Umgang und seine Unterhaltung angenehm war, so sagte ich seinem Freunde, dem General Phillips, daß ich bedauerte, daß er uns mit so viel Ceremonie begegnete und ein freundschaftlicher Umgang unsern Gefühlen angemessener sein würde. Hernachmals bot er uns sein Landhaus an, um den Sommer da zuzubringen, welches wir mit vielem Vergnügen annahmen. Es war herrlich. Die schönste Lage, Obstgärten und Wiesen; der Hudsonfluß floß unten am Hause vorbei. Alles war daselbst zu unserm Befehl, Früchte vom feinsten Geschmack, die wir nicht alle aufessen konnten. Unsere Leute aßen Pfirsiche in Ueberfluß und unsere Pferde, die unter Obstbäumen weideten, fraßen sogar von den Bäumen und verschmäheten das Obst, so abgefallen war und unten lag, welches wir dann alle Abend auflesen ließen und Schweine damit mästeten. Es wird unglaublich scheinen, daß wir ganzer sechs Schweine bloß damit fett machten, deren Fleisch davon trefflich wurde, nur war das Fett etwas weich. Die Pfirsich- und Aprikosenbäume werden dort wie andere und niemals an Spalieren gezogen und haben dicke Stämme wie andere ganz gewöhnliche Bäume.

Nicht weit von uns war the Hell-Gates (die

Höllenpforten), eine gefährliche Brandung für die Schiffe, die dort auf dem Flusse fuhren. Wir sahen oft Schiffe in Gefahr, aber nur ein einziges scheiterte und wurde zertrümmert, während wir daselbst waren.

General Clinton kam oft, uns daselbst zu besuchen, aber im Jagdkleide und nur von einem einzigen Adjutanten begleitet und sagte uns: „Ich weiß, Sie sehn mich lieber als Freund, und da ich eben so denke, so sollen Sie mich stets als einen solchen sehn.“ Das letzte Mal, da er zu uns kam, hatte er den unglücklichen, so bekannt gewordenen Major Andre bei sich, der den Tag darauf auf die fatale Expedition ging, wo er von den Amerikanern gefangen und hernach als Spion gehängt wurde. Es war sehr traurig, daß dieser vortreffliche junge Mann das Opfer seines Diensteifers und seines guten Herzens wurde, aus welchem er sich einem solchen mißlichen Auftrage, anstatt eines andern zu ältlichen und zu kenntlichen Officiers, unterzog, an dem eigentlich die Reihe dazu war und den er dadurch von der Lebensgefahr, welcher derselbe aus dem Grunde mehr ausgesetzt war, retten wollte.

Wir brachten unsere Zeit auf die angenehmste Art zu; unsere Ruhe ward aber durch die bösen Fieber unterbrochen, die in New-York grassirten, wovon in unserer Familie allein zwanzig befallen wurden und acht in Gefahr kamen; unter diesen achten war mein Mann und meine Tochter Gustchen. Man stelle sich dabei meinen Kummer und meine

Besorgnisse vor! Tag und Nacht that ich nichts als meine Pflege unter meinen Mann und meine Tochter zu theilen. Ersterer war so schlecht, daß wir oft glaubten, daß er den Tag nicht überleben würde, und Gustchen hatte solche heftige Fieberzufälle, daß sie mich, wenn sie den Fieberfrost bekam, bat, mich auf sie zu legen, da sie mich dann, ob sie gleich nur neun Jahr alt war, mit sammt ihrem Bette ganz durchschüttelte. In solchem Frost geschah es gewöhnlich, daß der Fieberkranke starb, und alle Tage kam man, mir zu erzählen, daß wiederum fünfzig bis sechzig Personen begraben worden wären, welches mir freilich den Muth nicht heben konnte. Auch die Hitze in diesen Fiebern war so erschrecklich, daß der Puls in einer Minute 135 mal schlug. Alle unsere Leute waren krank, mithin war ich genöthigt, alles zu thun. Ich säugte meine kleine Amerika und hatte weder Zeit noch Lust, wegen der Pflege meiner Kranken, mich anders zu Bette zu legen, als während ich ihr die Brust gab. Dann legte ich mich aufs Bette und schlief dabei ein. Des Nachts war ich oft beschäftigt, für meine Kranken Limonade von Wermuthsalz mit Citronensaft und Zucker, mit Wasser vermischt, zu machen, wobei ich in Zeit von vierzehn Tagen zwei Kisten voll Citronen, jede von fünfhundert Stück, verbrauchte; denn alle bekamen davon.

Wir waren eines Tages in der ungeduldigsten Erwartung des Arztes von New-York. Mein Mann bekam einen so starken Durchfall und ein so an-

haltendes Erbrechen und ward so schlecht, daß uns allen der Muth entfiel. Er schlief immer, und wenn ich ihm Sagowasser geben wollte, weil mir empfohlen war, ihn viel trinken zu lassen, so bat er mich flehentlich, daß ich ihn doch in Ruhe sterben lassen sollte; denn er könnte es nicht mehr aushalten. In diesem Augenblick kam der Arzt und ich drang in ihn, mir aufrichtig zu sagen, ob er noch einige Hoffnung hätte; er versicherte mir: „Ja." Auf diesen tröstlichen Ausspruch sprangen unsere drei ältesten Kinder, die wir gar nicht bemerkt hatten, weil sie sich vor Angst, daß das Urtheil des Doktors schlimm ausfallen möchte, unter den Tisch versteckt und die Ohren zugehalten, als sie die gute Nachricht auf meinem Gesichte lasen, plötzlich hervor, warfen sich zu seinen Füßen und küßten ihm die Hände, welches jeden, der es mit ansahe, innigst bewegte und den Doktor, welcher ein sehr gefühlvoller Mann war, bis zu Thränen rührte. Er war vorher schon sehr pünktlich gekommen, aber nun verdoppelte er seine Bemühungen und richtete es so ein, daß er alle Tage bei uns aß, um, da er so viele Patienten hatte, keine Zeit zu verlieren. Er empfahl mir sehr den Trank von Sagopulver. Erstlich blieb derselbe drei Minuten, dann fünf und endlich eine Viertelstunde bei ihm, zuletzt gar eine halbe Stunde. Ich hatte immer die Uhr in der Hand und war außer mir vor Freuden, die auch jedermann mit mir theilte. Der Pastor Mylius und unser treuer Jäger Rockel, die gesund

geblieben waren, wachten immer eine Nacht um die andere mit mir. Von dreißig Personen, die wir waren, blieben nur zehn gesund; Koch, Küchenmagd und so weiter wurden alle krank und konnten nur abwechselnd an ihren guten Tagen Dienste thun und dabei hatten wir die entsetzlichste Hitze. Es ist zu verwundern, was der Mensch ertragen kann und was ich alles ertragen habe; aber ich war gesund und mit einer glücklichen heitern Gemüthsart begabt, die mich jeden Augenblick des Trostes mit Lebhaftigkeit und der herzlichsten Freude empfinden ließ. Freilich, glaube ich, untergraben dergleichen Leidensepochen nach und nach die Gesundheit, jedoch macht mich dabei der Gedanke froh, daß ich habe nützlich sein können und daß ich ohne meine Bemühungen vielleicht die mir so lieben Gegenstände nicht mehr haben würde, die mich jetzt so sehr glücklich machen.

Endlich ward alles wieder bei uns gesund und nicht einer starb, welches mir meine Bemühungen reichlich lohnte. Wir blieben den ganzen Sommer 1780 auf diesem allerliebsten Landgute; zwei Misses Robinson kamen, unsere Einsamkeit zu theilen und erheiterten unsere Gesellschaft. Sie blieben bei uns bis vierzehn Tage vor unserer Zurückkunft nach der Stadt, wo die Nachricht der Ankunft neuer Moden mit den Schiffen aus England sie alsdann wieder hinzog. Als wir wieder nach der Stadt kamen, so erkannte ich sie kaum in der besondern und wirklich lächerlichen Tracht, die eine sehr hübsche, aus Eng-

land angekommene Frau ihnen so wie den übrigen New-Yorker Damen aufgeheftet hatte.

Diese Dame war schwanger und wollte noch nicht darnach aussehn, hatte ihnen also weis gemacht, daß man in England Schnürleiber trüge, die in der Mitte gebrochen wären, wodurch die Spitze in die Höhe kam, und Fischbeinröcke als Tonnenreifen und sehr kurze Röcke mit gebundenen Bändern, welches man ihr alles aufs Wort glaubte und nachtrug.

Wir wurden bei unserer Zurückkunft nach New-York aufs freundschaftlichste empfangen und man wetteiferte, uns den Winter auf die angenehmste Art zubringen zu lassen. Mein Mann, General Phillips und ihre beiderseitigen Adjutanten wurden endlich im Herbst 1780 ausgewechselt, die übrigen bei Saratoga gefangenen Truppen aber nicht.

General Clinton, theils aus Freundschaft gegen meinen Mann, theils auch aus Ergebenheit gegen unsern jetzigen Herzog, wollte meinen Mann gerne und auch mit Avantage in Thätigkeit setzen; er ernannte ihn also nach dem Recht, welches englische Generale en Chef bei ihrer unterhabenden Armee haben, zum Generallieutenant bei seiner Armee und gab ihm noch dazu das damit verbundene englische Traktement, welches uns bei der Theuerung, wobei wir kaum bestehen konnten, sehr zu statten kam. Zugleich gab er ihm das Commando auf Long-Island, welche Insel New-York gegenüber und nur durch eine Meerenge, die der Ost-River genannt

wird, davon getrennt ist. Ich konnte ihm im Winter noch nicht gleich dahin folgen, da das Haus, in welchem er sein Quartier hatte, für mich nicht bewohnbar war, weil nur wenige Stuben darin geheizt werden konnten. Mein Mann reisete also ab und zu, welches während des Winters gut anging, weil alles ruhig war. Er hatte den Herbst zuvor, ehe er diesen Posten erhalten hatte, wieder einen starken Rückfall seiner Krankheit gehabt, indem er sich in Seewasser gebadet und dabei, da er erhitzt gewesen, vermuthlich erkältet hatte. Er ward auf einmal ganz steif und konnte nicht sprechen und ohne seinen Freund, den Obristen Wurmb, der glücklicher Weise in seiner Stube war, wäre es vielleicht mit ihm aus gewesen. Der Doktor ließ ihm gleich zur Ader und ließ ihn stark reiben und Gott schenkte ihn mir abermals wieder; aber seine Krämpfe, Beklemmungen, Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit nahmen zu und alle Aerzte waren der Meinung, daß ihm das Clima gänzlich zuwider wäre und er nie Besserung hoffen dürfe, so lange er in diesen südlichen Provinzen von Nordamerika bliebe. Doch war nichts dabei zu thun, mein Mann konnte nicht daran denken, Urlaub zu nehmen, und mußte auf seinem Posten bleiben.

Im Frühjahr 1781 ließ ich mich nun auch in Long-Island nieder, wo wir, obgleich ziemlich einsam, doch ganz gut gelebt haben würden, wenn wir daselbst hätten ruhig sein können; aber als der Fluß

nicht mehr zugefroren war, machten die Amerikaner allerhand Versuche, Gefangene zu machen, holten den Major Maybaum aus seinem Bette heraus und wir wußten, daß sie es auch auf meinen Mann gemünzt hatten, da unser Haus ganz isolirt und nahe am Ufer stand, so daß, wenn sie die Wache überrumpelten, sie ihn hätten wegführen können, ohne daß es sonst jemand gewahr worden wäre. Daher ward er alle Nächte durch den geringsten Lärmen sogleich in Bewegung gesetzt und verlor darüber den Schlaf. Auch ich hatte mich dadurch so sehr ans Wachen gewöhnt, daß mich oft der Tag überraschte und ich dann nur einige Stunden schlief; denn nur zu der Zeit, wenn mein Mann glaubte, daß ich wach war, schlief er ein; so schrecklich war ihm der Gedanke, noch einmal gefangen zu werden. Wir hatten aus unserm Hause eine prächtige Aussicht. Alle Abend sahe ich aus meinem Fenster die Stadt New-York ganz erleuchtet und den Widerschein davon in dem Fluß, da die Stadt dicht am Ufer desselben erbauet ist. Auch hörten wir in derselben die Trommeln schlagen, und wenn alles recht stille war, sogar das Anrufen der Runde. Wir hatten unser eigenes Boot und konnten damit in einer guten Viertelstunde in New-York sein.

Eines Tages sahe ich aus einem Fenster meiner Stube eine Flotte von fünfunddreißig Schiffen mit ausgespannten Segeln ankommen und aus einer andern hernach diese Schiffe zwischen uns und der Stadt

sich vor Anker legen. Mein Mann hatte viel Engländer unter seinem Befehl, unter andern die leichten Dragoner. Obgleich die englischen Truppen stolz und, wie man sagt, schwer zu regieren sind, so liebten sie doch meinen Mann und waren mit ihm zufrieden. Als die englischen Officiere einstmals bei uns zu Mittag aßen, sagte ihnen mein Mann, daß er sie nach ihrem Lager zurückbegleiten würde, worauf sie mich sehr höflich baten, mitzukommen. Ich setzte mich also in den Wagen und kam noch vor ihnen an. Ich glaube aber, daß sie vorher davon hatten Nachricht geben lassen, denn ein Officier kam zu meiner großen Verlegenheit und ersuchte mich, auszusteigen und die Linie mit ihm hinunter zu gehn, wo mir dann alle militärische Ehrenbezeigungen gemacht und sogar das Spiel gerührt wurde, welches mich äußerst verlegen machte. Ich sagte dem Officier, daß mir dieses nicht zukäme und wir deutsche Frauen an so etwas nicht gewöhnt wären, er antwortete mir aber sehr höflich, daß ihr ganzes Corps die Frau eines Generals, der sie so gut commandirte, nicht genug ehren könnte und daß überdieß noch alle dessen stets eingedenk sein würden, was ich für ihre Kameraden bei Saratoga gethan. Ohnerachtet alles dieses sehr schmeichelhaft und mutheinflößend war, so ersahe ich mir doch den ersten günstigen Augenblick, um wieder fortzukommen.

Ich sahe während unsers Aufenthalts allda öfters Leute, die man bis an den Hals in die Erde

gegraben hatte und auf diese Art vom Scorbut kurirte.

Wir hatten das Hospital da, in welchem viele blessirte und invalide Matrosen lagen. Diese guten Leute antworteten, wenn man ihr Schicksal beklagte: „Wir haben für unsern König gestritten und sind zufrieden, und wenn wir erst in Chelsea sein werden, so sind wir belohnet genug.“ Dieses ist ein vortreffliches Hospital für Seeleute bei London, wo sie aufs beste beköstigt, gekleidet und gepflegt werden.

Um diese Zeit ward der General Phillips auf eine Expedition nach Carolina geschickt, welche Trennung auf beiden Seiten schmerzlich war. Wir sahen diesen vortrefflichen Freund nicht wieder, denn er starb daselbst an einem hitzigen Fieber, welches er sich durch eine Verkältung zugezogen hatte. Wir haben stets seinen Verlust bedauert. Er war ein sehr braver Mann und ganz der Freund seiner Freunde.

Da es mit der Gesundheit meines Mannes sich gar nicht bessern wollte und er überdies für den Theil seines Corps, welches in Canada zurückgeblieben war, seine Gegenwart nützlich und nöthig erachtete, so ließ sich endlich der General Clinton bewegen, ihn dahin zu schicken, ob er sich gleich ungern von einem Freunde trennte, den er so lieb hatte, welche Freundschaft sich hernach auch abwesend noch, bis zum Tode des genannten Generals, erhalten hat.

In der Ungewißheit, worin wir immer wegen unserer Abreise gewesen waren, hatte ich meine kleine

Tochter Amerika nicht entwöhnen wollen und sie ganzer vierzehn Monate gesängt; endlich wurde sie so groß, daß ich befürchtete, es nicht mehr aushalten zu können, und sie also Anfangs Mai entwöhnte. Ich bekam aber gleich darauf ein Uebel, welches mir viel mehr Beschwerlichkeit verursachte, nemlich einen Hautausschlag, den meist alle Leute, die einer guten Gesundheit genießen, in diesem warmen Clima bekommen. Man bekömmt kleine Tüpfel über den ganzen Leib, die so jucken, daß man gar keine Ruhe dafür hat. Sie kommen mit der Hitze und vergehen mit der Kälte; übrigens befindet man sich wohl dabei.

Unsere Abreise ward auf den Monat Juli 1781 bestimmt. Ich hatte so lange immer meinen Holzzettel bekommen und während unsers Aufenthalts auf Long-Island dreißig Klafter erspart, die ich nun meinem vortrefflichen Major vom Commissariate wiedergeben wollte, der mir so treulich ausgeholfen hatte. Er wollte sie aber nicht annehmen, sondern bat mich, sie entweder zu verkaufen, oder unter die Armen zu vertheilen. „Ich kenne Sie," sagte der brave Mann, „Sie werden mehr Vergnügen finden, Elend damit zu lindern." Das war denn auch der Fall und die Partie, die mein Mann und ich dabei nahmen. Wir gaben zwanzig Klafter an eine sehr würdige royalistische Familie, die schon viel verloren hatte und nachher noch auswandern mußte, und vertheilten die übrigen zehn Klafter unter andere Arme.

Als wir vor unserer Abreise unsere Meubles

wieder abliefern wollten, wollte man sie nicht annehmen und sagte uns, daß sie uns gehörten und daß wir sie mit nach Canada nehmen sollten, wo es uns gewiß daran fehlen würde. Wir wollten aber von so vieler Güte keinen Mißbrauch machen und schickten sie wieder zurück ins königliche Magazin, bis auf eine einzige englische Bettstelle, die wir zum Andenken behielten. Ich muß indessen aufrichtig bekennen, daß ich nachher ein wenig Reue darüber hatte, theils weil wir in Canada gar nicht das geringste fanden, und theils weil dies schöne königliche Meubles-Magazin hernachmals von den Amerikanern geplündert und verbrannt wurde. Endlich reisten wir ab, oder vielmehr schifften uns ein, denn wir blieben noch länger als acht Tage ohngefähr eine Stunde von New-York vor Anker liegen. Der General Clinton hatte dem Agent (Schiffs-Agenten), den er sorgfältig zu unsrer Begleitung ausgewählt, weil er ihn für einen thätigen und sachkundigen Mann hielt, ausdrücklich befohlen, unter den Schiffen, die abgehn sollten, ein recht bequemes auszusuchen, das zugleich ein guter Segler wäre, damit wir nicht Gefahr liefen, unterwegs aufgekapert zu werden. Hier gab es aber einen neuen Beweis, wie oft die Vorgesetzten betrogen werden; denn dieser Agent war ein fauler, grober und unwissender Mensch, der aus Faulheit sich gar nicht die Mühe gegeben hatte, das Schiff zu besehen, oder der, wie oft geschah, sich durch den Schiffs-Capitän hatte bestechen lassen. Genug, wir bekamen eins

der kleinsten und schlechtesten Schiffe der ganzen Flotte, auf welchem wir oft Gefahr liefen, zurück zu bleiben, so daß uns der Capitän des zweiten convoyirenden Kriegs-Schiffes oft bugsiren (das ist am Tau schleppen) mußte. Zu diesem Behuf wurde vom bugsirenden Schiffe ein großes Tau heruntergelassen und an das andere fest gemacht und dieses so fortgeschleppt, welches sehr unangenehm und oft sogar gefährlich war, wenn eine Windstille eintrat und dann die Schiffe an einander stießen, oder wenn das Unglück gewollt hätte, daß wir einem feindlichen Schiffe begegnet und wir dann das Gefecht hätten mit aushalten müssen. Ueberdem hatte unser Schiff zu wenig Leute, wobei wir Gefahr liefen, wenn ein plötzlicher Windstoß gekommen wäre, daß er uns umgeworfen, da wir wegen der wenigen Menschen nicht geschwind genug die Segel einziehn konnten, besonders da das Schiff leck war und wir auch Leute bei den Pumpen anstellen mußten. Endlich war auch noch unser Schiff schlecht geladen und lag zu sehr auf der einen Seite, so daß wir auf der See die leeren Tonnen mit Seewasser füllen mußten, um dem Schiffe das gehörige Gleichgewicht zu geben, da auch dieses eine sehr zu beobachtende Sache ist. Ueber dies alles war auch noch die Gesellschaft des vorerwähnten Agenten höchst unangenehm, welchen wir noch dazu frei halten und um uns haben mußten, wo er uns denn mit seinem Brummen und heulenden Gähnen, durch welches er alle Menschen aus dem Schlafe weckte und uns selbst, ob wir gleich in einer

andern Kammer waren, sehr zur Last fiel. Im Augenblick unserer Abfahrt hatten wir noch einen großen Verdruß. Unsere guten Neger, Mann und Frau und eine junge Verwandte von ihnen, wurden von ihrem ersten Besitzer, dem sie als einem Rebellen genommen worden, unter dem Vorwande wiedergefordert, daß er wieder Royalist geworden, und derselbe brachte auch wirklich in demselben Augenblick, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, einen Befehl, daß sie wieder ausgeliefert werden sollten. Da sie uns sehr zugethan waren und der Mann überdies ein böser Herr gewesen und sie schlecht gehalten hatte, so war der Schrecken und das Lamentiren dieser armen Leute äußerst groß. Das junge Mädchen, Phillis genannt, fiel in Ohnmacht und wollte, als sie wieder zu sich kam, gar nichts davon hören, uns zu verlassen. Sie warf sich nieder vor meine Füße, hielt sie umklammert und man mußte sie mit Gewalt wegreißen. Mein Mann bot ihrem Herrn Geld; da er aber merkte, daß wir sie so gerne behalten wollten, so verlangte er für jeden dreißig Guineen, welches mein Mann nicht geben wollte. Wenn es nicht im Augenblick der Abreise gewesen wäre, so glaube ich, daß wir sie noch erhalten hätten. Wir schenkten ihnen all ihr Zeug und auch noch die Matratzen, die wir zur Reise für sie hatten machen lassen. Dadurch wurden sie noch mehr bewegt und Phillis rief aus: „Wenn ich nicht sterbe, so komme ich wieder zu Ihnen und sollte es am andern Ende der Welt sein.“ Das gute Mäd-

chen hat auch wirklich nachher zwei oder drei Personen gebeten, sie mitzunehmen und zu mir zu bringen, wobei sie immer hinzugesetzt: „Mylady will be very glad to pay my passage“ (Die gnädige Frau wird mit vielem Vergnügen die Kosten meiner Ueberfahrt bezahlen). Sie hatte ganz recht, aber da keiner dessen versichert war, so wollte man sich nicht mit ihr beladen. Mein Mann hätte das Geld für diese bezahlt, aber ihr gewinnsüchtiger Herr wollte sie nicht vereinzeln, um uns dahin zu bringen, sie alle zu nehmen; dieses war aber für unsern Beutel zu stark. Es hat uns jedoch nachher gereuet, weil die weiblichen Dienstboten in Canada schlecht und besonders schwer zu haben sind.

Den ersten Tag unserer Seereise verlor ich meinen Ausschlag, welches mich sehr freuete. Es hatte dieses aber leider einen bösen Einfluß auf meine folgende Lebenszeit; denn drei Tage darnach bekam ich solche heftige Kopf- und Zahnschmerzen, daß ich außer Stande war, weder zu essen noch zu schlafen und Tag und Nacht ausstand. Die Schärfe hatte sich auf die innern Theile geworfen und meine Füße waren so kalt, daß man sie mit heißem Wasser nicht erwärmen konnte. Man gab mir Opium, welches mich zwar etwas schlummern, aber nicht schlafen machte, weil meine Schmerzen zu heftig waren, und so litt ich während der ganzen Reise.

Wir hatten allerlei Zufälle auf dieser Reise; unter andern kam uns einmal bei einer Windstille

ein Schiff zu nahe und gab uns starke Stöße und wir mußten uns daſſelbe mit Stangen abhalten. Ein andermal riß uns ein Schiff mit seinem Hintertheil unsern kleinen Abtritt weg und es war ein Glück, daß eben niemand darauf war.

Eines Tages, als ein dicker Nebel fiel, glaubten wir, Land zu sehn. Glücklicher Weise wurde in diesem Augenblick der Nebel durch einen Windstoß plötzlich zertheilt und dadurch wie ein Vorhang aufgezogen, da dann unser Schiffs-Capitän mit Schrecken bemerkte, daß wir an einem Ort Namens Dusky-Bay und dicht bei einem daselbst befindlichen gefährlichen Felsen waren, welcher nach seiner Gestalt Old Woman (alte Frau) genannt ist und auch wirklich wie eine alte Frau aussieht, die mit gebogenem Rücken und gebücktem Kopf da sitzt. Er rief sogleich dem Capitän des uns bugsirenden Kriegs-Schiffes zu, der diese Reise zum ersten Male machte und die Gefahr also nicht kannte, und da sich zu gleicher Zeit glücklicher Weise ein günstiger Wind erhob, so benutzte man denselben so gut, daß wir in weniger als einer Stunde aus dieser Bay herauskamen, welche ganz voller Felsen ist und wo daher oft Schiffe scheiterten. Auf dieser Reise kamen wir nach Halifax in Neu-Schottland und landeten daselbst. Wir wurden dort aufs beste aufgenommen; der Gouverneur und seine Frau, beides liebenswürdige Leute, baten uns gleich zum Mittagessen und wir fanden bei ihnen recht artige Gesellschaft von sieben

oder acht Familien, die immer wechselsweise eine bei der andern war. Sie zeigten uns den andern Tag sowohl die umliegende Gegend, als auch die Stadt, die mir sehr gut gefiel. Man lebt da ganz wohlfeil und besonders ist der Seefisch dort sehr gut. Als eine Seltenheit wurde bemerkt, daß man damals viel Hummer oder große Seekrebse fing, die vor der Revolution nicht da waren, und daß diese zu der Zeit das feste Land von Nord-Amerika verließen und sich nach Neu-Schottland zogen, da man denn zum Scherz sagte, daß es gute Royalisten wären und deshalb auch die englische Uniform (Roth) trügen. Da ich die ganze Zeit her so sehr an meinen Zahnschmerzen gelitten, so entschloß ich mich, mir einen Zahn ausziehn zu lassen. Um aber meinem Mann und meinen Kindern alle Besorgniß und Unruhe zu ersparen, stand ich um fünf Uhr des Morgens auf, ließ unsern Chirurgus kommen, der für einen geschickten Mann in dergleichen Operationen galt, und ging in eine etwas entfernte Kammer, wo er mich auf die Erde sitzen ließ und mir mit einem garstigen groben Instrumente einen solchen Ruck gab, daß ich nun die Sache gethan glaubte und meinen Zahn von ihm forderte. „Nur noch einen Augenblick Geduld!“ sagte er und setzte wieder an und zog noch einmal. Nun dachte ich, doch endlich davon befreit zu sein; aber keinesweges, sondern er hatte vielmehr einen gesunden Zahn gefaßt und angesetzt, ohne ihn herauszubringen. Ich war äußerst darüber entrüstet,

und ob er mir gleich vorschlug, diesen und den kranken vollends auszuziehn, so konnte und wollte ich mich nicht ferner entschließen, mich ihm anzuvertrauen, und habe lange Ursache gehabt, diesen Versuch zu bereuen; denn dieser ausgesetzte, auf die Seite gerückte Zahn hat mich länger als zwei Jahre verhindert, die Zähne an einander zu bringen, und obendrein hat mich diese Geschichte so furchtsam gemacht, daß ich mich hernachmals nie wieder zu solchen Operationen habe entschließen können.

Auf unserer noch übrigen Seefahrt hatten wir noch einige Stürme und als wir schon im Fluß St. Laurent waren, den unangenehmen Zufall, zwei Anker zu verlieren. Man ankert in diesem Flusse alle Abend wegen der Ebbe. Unglücklicher Weise war unser Anker auf ein Riff gekommen, welches, da wir Wind hatten, durch die beständige Bewegung des Schiffs das Tau zerschnitten hatte. Man warf also einen zweiten Anker aus, welcher aber gleiches Schicksal hatte. Wir hatten nur noch einen kleinen, und wenn wir den verloren hätten, so waren wir ein Spiel der Winde, so daß wir alle eine sehr üble Nacht zubrachten. Dabei fehlte es uns an Lebensmitteln; ein Boot, welches wir ans Ufer schickten, brachte uns nur einige Hühner und Eier. Alles dieses bewog meinen Mann zu dem Entschluß, daß wir keine Nacht mehr auf dem Schiffe blieben, und demzufolge befahl er, den Abend, als man wieder ankerte, das große Boot herunterzulassen, und wir,

nemlich mein Mann und ich, unsere Kinder, die beiden Adjutanten, meine Frauensleute und zwei Bedienten, setzten uns hinein und fuhren ans Land. Wir kamen in ein hübsches Bauernhaus, wo man uns sehr freundschaftlich aufnahm. Der Schiffs-Capitän brachte uns selbst dahin mit unserm Lootsen. Einen solchen Lootsen bekommt man sogleich, wenn man eine Strecke im Fluß St. Laurent hinein ist; diese Leute werden gut bezahlt und erhalten oft an zwanzig Guineen. Da die Schiffe alle assecurirt sind, so ist jeder Schiffs-Capitän auf seine Verantwortung verbunden, einen zu nehmen; dagegen ist aber auch der Capitän von aller Verantwortung frei, sobald der Lootse an Bord ist, und dieser, der alsdann die ganze Fahrt dirigirt, muß mit seinem Kopf für alle Gefahr stehn.

Mein Mann reiste mit einem Adjutanten schon denselben Abend weiter nach Quebec und ich folgte ihm den andern Tag darauf, kam aber erst am dritten Tage daselbst an. Die Gegenden, die ich passirte, waren in der That malerisch. Jeder Einwohner hat ein gutes Haus, welches er Sorge trägt alle Jahr abzuputzen; dieses gibt ihnen ein sehr reinliches Ansehn und macht sie weit in die Ferne scheinen. Da ihre Söhne, so bald sie heirathen, und auch die Schwiegersöhne sich neben den Eltern anbauen, so entstehen daraus sehr hübsche Ansiedelungen, weshalb sich diese Leute Habitans (Einsassen) und nicht Bauern nennen. Diese Wohnungen, wo-

von jede ihre dazu gehörigen Ställe, Baumgärten und Viehweiden um sich herum hat, liegen längs dem Flusse St. Laurent und formiren eine sehr malerische Ansicht, besonders wenn man zu Schiffe den Fluß herauf und herunter fährt. Bei jedem Hause ist auch eine Eisgrube, die man mit wenig Umständen macht; man gräbt nemlich ein Loch in die Erde, füttert es rund herum mit Brettern aus und füllt es mit Eis und dann mit Wasser an, welches im Gefrieren alle Lücken ausfüllt und alles so glatt wie eine Spiegelfläche macht. Ueber dasselbe legen die Einwohner ein recht reines Brett, auf welchem die zu erhaltenden Sachen sind, wobei sie die größte Reinlichkeit beobachten und besonders dafür sorgen, daß kein Stroh oder Heu hinein komme, welches, wie sie sagen, das Eis geschwinder schmelzen macht. Diese Eisgruben sind dort um desto unentbehrlicher, da ein jeder sein Vieh einschlachtet, welches er sonst bei der großen Hitze, die daselbst im Sommer ist, nicht würde frisch erhalten können. Gewöhnlich sind gedachte Eisgruben in den Scheunen.

Die vorerwähnten Leute halten im Sommer viel Vieh, welches sie zu Anfang des Winters schlachten und nach der Stadt zum Verkauf bringen. Das wenige Vieh, welches sie behalten an Rindern, Hämmeln und Schweinen, jagen sie des Morgens in die Wälder, um sich Nahrung zu suchen, und geben ihnen nur des Abends ein Futter im Stall. Sie haben auch dort kleine Fische, welche kleine Stockfische

genannt und unter dem Eise gefangen werden. Hierzu werden auf dem Eise große Löcher in einer Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten von einander gemacht. In diese stecken sie die Netze, die mit starken Stricken an großen Balken festgemacht sind. Auf diese Art fangen sie zuweilen fünf bis sechs Schlitten voll; die Fische werfen sie aufs Eis, wo sie augenblicklich einfrieren und so lange liegen bleiben, bis man ihrer benöthigt ist. Alsdann holen sie dieselben, thauen sie auf, thun sie gleich in den Kessel und verzehren sie. Diese Fische schmecken besonders in Butter gebraten sehr gut.

Die Wohnungen sind sehr bequem und man findet darin vornehmlich gute und reinliche Betten. Alle Eigenthümer haben Gardinen-Betten, und da ihre Wohnstuben sehr groß sind, so haben sie ihre Betten darin stehen. Sie haben große Oefen, in welchen sie auch kochen. Ihre Suppen sind sehr kräftig und meistens von Speck, frischem Fleisch und Gemüse, welches alles in einem Topf zusammen gekocht ist und ihnen zugleich mit zum Zwischengericht dienet. Die Canadier bereiten sich ihren Zucker selbst aus dem Ahorn, der auch davon den Namen Zucker-Ahorn hat. Sie gehn im Frühjahr hinaus in den Wald mit Kesseln und Töpfen, in welchen sie den Saft aufsammeln, den sie durch Einschnitte in die Bäume erhalten. Diesen kochen sie ein und nehmen dann das oberste davon ab, welches das feinste ist und von ihnen besonders gebraucht

wird. Der Ahorn-Zucker hat nur den Fehler, daß er zu braun ist; sonst ist er recht gut, besonders für die Brust.

Die Eingebornen sind gastfrei und fröhlich und singen und rauchen in einem weg. Die Frauen haben häufig Kröpfe. Sonst sind die Leute gesund und werden alt und man sieht nicht selten steinalte Leute bei ihren Urenkeln wohnen, die die größte Sorge für sie tragen.

Es war in der Mitte des Monats September 1781, als wir nach einer achtwöchentlichen Reise in Quebec ankamen, wo wir sehr freundschaftlich aufgenommen wurden. Mein Mann erwarb sich bald die Zuneigung des englischen General-Lieutenants Haldimand, welcher Gouverneur der Provinz und oberster Befehlshaber der Truppen in Canada war, ob man gleich denselben als einen Mann beschrieb, mit welchem schwer umzugehn und dem niemand recht sei. Ich hatte das Vergnügen, nicht allein von ihm gut empfangen zu werden, sondern auch seine Freundschaft zu gewinnen, die sich auch erhielt, so lange er gelebt hat. Man wollte uns Mißtrauen gegen ihn einflößen, wir hörten aber keinen an und gingen offenherzig mit ihm um, welches er uns desto mehr Dank wußte, da er ein solches Benehmen dort wenig gewohnt war. Es waren große Veränderungen im Gouvernements-Hause gemacht worden, das vorher einer Baracke ähnlich sah. Er hatte es auf englischen Fuß meublirt und eingerichtet, und ob er gleich nur

erst fünf Jahr da war, so waren doch seine Gärten schon voller trefflicher Früchte und fremder Gewächse, von welchen man nicht geglaubt hätte, daß sie in diesem Clima fortkommen könnten. Er hatte aber die Lage gegen die Sonne gut benutzt. Das Haus lag auf einer Anhöhe und fast ganz zu oberst. Wir blieben vier Wochen in Quebec, während welcher Zeit der General Haldimand mit meinem Mann nach Sorell reiste und ihm dort seinen Posten anwies. Er sagte ihm dabei sehr freundschaftlich, er beklage, daß wir dort schlecht wohnen würden, daß er aber, da es ein Posten wäre, worauf viel ankäme, keinen bessern als ihn dazu zu wählen wüßte. Da er nicht gleich ein Haus für uns dort bauen konnte, so kaufte er eins, das eben gebaut wurde und von welchem nur erst die Mauern standen. Er gab aber Befehl, daß zu Weihnachten alles fertig sein sollte, und bat uns, die Eintheilung der Stuben selbst anzugeben. Wir wohnten nach unserer Dahinkunft so lange bei einem dortigen Einwohner. Unser Plan ward eingegeben und zu unserer größten Verwunderung konnten wir in unserm neuen Hause schon den Christmas-pie (die Weihnachts-Pastete) essen (womit sich die Engländer immer den Weihnachtstag traktiren), obgleich die Bäume zum Hausbau erst nach unserer Ankunft gefällt und die Bretter auch nicht eher geschnitten worden waren. Auf die Wände wurden hübsche Papiertapeten geklebt und wir waren wirklich sehr artig logirt. Wir hatten einen großen Eßsaal und dabei eine hübsche

Stube für meinen Mann, neben dieser unsere Schlafstube, dann eine hübsche Kinderstube, wobei noch ein besonderes Cabinet für unsere älteste Tochter war, und endlich noch einen zweiten großen und hübschen Salon, wo wir uns alle versammelten. Der Flur war wie eine hübsche Stube, rund herum mit Bänken, und auf demselben stand ein großer Ofen mit starken Röhren, die hinauf bis an die Decke gingen und das ganze Haus heizten. Oben waren noch vier große Stuben, eine für unsere weiblichen und eine andere für unsere männlichen Domestiken und noch zwei, um Freunde zu logiren.

Im Frühling des Jahres 1782 wurden neben dem Hause noch zwei bedeckte Gänge gebaut, von welchen einer nach der Küche und der andere nach unserm Waschhaus führte und über welchen die Wach-Stube war. Wir wohnten nicht im Orte Sorell selbst, sondern ohngefähr ein Viertel Weges davon und so nahe an den Vorposten, daß, damit mein Mann nicht aufgehoben würde, sechs Leute alle Nacht auf unserm Hausflur auf den Bänken schliefen, und der große Ofen, der daselbst stand und daher in einem fort geheizt wurde, erhielt unser Haus stets so warm, daß uns, ungeachtet der strengen Kälte, die in Canada ist, im Hause nie gefroren hat. Ein unangenehmer Umstand widerfuhr uns, nemlich unsere Wände warfen sich den Winter über, welches Risse in unsern hübschen Papiertapeten und uns selbst Zugwind verursachte.

Im Sommer 1782 machte mein Mann eine Reise

von drei Wochen, während welcher ich die englischen Handwerksleute, die zufolge der Befehle des Gouverneurs uns alle zu Gebote standen, bat, mir zu helfen, alles bis zu seiner Zurückkunft zu Stande zu bringen. Tischler, Maler und Capezier, alle wurden in Bewegung gesetzt, die Wände wurden wieder zusammengefügt, Thüren, Fenster, Stühle und Tische mit Oelfarben gemalt und die Risse in den Tapeten mit neuen Papieren, die ich hatte kommen lassen, ausgebessert. Mein Mann fand bei seiner Zurückkunft zu seiner großen Verwunderung alles fertig und eingerichtet und gleichsam ein ganz neues Haus und alles dieses mit wenigen Kosten, weil wir den Handwerksleuten weiter nichts als zu essen und zu trinken geben durften, wobei sie mit dem besten Willen arbeiteten. Unsere Gesellschaft bestand bloß aus Männern. Was uns hier abging, wurde uns aber dadurch wieder ersetzt, daß wir die beiden Winter, die wir in Canada zubrachten, vom General Haldimand nach Quebec eingeladen wurden, wo wir denn jedesmal sechs Wochen zubrachten, bei dem Doctor Mabine, einem vertrauten Freunde des Generals, wohnten und alle Mittage beim General aßen, der sogar meinen Kindern Mittags zu essen schickte. Abends kam derselbe zu unserm Wirth, seine Spielpartie zu machen und zum Essen und sagte uns, daß er dies thäte, um mich nicht abzuhalten, bei meinen Kindern zu bleiben. Er spielte oftmals bis Mitternacht, auch wohl ein Uhr; er war aber so gefällig, mich dabei gar nicht zu geniren, und

ich konnte mich wegbegeben, wenn ich Lust hatte. Ich habe fast nie einen Mann gesehen, der liebenswürdiger und freundschaftlicher gegen die gewesen, denen er einmal seine Freundschaft gewidmet hatte, und wir konnten uns schmeicheln, unter dieser Zahl zu sein.

Im Frühjahr 1782 hatte er uns gebeten, nach Montreal zu kommen, wo er Geschäfte hatte, wobei er uns versicherte, daß das seine liebsten Augenblicke wären, die er mit uns zubrächte. Ich fuhr auf dem zugefrornen St.-Laurent-Fluß auf Schlitten dahin. Wir blieben acht Tage da und ich reiste auf dieselbe Weise wieder nach Hause, welches aber nicht allein unvorsichtig, sondern höchst gewagt war, weil es während der Zeit angefangen hatte, zu thauen, und auf dem ganzen Wege, welcher durchaus mit Bäumen bezeichnet war (so dort alle Winter geschieht, damit durch die vielen Schlitten eine gute feste Bahn wird), schon überall das Wasser über dem Eise stand. Unsern canadischen Führern schien selbst bange zu sein; sie wollten aber doch nicht daran, nebenbei einen festern Weg zu suchen, weil sie sagten, daß man im gebahnten immer noch am wenigsten Gefahr liefe. Endlich kamen wir gegen fünf Uhr Nachmittags glücklich wieder nach Sorell, doch fast zu Wasser, welches auf allen Seiten in unsern Schlitten drang. Den andern Morgen sahe ich, als ich aufstand, da, wo wir die gefährliche Schlittenfahrt gemacht hatten, zu meinem Schrecken ein Schiff mit vollen Segeln den Fluß hinunterfahren.

Die Winter sind dort sehr gesund, obgleich strenge; denn da das Wetter beständig ist und man sich vor der Kälte gut schützen kann, so erkältet man sich dort weniger, als bei uns. Anfangs November macht man seine hauswirthschaftlichen Wintervorräthe. Ich war sehr verwundert, als man mich fragte, wie viel Geflügel und besonders wie viel Fische ich haben wollte, und fragte, wo ich denn letztere lassen sollte, da ich keinen Teich hätte. „Auf dem Boden," antwortete man mir, „wo sie sich besser halten, als in den Kellern." Ich nahm also drei- bis vierhundert, die den Winter über recht gut blieben. Man hat dabei weiter nichts zu beobachten, als daß man alles, was man zu Mittag braucht, Fleisch, Fische, Eier, Aepfel und Citronen, Tages vorher in kalt Wasser legt, wo denn aller Frost ausschlägt und sich rund herum setzt und solches Fleisch oder Fisch eben so saftreich und zarter wird, als es bei uns ist. Das Geflügel packt man noch überdies in Schnee, der eine Eisrinde darum macht, aus welcher man es mit Beilen heraushauen muß.

Man hat eine Frucht in Canada, die dort Ottokas genannt wird. Sie wächst am Wasser, ist roth und von der Größe einer kleinen Kirsche, aber ohne Stein. Man kauft sie ohne Stengel und sie wird, besonders von den Wilden, sorgfältig aufgelesen. Sie gibt ein sehr gutes Compot, besonders wenn sie einen starken Frost bekommen hat. Alle andern Früchte sind dort sehr selten und nur in Montreal

findet man gute, ja vortreffliche Aepfel, aber nur Reinetten und eine Art großer rother und sehr wohlschmeckender Aepfel, die dort Bourrassas genannt wird. Man packt sie in Tonnen, die sorgfältig zugemacht und mit Papier verklebt sein müssen, da sie sich dann bis auf den allerletzten gut erhalten. Man nimmt aber kleine Tonnen, denn wenn sie einmal angebrochen sind, so halten sich die Aepfel nicht mehr lange. Das Obst ist sehr theuer, besonders die Birnen, die dort weit seltner als die Aepfel sind und sich auch weniger lange erhalten. Ich hatte mir sechs Tonnen Aepfel und eine halbe Tonne Birnen bestellt; man stelle sich meinen Schrecken vor, als ich einundzwanzig Guineen dafür bezahlen mußte! Ich hatte zwar zuvor gefragt, was sie kosten würden; man hatte mir aber den Preis nicht vorher bestimmen können. Mein Mann ließ hinter unserm Hause einen großen Fleck zu einem Garten urbar machen und zwölfhundert Obstbäume darin pflanzen, welches einen sehr angenehmen, aber auch zugleich einen sehr nützlichen Garten gab, besonders da man dort wenig Gemüse bekommen konnte. Alles wuchs in unserm Garten vortrefflich und alle Abend gingen wir hinein und pflückten hundertfünfzig bis zweihundert Gurken, von welchen ich Salzgurken machte, die man dort nicht kannte und wovon ich allen Leuten Geschenke machte, besonders unserm guten General Haldimand, der sie vortrefflich fand.

Ich war da wie auf einer stattlichen Meierei,

hatte meine Kühe, Geflügel die Menge, virginische Schweine, die schwarz und kleiner als die unsrigen, besonders sehr kurzbeinig sind; ich machte mir auch meine Butter selbst. Für die Soldaten war es ein wahres gelobtes Land, denn sie hatten ihre Baracken hübsch eingerichtet und neben jeder waren Gärten. Mein Mann gab ihnen die Sämereien und es war ein Vergnügen, ihre Wirthschaft, besonders ihre Kocherei mit anzusehn, welchen Spaß wir uns oft machten, wenn wir spazieren gingen. Sie vertauschten die Hälfte ihres gesalzenen Fleisches, welches sie geliefert bekamen, gegen frisches, thaten nachher von beiden zusammen in einen großen Kessel mit allerhand Gemüse und Klöschen und dann war ein Wetteifer unter ihnen, wer es am besten zubereiten würde. Sie theilten alle Arbeiten regelmäßig unter sich. Einige bearbeiteten die Gärten, andere besorgten die Küche, noch andere machten die Baracken rein und wieder andere gingen Holz fällen, welches sie nachher selbst mit kleinen Karren anfuhren, die besonders zu diesem Behuf gemacht waren. Mein Mann hatte Fischernetze machen lassen und jede Compagnie fischte nach der Reihe und hatte dann jedesmal die Attention, uns von ihrem Fischfang etwas zuzuschicken. Sie hatten auf diese Art wöchentlich zwei- bis dreimal Fische zu essen und bekamen noch alle sechs Tage eine Bouteille Rum, Reis, Butter, zwölf Pfund Weizenmehl zu Brot und alle Tage ein Pfund gesalzenes Schweinefleisch, oder anderthalb Pfund

Rindfleisch. Demungeachtet sehnten sich doch die meisten wieder nach ihrer Heimath. Mein Mann hatte in Canada auch Wilde unter seinen Befehlen und wurde sehr von ihnen geliebt. Sein biedres Wesen hatte ihm ihre Herzen gewonnen. Schon vor meiner ersten Ankunft in Canada hörte einstmals einer seiner Wilden Namens Hansel, daß er krank wäre, eine Frau hätte und sehr unruhig wäre, daß sie noch nicht angekommen sei. Er kömmt also mit seiner Frau zu meinem Manne und sagt ihm: „Höre! ich liebe meine Frau, aber ich liebe dich auch und zum Beweis gebe ich sie dir.“ Mein Mann antwortete ihm: „Ich danke dir und erkenne deine Liebe, aber ich habe schon eine Frau, die ich lieb habe, und bitte dich also, die deinige zu behalten.“ Er schien über diese abschlägige Antwort traurig und fast beleidigt und konnte nur mit Mühe bewogen werden, seine Frau zurückzunehmen, die ganz hübsch war und die ich nachher öfters gesehen habe. Dieser Hansel war zwar von Geburt kein Wilder, sondern ein Deutscher, aber schon in seinem fünfzehnten Jahre in einer Schlacht mit den Wilden nebst andern zum Gefangenen gemacht worden. Alle übrigen waren umgebracht worden, aber seine Gestalt und seine tapfere Vertheidigung hatten den Wilden so sehr gefallen, daß sie ihm das Leben gelassen hatten mit der Bedingung, daß er sich unter ihnen verheirathen und ihre Sitten und Einrichtungen annehmen solle, welches er denn auch gethan. Die

Lebensart der Wilden muß etwas sehr anziehendes haben, denn ein Neffe des Generals Carleton lebte lange unter ihnen, heirathete sogar eine Wilde und hatte sich so sehr an dieses unstäte, aber freie und lustige Leben gewöhnt, daß er nur erst viele Jahre nachher und nur auf wiederholte Bitten wieder zu seinem Oheim kam, wo er seine Schwägerin, eine hübsche und liebenswürdige Person, heirathete, aber, wie man versicherte, noch immer an seinem vorigen Leben hing und sich nach der ersten Frau sehnte, die er unter den Wilden gehabt hatte, welche Heirath nachher annulliret worden war. Er war im Militär, ich glaube, Major und ein sehr artiger Mann.

Zu eben dieser Zeit sahe ich auch das berühmte Oberhaupt der Wilden, den Capitän Brand, dessen Bildniß in Kupfer gestochen worden. Da man, als er noch sehr jung war, viel Verstand und Talente an ihm bemerkte, so schickte ihn General Carleton nach England an den König, dem er so sehr gefiel, daß er ihn erziehn ließ und für ihn zu sorgen versprach. Er zog auch Nutzen von dem Unterricht, den er erhielt; als er aber zwanzig bis vierundzwanzig Jahr alt war, so bat er sehr, daß man ihn wieder zu den Seinigen zurückschicken möchte. Damals, wie wir da waren, war er der Anführer der Wilden. Er sprach gut und war sehr manierlich und wurde auch von General Haldimand sehr geachtet. Ich habe mit ihm bei gedachtem Generale gegessen. Er war halb als Militär und halb als

Wilder gekleidet und hatte eine männliche und kluge Gesichtsbildung. Sein Charakter war sehr sanft. Mein Mann wurde auch einesmals zu einer Versammlung der Wilden eingeladen, wo man erstlich eine Rede an ihn hielt und ihn dann bat, sich unter ihnen niederzusetzen. Alsdann boten sie ihm eine Tabakspfeife an, welches ihre größte Ehrenbezeugung und ein Beweis ihrer Hochachtung und Freundschaft ist. Sie gaben ihm auch einen Namen in ihrer Sprache, welcher die Sonne bedeutete. Er lud sie nun auch wieder ein und bewirthete sie nach ihrer Landessitte, nemlich mit Tabak und Rum.

Es war einer unter ihnen besonders mit vielen Medaillen geziert, welches Zeichen der Tapferkeit sind. Wir baten ihn zum Essen und nöthigten ihn, zu trinken; er trank aber sehr wenig und sagte uns in gebrochenem Französisch: „Bon enfant le sauvage, lorsque sobre, mais trop bu, animal féroce." Meine Tochter Fritzchen hatte seine Freundschaft gewonnen; er bat sie um ein neues Band, seine Medaillen daran zu hängen, ihr versichernd, daß sie ihm alsdann noch lieber sein würden. Es war überhaupt ein sehr guter Mann und von der gutherzigsten Höflichkeit. Die Wilden halten sehr viel auf Träume. Ein gewisser Johnson war noch vor unserer Hinkunft dadurch zum reichen Mann geworden. Es waren nemlich die Wilden öfters zu ihm gekommen und hatten ihm gesagt: „Bruder Johnson, wir haben geträumet, daß wir zu dir gekommen und du uns

viel Rum und Tabak gegeben." Er sagte ihnen: „In dem Fall muß ich den Traum wohl wahr machen" und gab ihnen, so viel sie wünschten. Dieses gefiel ihnen und sie kamen öfters wieder und wiederholten ihre Traumerzählung. Darauf ging er aber einmal zu ihnen und sagte ihnen: „Meine Brüder, mir hat geträumet, ich käme zu euch, und ihr waret so zufrieden mit meiner euch bewiesenen Freundschaft und öftern guten Bewirthung gewesen, daß ihr mir ein sehr großes Stück Land geschenkt habt," welches er ihnen zugleich nannte. „Wie?" sagten sie ganz erschrocken, „das hat dir geträumet?" gingen gleich darauf heraus und hielten darüber eine Berathschlagung, deren Erfolg war, daß sie ihm bei ihrer Zurückkunft sagten: „Bruder Johnson, wir geben dir das Stück Land, aber träume nicht wieder!" Die Wilden sind gewöhnlich mit ihrem Körper sehr hart, machen sich Einschnitte und Zeichen ins Gesicht, die sie hierauf mit verschiedenen Farben bemalen, um martialischer auszusehn.

Eines Tages wurde ein Jüngling zum Oberhaupte eines Stammes erwählt. Dieses verursachte ein Murren bei den andern Stämmen und bei einer allgemeinen Versammlung wurde ihm von einem andern Oberhaupt so viel anzügliches darüber gesagt, daß nach vielem Wortwechsel seine Galle dergestalt gereizt wurde, daß er aufstand und seinem Widersacher den Kopf mit seiner Streitaxt spaltete. Als er aber hernachmals die Folgen seines raschen Schrittes

überlegte, welche bei den Wilden die Blutrache und Fehde zwischen dem Stamm des Mörders und Ermordeten auf beständige Zeit verursacht, so ging er nach dem Hause des daselbst commandirenden englischen Officiers, forderte ein schwarzes Band, stach sich Löcher in beide Arme, wo er dann das schwarze Band durchziehen und mit demselben die Arme auf den Rücken festbinden ließ, und begab sich so zu dem Stamm desjenigen, den er getödtet hatte; er rief ihnen zu, daß er sich schuldig erkennete, weil er, vom Zorne hingerissen, einen von den ihrigen getödtet habe. Um das Blutvergießen zu verhüten, welches zwischen beiden Stämmen daraus entstehen könnte, hätte er sich selbst wehrlos gemacht und überliefere sich ihnen nun in diesem Zustande. Ueber dieses edelmüthige Betragen und seine bewiesene Reue und Muth wurden die Wilden des beleidigten Stammes so bewegt und gerührt, daß sie ihm nicht allein verziehen, sondern ihn auch anstatt des Getödteten unter sich aufnahmen und ihn sogar nachher zu ihrem Oberhaupt erwählten.

Die Wilden bewiesen sich in Schlachten tapfer, so lange als der Sieg auf ihrer Seite war. Aber bei Rückzügen, z. B. vor unserer Gefangennehmung bei Saratoga, sah ich sie zuerst laufen und sich verstecken, wozu aber auch freilich wohl die Furcht, gefangen und dann erschlagen zu werden, etwas beitragen mochte.

Wir brachten im Sommer 1782 noch einige Wochen sehr angenehm in Quebec zu. General Hal-

dimand hatte ein Haus auf einem Berge bauen lassen, welches er Montmorency nach dem dicht dabei befindlichen berühmten Wasserfall dieses Namens nannte. Da nahm er uns mit hin. Es war seine Puppe und es ist wahr, daß nichts der Lage desselben gleich kömmt. Der berühmte Wasserfall von Montmorency stürzt sich daselbst in einer Höhe von hundertdreiundsechzig Fuß mit einem schrecklichen Getöse durch eine Kluft zwischen zwei Bergen herab. Als uns der General dieses prächtige Schauspiel zeigte, machte ich zufällig die Bemerkung, daß es schön sein müßte, ein Häuschen gerade über dem Wasserfall zu haben. Drei Wochen darauf führte er uns wieder dahin und ließ uns durch steile Stege und über Felsenstücke hinaufsteigen, die durch kleine Brücken verbunden waren, recht auf die Art, wie man die chinesischen Gärten beschreibt. Als wir endlich ganz oben waren, bot er mir seine Hand, um mich in ein kleines Häuschen zu führen, das gerade über dem Wasserfall hing. Er wunderte sich über meinen Muth, daß ich gleich, ohne mich zu bedenken, hineinging. Ich versicherte ihm aber, daß ich mit einem so bedachtsamen Mann, als er wäre, mich nie fürchten würde. Er zeigte uns hierauf, wie das Häuschen dort befestigt worden. Er hatte nemlich acht starke Balken quer über die Berge legen lassen, zwischen welchen der Wasserfall sich herabstürzt; diese lagen mit einem Drittheil ihrer Länge auf dem Felsen und auf diesen Balken stand das Häuschen. Es war fürchterlich, aber majestätisch anzusehn. Lange konnte

man es nicht da aushalten, denn das Getöse war abscheulich. Oberhalb dieses Wasserfalles fängt man zwischen den Felsen treffliche Forellen, welche aber einem englischen Officier einst das Leben kosteten. Er wollte von einem Stein auf den andern springen, um sie zu erhaschen; der Fuß glitt ihm aber ab und er ward von der Gewalt des Wassers fortgerissen, so daß man nichts als einige zerschmetterte Glieder von ihm wiederfand.

Wir sind auch einmal im Winter dort gewesen, wo die verschiedenen und seltsamen Figuren der Eisstücke ein prächtiges Schauspiel geben, dem aber alsdann das Getöse fehlt. Die Kälte war damals daselbst so heftig, daß sogar der Maderawein des Generals in den Bouteillen eingefroren war, welcher aber dadurch nicht verdorben wird und von der nemlichen Güte bleibt, wenn er wieder aufgethauet ist. Den Tag gab er uns nur die Quintessenz davon zu trinken, die nicht gefroren war, und sie wurde außerordentlich gut gefunden.

Im Herbst 1782, als ich eben hoch schwanger war, bekam mein Mann den Auftrag, nach Isle aux Noix zu reisen, um daselbst ein Fort anlegen zu lassen, welches vor Ueberfällen decken sollte. Ich fand mich während der Zeit sehr verlassen und mein einziger Trost war, daß er alle drei oder vier Wochen mich zu besuchen kam. Er seiner Seits brachte auch seine Zeit daselbst sehr unangenehm zu. Er machte von da eine kleine Reise nach einem Ort, Pointe de Fer

genannt, der am Einfluß des Flusses Sorell in den Lac Champlaine lag, um die Vorposten zu visitiren. Es fehlte nicht viel, so wäre er daselbst in einer Baracke verbrannt, die man ihm zum Nachtquartier eingeräumt hatte. Mitten in der Nacht hörte er ein Lärmen, und da es ein avancirter Posten war, so glaubte er, daß die Amerikaner in Erfahrung gebracht hätten, daß er da wäre, und ihn aufheben wollten. Indem kömmt ein englischer Unterofficier herein und frägt, ob der General da sei. Auf seine Antwort „Ja“ ruft er ihm zu: „Um Gotteswillen, General, retten Sie Sich! oder wir sind beide verloren, denn die Baracke steht in vollem Feuer.“ Der Unterofficier ließ ihm nicht einmal die Zeit, seine Sachen zusammen zu suchen, so daß er unangekleidet fort und mitten durch die Flammen auf dem Eise barfuß sich retten mußte. Freilich war die Gefahr groß wegen der in der Baracke befindlichen Pulvertonnen und der mit Kartätschen geladenen Kanonen, die leicht durch das Feuer hätten losgehn können. Doch kehrte mein Mann wieder um, wie er bemerkte, daß die Soldaten geblieben und mit dem Löschen beschäftigt waren, und kleidete sich beim Wachtfeuer an.

Inzwischen ward ich den ersten November krank. Ich hatte mich während der Abwesenheit meines Mannes zerstreuen und mir meine Grillen und Unruhe vertreiben wollen und machte daher eine Spazierfahrt. Aber die Schmerzen, die ich schon vorher empfunden, wurden stärker und nöthigten mich, umzu-

kehren. Man wollte mich zwar bereden, mich zu Tische zu setzen, allein ich fühlte, daß ich eine wichtigere Expedition vor mir hatte. Ich hatte gehofft, da mein Mann den fünften wiederkommen sollte, meine Niederkunft noch so lange hinzuhalten, aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht und ward glücklich von einem hübschen Mägdlein entbunden. Ich war so wohl, daß ich es meinem Manne selbst schreiben konnte. Da er sich aber so sehr einen Sohn gewünscht, so glaubte er, daß ich nur spaßte, und als man ihm bei Tische die Gesundheit der neugebornen Tochter zubrachte, so suchte er noch immer in meinem Briefe die Entdeckung, daß es ein Sohn wäre. Endlich mußte er sichs doch gefallen lassen, fand aber bei seiner Zurückkunft am fünften das kleine Mädchen so hübsch, daß er sich darüber tröstete und sie unsere beiderseitige Freude machte, welche aber leider nicht lange währte, denn wir behielten sie nur fünf Monate. Ich säugte sie selbst, litt aber dabei so sehr an den Brüsten, daß ich mir sogar eine Operation daran mußte machen lassen. Man rieth mir also sehr ab, das Kind länger zu säugen, und ich gab endlich, obgleich mit dem äußersten Widerwillen, nach, da es mir gleichsam ahnete, daß es nicht gut ablaufen würde, und gleich in der ersten Nacht, nachdem ich die Kleine entwöhnt hatte, war meine Einbildungskraft so sehr davon angegriffen, daß ich glaubte, eine Stimme zu hören, die mir zurief: „Du hast Unrecht, sie entwöhnt zu haben; sie wird sterben." Ich war

halb im Schlaf, erschrak heftig, sprang aus meinem Bette, wollte die Sachen wegwerfen, die man mir auf die Brust gelegt hatte, mir die Milch zu vertreiben, und meine liebe kleine Canada (so hatten wir sie genannt) wieder anlegen. Man ließ es aber nicht zu und sagte mir, daß es dem Kinde schaden würde, da es bereits entwöhnt wäre. Drei Tage nachher bekam sie die Ruhr und war den fünften Tag schon schlecht. Man ließ mich nicht zu ihr, da ich selbst am Milchfieber sehr krank war. Ich kann es mir aber noch nicht verzeihen, daß ich mich habe abhalten lassen, weil ich nachher hörte, daß man ihr gar keine Nahrung geben wollen; ich drang zwar endlich damit durch, daß unsere Köchin, welche glücklicher Weise Amme war, ihr die Brust aufs neue gab, die sie auch begierig nahm; aber vermuthlich war es schon zu spät. Wir ließen von Trois-Rivieres einen berühmten englischen Arzt Namens Kennedy kommen, der, als er das Kind sah, gleich sagte, daß es an Entkräftung stürbe. Er ließ alte Hühner schlachten und nahm die Eingeweide heraus, die, ohne rein gemacht zu werden, gekocht wurden. Hiervon gab er ihr alle halbe Stunden Klystiere, wodurch sie auch wieder aufzuleben schien, aber sie war schon zu sehr von Kräften und wir hatten das Unglück, sie zu verlieren. Meine älteste Tochter, Auguste, die sie sehr liebte, ward vor Betrübniß darüber krank und auch meine jüngste Tochter, Amerika, die bald gestorben wäre, ehe noch die andere begraben war. Da aber der Arzt noch

da war, so wandte er seine Mittel bei ihr so gut an, daß sie uns noch erhalten wurde.

Mein Mann war über alles dieses so außer sich, daß er gar nicht wieder ins Haus kommen wollte, bis ihm endlich der Doctor versicherte, daß mit den Kranken keine Gefahr mehr wäre.

Unsere liebe verstorbene Kleine ward in Sorell begraben und die Officiere versprachen mir, ihr einen Leichenstein mit einer Inschrift setzen zu lassen, damit die Einwohner, welches blindeifrige Katholiken waren, abgehalten würden, sie als ein Ketzerkind aus der geweihten Erde wieder auszugraben.

Um mich zu zerstreuen, bat uns der General Haldimand den Sommer 1783 zu sich nach Quebec. Wir erhielten damals die Nachricht vom Tode meines Schwiegervaters, und meinen Mann verlangte mehr als jemals, nach Europa zurückzugehn; denn seine Gesundheit war noch immer sehr schwankend, und obgleich das Clima von Canada ihm besser behagte, als das von Neu-York, so war er doch niemals ohne unangenehmes Sausen vor den Ohren und heftige Kopfschmerzen. Ich meinerseits wünschte auch sehr, meine Mutter und Geschwister wiederzusehn. Ohne dieses Verlangen wäre ich dort ganz zufrieden gewesen, denn das Clima bekam meinen Kindern wohl und wir waren geliebt und auf einem ganz angenehmen Fuß. Man hatte einige Nachrichten, daß unsere Truppen vielleicht noch dasselbige Jahr nach Europa zurückgehn würden, da die Friedenspräliminarien

bereits unterzeichnet wären. Der General Haldimand wünschte auch sehr, nach England zurückzukommen, und hatte sogar darum angehalten. Wir machten oft Plane mit einander, auf dem nemlichen Schiffe die Reise zusammen zu machen. Als wir eines Tages bei ihm waren und mit einander im Garten spazieren gingen, sahen wir eine Menge Schiffe ankommen und unter andern ein recht schönes am Fuß des Berges ankern. Der General sagte: „Das sind gewiß Schiffe, die Ihre Truppen abholen und zurückbringen sollen. Vielleicht reisen wir zusammen.“ Meine kleine Tochter Friederike, die neben mir stand, sagte ihm: „Nun wohlan! wenn wir reisen, so geben Sie uns dieses Schiff! Es ist so schön.“ „Mein Kind,“ antwortete er, „wenn es ein Transportschiff ist, recht gern. Was würde aber der König von England sagen, wenn ich eins dazu miethete? Denn dieses kömmt sehr hoch.“ „O,“ erwiderte sie, „der König liebt seine Frau und Kinder, es wird ihm also gewiß sehr lieb sein, wenn Papa die Seinigen glücklich zurückbringt. Und Sie, werden Sie nicht erfreut sein, daß Ihre kleine Frau nicht umkömmt?“ (Der gute General nannte immer meine älteste Tochter, Auguste, seine kleine Frau.) Er lächelte über diesen Einfall und sagte: „Nun, wir wollen sehn.“

Zwei Tage nachher ließ er sich des Morgens melden und sagte mir mit thränenden Augen: „Wir müssen uns trennen. Sie reisen ab, ich aber muß bleiben. Ich werde Sie sehr vermissen. Ich hatte

in Ihrem Gemahl einen Mann, auf den ich mich verlassen konnte, und in Ihrer ganzen Familie Freunde, die hier selten sind. Ich hatte gehofft, daß wir zusammen zurückkehren würden, aber der König hat es anders beschlossen und ich muß gehorchen. Inzwischen habe ich darüber nachgedacht, was Ihre Tochter mir gesagt hat, und da mir sehr am Herzen liegt, daß Sie glücklich nach Europa hinüberkommen, so habe ich selbst zugesehn, ob Sie auf dem Schiffe, das Ihnen bestimmt war, gut sein würden, es aber schlecht befunden; das hingegen, welches Ihrer Tochter so gefiel, ist so, wie ich es für Sie wünsche, und also, ob es gleich keines von denen ist, die zum Transport der Soldaten bestimmt sind, nehme ich es doch auf mich, es für Sie zu bedingen und einrichten zu lassen. Nun gehn Sie, es zu besehen, und befehlen Sie, wie Sie es zu haben wünschen! Ich habe bereits verordnet, daß alles so gemacht werden soll, wie Sie es verlangen werden. Ihr Mann geht nach Sorell und es wird gut sein, daß auch Sie hingehen, um Ihre Einrichtungen zu Ihrer Abreise zu machen. Kommen Sie aber bald wieder und schenken mir noch die Augenblicke, die Ihnen bis zu Ihrer Abreise übrig bleiben werden!"

Hierauf verließ er mich ganz bewegt. Wie hätte man nicht einem solchen Manne seine ganze Freundschaft schenken sollen? Eine Stunde hernach kam der Major Thwist, mich abzuholen, um nach dem Schiff zu gehen. Es war ein Dreidecker von Westindien,

der groß und in gutem Stande war; auch rühmte man den Capitän als einen vortrefflichen Schiffsmann und höflichen und rechtschaffenen Mann. Man zeigte mir alle Plätze und befragte mich, was ich davon brauchen würde; denn ich würde einen Speisesaal nöthig haben und ein Versammlungszimmer. Ich lächelte und sagte: „Wo sollten die hieraus zu schaffen sein?“ „Dafür lassen Sie mich sorgen!“ antwortete der Major und gab Befehl, die Kanonen wegzunehmen, die im Kanonenraum waren, ließ oben drüber ein großes Fenster machen und von jeder Seite Cabinette für die Herren, wo sie ihr Bette, Tisch und Stuhl, alles festgemacht, hatten. Wir behielten für uns die große Kajüte und mein Mann und ich ein Cabinet mit zwei Betten und daneben noch eins für unsere Kinder. Kurz, alles war so gut, als man es nur in einem solchen beweglichen Gefängniß haben konnte.

Den Tag darauf reiste ich nach Sorell. Um geschwinder fortzukommen, schlug man mir vor, die Reise in einem Boote zu machen; ich thats, aber wir fanden am Ende das Wasser zu seicht; man sagte uns daher, daß wir wieder ans Land gehn müßten. „Wie sollen wir aber dieses anfangen?“ sagte ich; „denn hier ist nichts als Morast und Steine.“ Man that den Vorschlag, uns zu tragen, welches eine erschreckliche Expedition war; denn unsere Träger glitten alle Augenblick aus. Wie wir endlich ans Land angelangt waren, fand sich eine neue Schwierigkeit; wir mußten nemlich einen hohen, ganz steilen Berg hinanklimmen. Ich

betheuerte, daß ich nie hinaufkommen würde, aber die Canadier, die daran gewöhnt sind und wie die Gemsen klettern, versicherten, daß dieses Kleinigkeit für sie wäre, und überdies bliebe nichts weiter zu thun, als da hinaufzugehn. Man trug also meine Kinder und mich schleppten zwei Leute unter den Armen hinauf. Der Berg war so steil, daß die, so vor mir gingen, auf mich fallen zu wollen schienen; dabei hatten wir eine unerträgliche Hitze. Endlich kamen wir nach vieler Mühe und Noth herauf und es war Zeit, denn ich war so abgemattet, daß ich mich niedersetzen mußte, und alle meine Adern schlugen so von der heftigen Erhitzung, daß meine arme Kinder darüber ganz unruhig wurden. Wir mußten die Nacht unterweges bleiben. Ich fand aber ein gutes Bette und einige Erfrischungen, die mich wieder zu Kräften brachten, und am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort.

Bei unserer Ankunft in Sorell fand ich meinen Mann schon sehr beschäftigt und ich meinerseits ließ mirs auch so angelegen sein, daß ich in acht Tagen schon wieder nach Quebec zurückkehren konnte, wohin mir auch mein Mann bald folgte. Vorher trug ich noch Sorge, mit dem Pfarrer des Kirchspiels, der ein sehr guter Mann war, wegen des Grabes meines dort gestorbenen Töchterchens zu sprechen und ihm meine oben erwähnte Bedenklichkeit zu äußern, daß sich einer von den dort sehr bigotten Leuten aus blindem Religionseifer, weil es kein katholisches Kind

gewesen, daran vergreifen möchte. Er versicherte mir aber, daß, da das Kind bloß getauft und noch nicht confirmirt worden, man es als einen Engel ansähe und seine Asche nicht stören würde, und gab mir dabei sein Wort, daß er auch seinerseits darüber halten würde.

Wie wir nach Quebec zurückkamen, hörte ich, daß es mit der neuen Einrichtung unsers Schiffes schon weit gekommen sei und dasselbe schon eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte und daß der General selbst schon einigemal da gewesen, um es zu besehen, und eine Kuh mit ihrem Kalbe, damit wir immer mit frischer Milch versehen sein möchten, auf das Schiff hätte bringen lassen. Ganz oben auf dem Verdeck hatte er befohlen einen Platz mit Erde zu bedecken, worauf er Salat pflanzen lassen, welches nicht allein sehr angenehm, sondern auch sehr gesund auf einer Seereise ist. Wir kauften auch noch viel Geflügel, Hämmel und einen Haufen Gemüse; so besorgt war ich, daß es uns an etwas fehlen würde, da unserer so viel und alle Tage zweiundzwanzig an unserm Tisch waren.

Unser Arzt, Doctor Kennedy, bat uns bei unserer Durchreise durch Trois-Rivieres sehr dringend, es zu vermitteln, daß er mit seiner Familie, nemlich seiner Frau und drei Töchtern und noch zwei Mägden und einem Bedienten, mit uns nach Europa reisen könne. Wir versprachen ihm, dieserhalb mit dem General zu sprechen; denn da er sehr geschickt war, so war es

uns lieb, einen solchen Mann bei uns zu haben. Der General antwortete mir, als ich ihn darum bat: „Das Schiff ist Ihre; disponiren Sie darüber nach Gefallen! Aber Sie kennen die Prätensionen dieser Leute nicht, die Ihnen viel zu schaffen machen werden." Ich lernte nachher aus Erfahrung, daß er seine Leute gut kannte.

Man machte noch eine Kajüte für Madame Kennedy und zwei ihrer Töchter mit einer Magd neben der unsrigen zurechte und meine Kinder nahmen die dritte, die zehn Jahr alt war, in die ihrige. Der Doctor bekam eine der Kajüten im großen Raum neben dem Saal.

Bei unserer Abreise schenkte mein Mann dem guten General sein Favoritpferd mit einem hübschen Fohlen und dieser schenkte mir einen prächtigen Muff und Palatin (Pelzkragen) von Zobel zum Andenken des Landes, wo wir so lange gewesen waren und von welchem das Pelzwerk mancherlei Art eines der vornehmsten Producte ist. Englische Kaufleute bereichern sich dadurch, daß sie ganz gemeine Waaren dahinschicken, die sie für einen guten Preis gegen Pelzwerk vertauschen, welches sie dann in England zubereiten lassen.

Meine Tochter Auguste beschenkte der General auch mit einem schönen Hund und er war überhaupt bei aller Gelegenheit so sehr darauf bedacht, uns Beweise seiner Freundschaft zu geben, und so bewegt über unsere Abreise, daß wir selbst ganz gerührt

waren. Die englischen Officiere hatten noch zwei Tage vor unserer Abreise die Attention, in einer Komödie, die sie zweimal die Woche aufführten und deren Einnahme sie jedesmal nach Abzug der Erleuchtungskosten den Armen zufließen ließen, am Ende des Stücks einen wahrhaft rührenden Gesang über die Abreise unserer Truppen hinzuzufügen, welcher sich mit einer Danksagung an meinen Mann für sein gutes Betragen gegen einen jeden von ihnen und mit Wünschen, daß unsere Reise glücklich sein möchte, beschloß.

Nachdem nun mein Mann die Truppen-Einschiffung besorgt hatte, aßen wir noch bei dem General zu Mittag und Abend, da er uns denn selbst auf das Schiff brachte, wo wir sowohl von ihm, als auch noch von verschiedenen andern Personen, die uns Freundschaft erwiesen hatten, einen recht herzlichen und traurigen Abschied nahmen.

Bericht der Generalin Riedesel von ihrer Abreise aus Amerika mit ihrem Mann und ihren Kindern bis zu ihrer Zurückkunft nach Braunschweig.

Es war ohngefähr in der Mitte des Monats August, als wir unsere Rückreise nach Europa antraten. Wir fuhren, wie ich schon gesagt habe, zusammen in dem nemlichen Schiffe, mein Mann und

ich und unsere Kinder. Den Morgen, nachdem wir uns eingeschifft hatten, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Jedermann machte sich noch so viel Vorrath an frischem Fleisch, als er konnte, und eine Stunde darauf ging unsere ganze Flotte unter Segel. Und so fuhren wir bis l'Isle de Bic an der Mündung des Flusses Saint Laurent, wo wir ganzer vierzehn Tage, immer auf günstigen Wind wartend, liegen bleiben mußten, welches uns allen desto mehr Langeweile machte, da wir unsere Vorräthe von frischem Fleisch und Gemüse dabei verzehrten und, weil die Gegend nicht sonderlich damit versehen war, dieselben nicht gut, oder doch nicht so reichlich wieder ersetzen konnten, als es die Bedürfnisse einer ganzen Flotte erforderten. Auch erfuhren wir, daß wir nicht vor dem Aequinoctio nach Europa kommen würden, wo man wegen der Stürme an der englischen Küste viel Gefahr läuft.

Als in dieser unserer Stimmung der Feldprediger Mylius von meines Mannes Regiment einmal den gewöhnlichen sonntäglichen Gottesdienst hielt und eben recht inbrünstig betete, daß Gott uns doch bald günstigen Wind zur Reise und eine glückliche Zurückkunft in unser Vaterland verleihen wolle, so fing das Schiff, welches während der Windstille unbeweglich gelegen hatte, auf einmal an, sich zu bewegen, und wie der Prediger eben Amen gesagt hatte, erscholl auch schon der Ruf, daß der englische Commodore, der die Flotte führte, eben das Zeichen zur Abfahrt gegeben habe.

Eine halbe Stunde drauf fuhr er vor unserm Schiffe vorbei und die ganze Flotte segelte ab.

Mein Mann wünschte sehr, da die Fahrt mit einer Flotte immer etwas langsam geht und öfters Aufenthalt gibt, noch vor der Flotte ankommen zu können, um die Briefe, welche ihm der General Haldimand an den König mitgegeben hatte, eher abzugeben. Eben so war es auch der Wunsch unsers Schiffs-Capitäns, um geschwinder fortzukommen, Gelegenheit zu finden, sich von der Flotte zu trennen, welches er aber ohne Erlaubniß des Commodore, der die Flotte führte, nicht thun durfte. Zwei Tage nachher gab eines der Schiffe das Zeichen, daß es mit dem Commodore etwas zu sprechen habe, worauf alle Schiffe Halt machten. Der Commodore aber war so höflich, meinem Mann durch ein Sprachrohr zuzurufen: „General, go on!“ (Fahren Sie zu!) Dieses benutzte unser Schiffs-Capitän, that, als nähme er dieses für den Befehl, überhaupt die andern Schiffe nicht abzuwarten, spannte alle seine Segel auf und in kurzer Zeit sahen wir nichts mehr von unserer Flotte, welches uns im ersten Augenblick wohl Vergnügen machte, nachher aber ward mir bange, uns so isolirt zu sehn, auf den Fall, daß uns was widriges begegnen möchte.

Bei dieser Trennung von der Flotte ereignete sich noch ein seltsamer Umstand, der jedoch nur in der Rücksicht hier bemerkt zu werden verdient, daß er unserm Schiffs-Capitän eine unfehlbare günstige Vorbedeutung des glücklichen Ausgangs unserer Seereise

zu sein schien. Es waren nemlich zwei Tauben, die zu dem Schiffe des Commodore gehörten, von demselben fort und auf unser Schiff geflogen, von wo sie auch gar nicht wieder wegzubringen waren. Dieses hielt, wie gesagt, der Capitän unsers Schiffes für eine vielbedeutende glückliche Vorbedeutung, die Schiffsequipage des Commodore aber für ein unglückliches Zeichen für sie, worin sie hernachmals zufälliger Weise bestätigt wurde, da der arme Commodore noch auf derselben Reise das Unglück hatte, wahnsinnig zu werden. Nie habe ich so viel Aberglauben gesehen, als unter dem Schiffsvolk noch herrschet. Die Leute geben auf den allergeringsten Umstand Acht und ziehen Folgerungen und Vorbedeutungen daraus.

Bald nach unserer Abfahrt bemerkten wir, daß sich eine große Menge schwarzer Vögel und eine erstaunende Menge Meerschweine um unser Schiff sammelten und der Horizont eine sehr fahle, gelbliche Farbe bekam. Unser Capitän prophezeiete hieraus starken Sturm, der sich auch noch denselben Abend einstellte und bis auf einen einzigen Tag Windstille, die wir auf den Bänken von Neu-Foundland hatten, an drei Wochen lang Tag und Nacht ununterbrochen mit gleicher Heftigkeit fortdauerte, so daß, da wir glücklicher Weise vor dem Winde segelten, wir die Reise von Isle de Bic bis zur Bay St. Helen's in achtzehn Tagen machten, welches eine unerhörte Geschwindigkeit ist, indem man nur ein Beispiel von einer französischen Fregatte wußte, die in neunzehn Tagen

den Weg zurückgelegt, also doch noch einen Tag länger als wir darauf zugebracht hatte.

Einen Abend wurde eines unserer Segel vom Sturme losgerissen, und da es sehr finster war, so machte dieses eine beschwerliche Arbeit und unser Schiff bekam entsetzliche Stöße und wurde ganz auf die eine Seite geworfen; doch wurde der Schaden noch vor Nacht wieder repariret.

Einige Tage darnach spürten wir einen brandigen Geruch und waren desto mehr bemühet, zu entdecken, woher er käme, weil unter unserer Kajüte die Pulverkammer war. Nach langem vergeblichem Suchen fand ich endlich in der Kajüte der Madame Kennedy, daß ein Strick, an welchem eine Laterne hing, Feuer gefangen hatte und schon dicht an einem Balken braunte, welcher, wie gewöhnlich auf den Schiffen, mit Theer bestrichen war und folglich desto leichter anbrennen konnte. Ich eilte, es anzuzeigen, und dem Capitän war diese Entdeckung sehr lieb. Er bewies der Madame Kennedy die Gefahr, in welche sie uns alle gesetzt hatte, und bat sie, künftig vorsichtiger zu sein. Sie aber, anstatt es mit Dank zu erkennen, daß sie selbst der Gefahr entronnen war, fand sich beleidigt und schmollte länger als acht Tage mit mir und fuhr nichts desto weniger fort, eine Nachtlampe auf ihren Fußboden zu stellen, die, da sie von der Bewegung des Schiffes hin und her rutschte, uns viel Besorgnisse gab.

Mein Mann und ich konnten wegen des heftigen

Sturms wenig schlafen und mein Mann brachte den größten Theil der Nächte oben auf dem Verdeck zu. Einst sagte ich zu unserm Capitän, daß das, was ich am meisten fürchtete, die sogenannten dead-lights (Todtenfenster*) wären, welches hölzerne Fenster sind, die bei heftigen Stürmen in die Fenster des Schiffs gesetzt werden, damit das Wasser nicht hereindringe. Er, der ein guter und liebenswürdiger Mann war, suchte mich zu trösten und sagte mir, da unser Schiff sehr hoch wäre, so müßte der Sturm äußerst gefährlich sein, wenn wir diese Fenster nöthig hätten, und besonders hätte man im Sommer fast noch kein Beispiel, daß er so heftig würde.

Es war acht Uhr Abends, als er mir dieses sagte, und um zehn Uhr war der Sturm schon so stark, daß sich niemand zu Bette legte. Gegen Mitternacht klopfte man an unsere Thüre; ich fragte, wer da sei, und bekam zu meinem großen Schrecken die Antwort, daß der Capitän die so gefürchteten Todtenfenster schickte. „Es ist unmöglich," rief ich aus, „bittet den Capitän, zu uns zu kommen!" Er kam sogleich und sagte uns, daß der Sturm so heftig wäre, daß er zu diesem Mittel schreiten müßte, um zu verhüten, daß die Wellen nicht unsere Fenster zertrümmerten, versicherte uns aber, daß sonst noch keine dringende Gefahr vorhanden sei, weil das

*) dead-lights heißt nicht Todtenlichter oder Todtenfenster, sondern Lichttödter. Anmerk. des Herausg.

Schiff so gut wäre, daß es alles aushalten könnte. Der Sturm währte die ganze Nacht durch mit gleicher Heftigkeit bis zum Aufgang der Sonne und zerbrach noch gegen Morgen einen unserer Masten. Madame Kennedy weinte die ganze Nacht und lamentirte besonders, daß ihre Söhne nun schon glücklich in England angekommen sein und sie überleben würden.

Früh Morgens um fünf Uhr ging ich in die Kammer, wo meine Töchter schliefen. Ich war unentschlossen, ob ich sie wecken, oder nicht lieber in der ruhigen Unwissenheit unserer gefährlichen Lage schlafen lassen sollte. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, in der bangen Ahnung, daß wir alle umkommen würden, sie noch einmal alle nach der Reihe sachte zu umarmen. Als ich zu meiner ältesten Tochter, Auguste, kam, fand ich diese wach; sie hatte aber keinen Laut von sich hören lassen, um mich nicht noch mehr zu beunruhigen. „Ach, welcher Sturm!" sagte ich, „ist dir dabei nicht angst?" „O ja", erwiderte sie, „aber mein Trost ist, daß wir Sie zum wenigsten nicht überleben werden". Diese wenigen Worte, welche mir so ganz ihre zärtliche Liebe und dabei ihre Resignation zeigten, rührten mich bis ins Innerste meines Herzens.

Zu Zeiten bekam das Schiff solche heftige Stöße und legte sich so stark auf eine Seite, daß ich mir sagte: „Noch ein solcher Stoß und es ist aus mit uns," bis endlich der Tag unsern Leiden ein Ende

machte; denn obgleich der Wind noch heftig genug blieb, so legte er sich doch etwas. Inzwischen war er uns immer günstig gewesen, und da er uns mit solcher Gewalt forttrieb, so hatten wir jede Stunde vierzehn Seemeilen gemacht, welches unsere Reise sehr förderte.

Eines Tages sagte uns der Capitän: „Wenn der Wind fortfährt, uns so günstig zu sein, so können wir in drei Tagen in England sein." Dieses verursachte uns die lebhafteste Freude, denn ob wir gleich fast alles zur Genüge hatten, frisches Brot und andere Lebensmittel, Milch, welche sonst auf dem Schiffe selten zu haben ist, und sogar Musik, da die Hautboisten von meines Mannes Regiment bei uns waren, so waren wir bei alle dem doch schlechter, als in der elendesten Hütte, und eine Nacht sagte mir mein Mann, der für uns alle mit litt, ein Schweinekoben wäre besser. Er konnte sich gar nicht zu Bette legen und die ganze Zeit, die wir auf dieser Reise zugebracht, hat er, glaube ich, nicht fünf oder sechs Nächte im Bette geschlafen.

Eine unserer Kühe wurde von einem der heftigen Stöße, die das Schiff bekam, aus dem Hammock (Hängematte), in welchem sie aufgehangen war, herausgeworfen und davon so zugerichtet, daß wir sie abschlachten lassen mußten, da wir denn den Schiffsleuten ein Geschenk damit machten.

Gegen das Ende unserer Reise hatte ein anhaltender starker Nebel den Capitän gehindert, sich

zu orientiren, und seine Rechnung stimmte mit der meines Mannes, welcher behauptete, daß wir die Scilly-Inseln, vor deren Felsen dem Capitän bange war, schon passiret und dicht an der englischen Küste sein müßten, nicht überein. In dieser Ungewißheit hatte am achtzehnten Tage unserer Seefahrt der Capitän beschlossen, gegen Abend zuzulegen, damit das Schiff liegen bliebe und nicht in Gefahr liefe, in der Nacht auf die Felsen getrieben zu werden.

In dieser unangenehmen Erwartung (da das Schiff durchs Zulegen eine sehr unangenehme Bewegung durch die Windstöße bekömmt) saßen wir in unserer Kajüte und die Herren noch an der Tafel nach dem Mittagessen, traurig und gedankenvoll, und der Capitän war bereits aufgestanden und aufs Verdeck gegangen, um daselbst seine vorläufigen Anordnungen zum Zulegen zu machen, als mein Mann unten den Ruf „Land! Land!" von oben erschallen hörte und auch kurz darauf vom Capitän aufs Verdeck gerufen wurde, der ihm einen kleinen weißen Fleck, welcher durch den Nebel durchschimmerte, zeigte, welchen mein Mann gar nicht für Land anerkennen wollte. Der Capitän aber versicherte, daß es die ihm durch seine öfteren Reisen wohl bekannte kreidige und daher so weiß schimmernde Küste von England wäre.

Bald darauf auch wurde der Nebel durch einen Windstoß zerstreut und gleichsam dadurch wie ein großer Vorhang aufgezogen, da wir denn zu unserer

unbeschreiblichen Freude die Insel Wight und die ganze englische Küste deutlich und nahe vor uns liegen sahen. „Nun," sagte der Schiffs-Capitän, „muß ich alle Segel aufspannen, denn wir müssen diesen Abend noch um die Insel Wight herumkommen, weil ich sonst keinen Platz zum Ankern finde und vom Sturm den Kanal durch bis in die Nordsee getrieben werden könnte." Dieses war kein kleines Unternehmen, denn es war schon vier Uhr Nachmittags und die Insel Wight ist an dreißig Stunden (lieues) lang. Auch kostete es bei dem so sehr heftigen Winde viel Mühe, die Segel aufzuspannen, und es zerbrachen dem Capitän dabei wohl an zwanzig Segelstangen, die alle wie Glas zerknickten; doch kam man endlich damit zu Stande und dann fuhr das Schiff mit solcher unbeschreiblichen Schnelligkeit fort, daß wir schon um acht Uhr desselben Abends glücklich in der Bay St. Helen's ankamen.

Es fehlte nicht viel, daß ich mir an diesem Tage den Fuß zerbrochen hätte. Ich war wie die andern auf das Verdeck gegangen, um meine Augen an dem Anblick der nahen Küste zu weiden. Der Capitän Oconnell, einer von den englischen Officieren, die mit uns waren, sprang vor Freuden, glitschte aus und stieß im Fallen an einen Block, der mir auf den Fuß rollte und ihn gegen das Schiff quetschte. Ich mußte vor Schmerz laut aufschreien und konnte mich nicht mehr stehend erhalten. Man schleppte mich nach meiner Kajüte und wusch und verband

mir daselbst den Fuß. Es war an jeder Seite der Kajüte ein Sofa festgemacht, ich saß auf dem einen und meine kleine siebenjährige Tochter auf dem andern; auf einmal bekam das Schiff einen so heftigen Stoß, daß das Kind von dem gegenüberstehenden Sofa auf den meinigen flog. Das war noch ein Glück, denn sie hätte Arm und Bein dabei brechen können. Meine Fußquetschung, ob sie gleich sehr schmerzhaft war, hatte doch glücklicher Weise keine weitere üble Folgen.

Wir blieben die Nacht in der Bay St. Helen's liegen und gedachten, den folgenden Tag in Portsmouth zu sein; unser Schiff kam aber im Hafen auf das daselbst versunkene Kriegsschiff „The Royal George" fest zu sitzen, oder, wie sie es in der Schiffssprache nennen, zu reiten, mußte daher noch die folgende Nacht in dieser unangenehmen Lage bleiben und konnte erst den Tag darauf einlaufen. Diese Nacht war wegen der heftigen Stöße, so unser Schiff davon bekam, daß es auf dem andern fest saß, sehr unangenehm. Auch war der Anblick der um uns herum schwimmenden Trümmer der Schiffe, die von dem entsetzlichen Sturm, den wir auch auf der See gehabt, vor Portsmouth von ihren Ankern abgerissen worden und gescheitert waren, sehr traurig.

Noch als einen besondern Umstand muß ich anmerken, daß wir im Hafen von Portsmouth gerade zwischen das Schiff, welches mich von England nach Canada gebracht, und das, welches wir von Neu-

York nach Quebec gehabt hatten, vor Anker zu liegen kamen.

Da die Ebbe unser Schiff verhinderte, ans Land zu kommen, und es zu lange gedauert haben würde, erst die Fluth abzuwarten, so nahm mein Mann einen Lugger, welches ein leichtes Fahrzeug ist, um eher zu landen, mußte aber für denselben, ob die Fahrt gleich nicht weiter als eine halbe Stunde Weges war, fünfzehn Guineen bezahlen.

So kamen wir denn ohngefähr in der Mitte Septembers 1783 in Portsmouth an. Unsere Herzen fanden sich sehr erleichtert, als wir ans Land stiegen, und ich dankte Gott für unser aller glückliche Zurückkunft und besonders dafür, daß er mir meinen Mann erhalten hatte. Wir ließen uns nach dem besten Wirthshause führen und die Mittagsmahlzeit, die wir dort einnahmen, schien uns nach dem, was wir ausgestanden hatten, eine der wohlschmeckendsten in unserm ganzen Leben zu sein; besonders schmeckte uns das weiße Brot ausnehmend gut, welches auch wirklich daselbst vortrefflich ist, uns aber freilich noch besser vorkam, weil wegen des schlechten Wetters oder aus Mangel am Nothwendigen das, was wir unterweges gehabt, fast immer schlecht gebacken war. Abends ließen wir uns Austern geben und uns solche sehr gut schmecken, welches uns aber bald theuer zu stehn gekommen wäre; denn in der Nacht bekam meine Tochter Auguste eine schreckliche Kolik mit unaufhörlichem Erbrechen, welche der Doctor

Kennedy, der glücklicher Weise noch bei uns war und den ich gleich herbeiholte, für eine Cholera-Morbus erklärte, so eine der gefährlichsten Koliken sein soll. Er gab ihr Mittel, die auch gleich gute Wirkung thaten. Den andern Morgen war unser Feldprediger Mylius auch sehr krank, ja sogar noch schlechter und man entdeckte endlich, daß der Grund davon in den Austern lag, die zunächst bei Portsmouth an einem Orte gefischt worden, wo Kupfer sein soll, oder, wie einige behaupten, mit Kupfer beschlagene Schiffe vor Anker liegen, von welchen die Austern den Grünspan einsaugen. Auch ist verboten, auf dem Fleck Austern zu fischen, und wenn man die Leute dabei ertappt, werden sie streng bestraft. Dieses hindert aber nicht, daß einige es doch wagen, weil sie sie da mit weniger Mühe und Kosten bekommen.

Tages darauf reiste mein Mann mit seinem Adjutanten den Vormittag voraus nach London und ich folgte Nachmittags nach. Ich hatte ihn sehr gebeten, unterweges die Nacht in dem Gasthof zu bleiben, wo der rechtschaffene Wirth war, der mich auf meiner ersten Reise so gut aufgenommen hatte; die Postillons fuhren ihn aber einen andern Weg. Die meinigen wollten es auch so machen, aber ich behauptete meinen Willen und wurde von dem braven Mann mit wahren Freudenbezeugungen empfangen. Er gab mir ein Familien-Concert, in welchem eine Schwester von ihm, die seit sieben Jahren blind war, sehr gut das Clavier spielte und dazu sang.

Sie wollte es die Fremden nicht gerne wissen lassen, daß sie blind war, setzte sich also vor's Clavier, ehe jemand hereinkam, und hatte ihr Buch vor sich liegen, und da man nichts an ihren Augen sahe, so hätte man nichts gemerkt, aber der Bruder sagte es, damit man, wenn man es ja entdeckte, nicht davon spräche und sie dadurch betrübte. Es ging ihm sehr nahe, daß mein Mann ihm vorbeigereiset war; ich fragte nach der Ursach, warum die Postillons einen verhinderten, bei ihm einzukehren. Er antwortete, daß es daher käme, weil er es niederträchtig fände, sie zu bestechen, zwei Meilen von ihm aber ein Gastwirth wäre, der ihnen viel gäbe und dieses nachher auf die Rechnung schlüge, die er den Fremden machte. „Die Fremden aber, die mich einmal kennen," sagte er, „kommen doch wieder zu mir, weil sie wissen, daß ich mich äußerst bemühe, sie gut zu empfangen." Sein Haus war hübscher als jemals. Der ganze Flur und der innere Hof war mit Blumentöpfen und rankenden Staudengewächsen ausgeziert, die sich an dem Hause hinaufschlangen, und dazwischen waren große Glaskugeln, worin Goldfische schwammen, welches allerliebst aussahe. Er gab mir wieder die besten Stuben und ich bekam die beste Kost, die man nur verlangen konnte, und doch spottwohlfeil, wogegen mein Mann in seinem Gasthof erstaunlich hatte bezahlen müssen. Zwei Tage darnach kam ich in London an, wo wir in einem großen Gasthof, welcher, wenn ich mich recht er-

innere, „King George“ hieß, prächtig logirt waren. Ich hatte nichts eiliger, als gleich den Morgen nach meiner Ankunft zu den braven Russels zu gehn, die während meines ersten Aufenthalts in London vor meiner Reise nach Amerika so viel Liebe und Sorgfalt für mich gehabt hatten. Ich nahm einen Miethwagen, setzte mich mit meinen vier Kindern hinein und ließ die guten Leute nichts von meinem Besuch vorher wissen. Da der Mann noch in seiner Kammer bei seinem Anzuge war, so gingen wir in den Laden und stellten uns der Mistress Russels, die beschäftigt war, Zucker zu verkaufen, gerade gegenüber. Wie sie mich so vor sich stehn sah, blickte sie mir scharf ins Gesicht und sagte: „Soll ich meinen Augen trauen? Sind Sie es wirklich? Aber Sie hatten nur drei Kinder und da sind ihrer viere.“ Ich konnte mich nicht länger halten, meine Freudenthränen verriethen mich, ich fiel ihr um den Hals. Indem umfaßte mich einer von hinten und rief: „Pardon, Mylady! I must embrace You.“ (Um Verzeihung, gnädige Frau! ich muß Sie umarmen.) Es war der würdige brave Mann. Die guten Leute weinten sehr, wie ich sie wieder verließ, ich versprach ihnen aber, noch einmal wiederzukommen und ihnen dann meinen Mann mitzubringen.

Wir waren alle Tage zu Gaste und aßen auch unter andern bei unserm New-Yorker guten Freund, dem General Thryon. Eines Tages, wie wir noch bei Tische waren, ließ uns die Oberhofmeisterin der

Königin, Mylady Howard, sagen, daß wir uns um sechs Uhr Nachmittags bei der Königin einfinden sollten. Da mein Hofkleid noch nicht fertig war und ich nichts weiter, als eine ganz einfache Angloise hatte, so ließ ich gleich zum voraus hierüber meine Entschuldigungen machen, welche ich noch selbst wiederholte, als wir die Ehre hatten, Ihro Majestäten, die beide zusammen waren, vorgestellt zu werden. Die Königin aber, die uns, so wie auch der König, äußerst gnädig empfing, antwortete mir sehr freundlich: „Wir sehen nicht auf die Kleider, wenn wir die Leute gerne sehen.“ Sie waren von allen ihren Prinzessinnen Töchtern umgeben. Man setzte sich vor's Kaminfeuer, die Königin, die Prinzessinnen, die Oberhofmeisterin und ich saßen in einem halben Kreise und mein Mann blieb mit dem Könige am Feuer stehen. Es wurde Thee und Kuchen herum präsentirt. Ich saß zwischen der Königin und einer der Prinzessinnen und mußte viel erzählen. Die Königin sagte mir sehr gnädig: „Ich bin Ihnen allenthalben gefolgt und habe mich öfters nach Ihnen erkundigt und immer mit Vergnügen gehört, daß Sie Sich wohl befänden, vergnügt und von einem jeden geliebt wären.“ Ich hatte einen abscheulichen Husten. Die Prinzessin Sophie ging selbst, mir Gelee von schwarzen Korinthen zu holen, die sie mir als ein besonders gutes Mittel empfahl, und nöthigte mich, einen Topf voll davon anzunehmen.

Um neun Uhr Abends kam auch der Prinz von Wallis. Seine jüngsten Schwestern liefen auf ihn zu und er umarmte sie und ließ sie tanzen. Ueberhaupt hatte die königliche Familie so sehr die Gabe, einem allen Zwang zu benehmen, daß man in einer glücklichen Familie von seinesgleichen zu sein glaubte. Wir blieben bis um zehn Uhr Abends da und der König sprach mit meinem Mann viel von Amerika und zwar in einem weg Deutsch, welches er vollkommen gut spricht. Mein Mann wunderte sich auch über sein vortreffliches Gedächtniß. Als wir Abschied nahmen, hatte die Königin die Gnade, mir zu sagen, sie hoffe, daß wir nicht so bald wieder abreisen würden, und wünsche, mich noch einmal zu sehn. Aber da wir nachher die Nachricht erhielten, daß die Flotte, die uns mit unsern Truppen wieder nach Deutschland bringen sollte, schon auf uns wartete, so mußten wir unsere Abreise so sehr beschleunigen, daß wir der königlichen Familie nicht mehr aufwarten konnten.

Ich lernte während unsers damaligen Aufenthalts zu London auch den Lord North und Herrn Fox kennen. Beide machten uns einen Besuch. Uebrigens machte ich einige Fahrten auf's Land, theils um London kennen zu lernen, theils um hin und wieder merkwürdige Sachen zu sehn. Ich hätte gerne unsern Aufenthalt noch mehr benutzt, aber die Nachricht, daß die Flotte, die uns nach Deutschland bringen sollte, segelfertig wäre, änderte alle unsere

Plane und nöthigte uns, so eilig als möglich abzureisen. Wir gingen nach Deal, wo wir uns einschiffen sollten. Es war gerade im Aequinoctio, welches wir so sehr gefürchtet hatten, und unser Capitän selbst hätte gewünscht, daß es schon vorüber gewesen wäre, ehe wir uns einschifften, weil der Sturm so heftig war und die Einfahrt in die Elbe, besonders bei widrigem Wetter, ziemlich schwierig sein soll. Als wir einen Tag in Deal gewartet hatten und das Wetter immer gleich ungünstig blieb, so wollte mein Mann nicht, daß um seinetwillen die Abfahrt der Transport-Flotte aufgehalten würde, und beschloß also, abzureisen, das Wetter möchte sein, wie es wollte. Das Werft daselbst ist sehr schlecht und besonders ist man bei großem Sturm da übel dran. Die Schiffsboote liegen auf dem Strand, wo man sich auch einschifft und dann den Augenblick abwartet, wo die Fluth kömmt und die Matrosen alsdann das Boot ins Wasser ziehen und werfen. Es ward uns allen dabei bange, weil uns dieses so besonders und gefährlich dünkte. Ich hatte meine jüngste, dreijährige Tochter, Amerika, auf dem Schooß und um unser Boot standen eine Menge Leute; auf einmal fing das erschrockene Kind auf Englisch an zu rufen: „Is nobody there, who will take me?" (Ist denn kein Mensch hier, der mich nehmen will?) und streckte dabei seine beiden kleinen Arme aus. Eine ganz gut angekleidete Frau kömmt hierauf hergelaufen und will sie mir wegreißen in demselben Augenblick, wo man das

Boot abstößt; ich hatte alle Mühe, die Kleine noch zurückzuhalten. Nun waren wir in unserm Boote, wo wir aber von den Wellen hin und her geworfen wurden. Da ich bei unserer Ankunft in England alle Gefahr überstanden zu haben glaubte, so brachte mich diese unvermuthete neue Gefahr ganz aus meiner Fassung. Endlich kamen wir doch glücklich zu den Schiffen, wo aber neue Schwierigkeiten uns erwarteten. Unser Boot ward nemlich, da die Wellen so hoch gingen, hin und her geworfen, so daß wir nicht wußten, wie wir auf das Schiff hinaufsteigen sollten. Ich erklärte gleich, daß ich die Letzte sein würde und erst die andern vor mir einsteigen lassen wollte, um erst alle die Meinigen in Sicherheit zu wissen. Mein Mann machte also den Anfang und dann nahmen die Matrosen meine Kinder auf den Arm und stiegen mit ihnen die kleine Leiter nach dem Schiffe hinauf, wobei mir angst und bange war, denn wenn sie ausgegleitet wären, so waren sie zwischen dem Schiffe und dem Boote gequetscht und ohne Rettung verloren. Ich wurde auf einem Stuhl hinaufgezogen. Wie ich am Bord anlangte, kam der Capitän an mich heran und sagte mir: „Ich wünsche Ihnen Glück, denn Sie haben heute mehr Gefahr gelaufen, als auf Ihrer ganzen Reise."

Am andern Morgen lichteten wir die Anker und brachten drei Tage auf unserer Ueberfahrt nach Stade zu. Wir mußten immer hin und her fahren, da wir nicht über die Tonnen kommen konnten, die dort auf

der Elbe liegen zur Bezeichnung der Oerter, wo keine große Schiffe anders als mit der Fluth durchkommen können. Endlich ward mein Mann ungeduldig, ließ sich ans Land fahren und setzte seine Reise in einer Kalesche nach Stade fort. Ich blieb aber mit den Kindern zurück, weil dieses zu viel Umstände gemacht haben würde.

Tages darauf bot mir der Capitän, der zufälliger und ich kann sagen glücklicher Weise derselbe war, der uns von Quebec nach England gebracht hatte, mit seiner gewöhnlichen zuvorkommenden Höflichkeit an, im Fall unser Schiff noch vor Anker liegen bleiben müßte, mich selbst nach Stade zu bringen. Demzufolge verließen wir das Schiff um vier Uhr Nachmittags im großen Boote, nachdem ich noch dem guten Capitän auf Geheiß meines Mannes ein Geschenk von unsern sämmtlichen Vorräthen gemacht hatte, die in zwei Kühen, fünfzehn Hämmeln, sechs Schweinen und vielem Federvieh bestanden; denn wir hatten uns gut vorgesehen. Er zeigte sich darüber sehr erkenntlich. Wir hatten sechs Matrosen, die uns fuhren; da es aber gegen den Strom ging, so waren die armen Leute ganz erschöpft, und ich fürchtete, daß wir die Nacht auf der Elbe würden bleiben müssen, welches sehr unangenehm gewesen wäre. Endlich langten wir nach vieler Mühe Abends um elf Uhr in Stade an, konnten aber wegen der vielen Schiffe, die da lagen, nicht ans Ufer kommen, besonders da es sehr finster war. Wir mußten uns also entschließen, über

drei oder vier Schiffe, über welche man Bretter legte, wegzusteigen.

Wie wir nun endlich in der Stadt waren, so wußte ich nicht, wo ich meinen Mann finden sollte; denn alle Menschen schliefen schon und die, welchen wir noch begegneten, waren entweder betrunken oder wußten uns doch nicht die mindeste Auskunft zu geben. Ich dachte, daß jeder den neu angekommenen deutschen General kennen müßte, weil er mich so interessirte; aber die einen sagten: „Ach, wir kennen keinen" und die andern: „Was geht uns der an?" so daß ich mich vor dem Capitän schämte und vor unseren Matrosen, die meinem treuen Jäger Rockel meine Kinder tragen halfen. Endlich fanden wir eine gute Seele, die uns nach dem Wirthshause brachte, wo mein Mann wohnte, aber durch so viel kleine Straßen, daß uns bange war, daß man uns auf Abwege führe, um uns zu bestehlen. Wir nahmen uns also vor, in kein Haus hineinzugehn, welches uns verdächtig scheinen könnte. Wie wir aber endlich an das Wirthshaus kamen, sahe ich zu meiner großen Freude eine Schildwacht von unsern Dragonern vor der Thüre und noch dazu einen alten Soldaten, der fast immer mit meinem Mann gewesen war. Dieser gute Alte nahm mich und meine Kinder bei der Hand und sagte: „Was freue ich mich, Sie glücklich wieder in Deutschland zu sehn!" Und dieses sagte er mit einem so treuherzigen Ton, daß wir daraus ganz sein gutes und gefühlvolles Herz ersehen konnten. Mein Mann war

schon zu Bette und freute sich sehr über unsere glückliche Ankunft. Ich wollte unsern guten Capitän mit Thee bewirthen, aber die Wirthsleute waren brummig und ich bekam schlechten Thee, schlechte Milch, schlecht Brot und schlechte Butter und alles war so schmutzig, daß ich mich recht vor dem Capitän meiner Landsleute wegen schämte und ihn bat, doch ja nicht von diesem auf's Uebrige in meinem Vaterlande zu schließen. Den andern Tag reiste er wieder ab und wir nahmen gerührt Abschied von diesem braven Mann, der uns jederzeit so viel Höflichkeit, Gefälligkeit und Aufmerksamkeit bewiesen hatte.

Wir blieben noch einen Tag in Stade. Mein Mann erwartete daselbst noch die übrigen Truppen, ich aber reiste den folgenden Tag ab und blieb die Nacht in Zelle in der fröhlichen Erwartung, den andern Tag in Braunschweig zu sein. Mitten in der Nacht aber sahe ich auf einmal einen Soldaten mit einem großen Schnurrbart, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stehen. Es war der Hausknecht. Ich erschrak sehr und noch mehr, da er mir einen durch eine Estafette gekommenen Brief von meinem Mann überreichte, weil ich fürchtete, daß ihm etwas zugestoßen wäre; es war aber nichts weiter, als daß er mir schrieb, daß ich meinen Reiseplan ändern und erst nach Wolfenbüttel gehn sollte.

Ich fand daselbst unser ganzes Haus in derselben Ordnung wieder, als ich es bei meiner Abreise nach Amerika gelassen hatte; meine guten Freundinnen,

Madame Paasch und ihre Tochter, waren expreß von Braunschweig hingekommen, um mir alles so einzurichten. Sie hatten mir auch ein gutes Abendessen bereit gehalten, und wie ich mich damit erquickt hatte, begab ich mich zur Ruhe mit der Empfindung des herzlichsten und gerührtesten Danks gegen Gott, daß er mich in so mannigfaltigen Gefahren bewahret, besonders aber, daß er mir alle die Meinigen so gnädig erhalten, ja noch eines dazu geschenkt, nemlich meine Tochter Amerika.

Gleich den andern Tag hatte ich den Besuch unserer vortrefflichen Herzogin und verschiedener mir lieben alten Freunde. Ohngefähr acht Tage darauf hatte ich das große Vergnügen, meinen Mann mit seinen unterhabenden Truppen durchpassiren zu sehn. Ebendieselbe Straße, in welcher ich achtehalb Jahre vorher mein Glück und Zufriedenheit verloren hatte, war es, wo ich jetzt diesen schönen und rührenden Auftritt sahe, den ich nicht zu beschreiben vermag, meinen lieben redlichen Mann, der die ganze Zeit über so einzig für seine Pflicht gelebt hatte und stets bemüht gewesen war, die so ihm anvertrauet waren, nach Möglichkeit zu unterstützen und ihnen zu helfen (öfters auf Unkosten seines Geldbeutels, der sich dabei nicht füllte), so mit Freudenthränen in den Augen, in der Mitte seiner Soldaten, im theils frohen, theils rührenden Getümmel von Vätern, Müttern, Frauen, Kindern, Geschwistern und Freunden, welche sich alle hinzudrängten, um die Ihrigen wiederzusehn. Die

Freude der Wiederfindenden und Wiedergefundenen und das Trauern derjenigen, die die Ihrigen verloren hatten und vermißten, alles dieses läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen. Den folgenden Tag gingen wir beide nach Braunschweig. Es war an einem Sonntag, wie ich mich noch erinnere, im Herbst des Jahres 1783, als wir dort ankamen; wir speisten bei Hofe und den Abend sahe ich auf der Cour die meisten meiner dortigen Freunde nach dieser langen Trennung wieder, welches eine große Freude, aber zugleich eine Gemüthsbewegung in mir erregte, die mich bis ins Innerste erschütterte.

Einige Worte über die ferneren Schicksale der Heimgekehrten.

In die frommen freudigen Empfindungen, mit welchen Frau von Riedesel ihren Bericht schließt, mögen wohl nicht viele ihrer Schicksalsgefährten eingestimmt haben. Von den 4300 Braunschweigern, die in diesen unseligen Krieg gezogen waren, kehrten nur 2600 heim. Blut und Leben der 1700 verlorenen war nicht der Vertheidigung des Vaterlandes, nicht einmal der Ehre und dem Ruhme geopfert worden, sondern der Tilgung der Schulden des verstorbenen Herzogs Karl. Man weiß, wie Friedrich der Große über die Soldaten-Verkäufe dachte, man weiß auch, wie das Volk urtheilte; die ergreifende Scene in Schiller's Kabale und Liebe zeigt es. Auch leuchteten den Fürstenhäusern, welche diesen Handel trieben, von da an keine günstigen Sterne.

Den Deutschen Kriegern versagte Freund und Feind die Anerkennung, die ihre Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht verdienten. Der Haß der Amerikaner richtete sich besonders „gegen die Söld-

linge, die sich unberufen in den Streit gemischt hatten"; diese armen Soldaten mußten für die Habgier der Fürsten, deren Opfer sie waren, büßen. Die Engländer, denen sie beigestanden, ließen ihnen auch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Bourgoyne verschwieg oder verminderte in seinen Berichten, was die Braunschweiger geleistet hatten; von einem so leichtsinnigen unfähigen Heerführer kann auch dies nicht überraschen.

Undank ist von jeher das Loos der Bundesgenossen; wir Deutsche haben dies zu allen Zeiten erfahren, und nicht am wenigsten von den Engländern. Der Berichte aus den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts zu geschweigen, pflegen Englische Geschichtschreiber den Sieg von Belle Alliance ihrem Volke allein zuzueignen, und zu verschweigen daß nicht einmal ein Drittel des „Englischen" Heers aus Engländern bestanden hat, mehr als zwei Drittel aus Deutschen und Niederländern. Aus der genauen Aufzählung nach Nationalitäten in dem Werke des Hauptmanns von Treuenfeld: die Tage von Ligny und Belle Alliance (Hannover 1880, Anlage S. XXXXI) ergiebt sich, daß das Heer aus 95000 Mann bestand, unter denen 30000 Engländer, Schotten und Irländer, 40000 Deutsche: Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer und die Englisch-Deutsche Legion, und 25000 Niederländer waren — abgesehen von dem Preußischen Heere, welches den schwankenden Sieg entschieden hat.

Dies sind die natürlichen Folgen der Kleinstaaterei; jeder dieser Bundesgenossen einzeln war unmächtig; nachdem sie ihre Hülfe geleistet, schob man sie bei Seite. Und darum können wir nicht dankbar genug sein, daß es nun endlich ein Deutsches Heer giebt. —

Riedesel hatte nach der Capitulation seinem Herzog geschrieben, „er habe seine in Europa gewonnene Reputation verloren, und halte sich für den unglücklichsten Menschen". War dies wohl auch nur der Eindruck des ersten Augenblicks, und konnte er selbst sich sagen, was seine Waffengefährten alle sagten: daß ihn keine Schuld treffe, dennoch scheint ihn der Druck dieses Gefühls nie mehr verlassen zu haben.

Er trat nach der Heimkehr in sein früheres Verhältniß als Commandierender der nun freilich stark verminderten Truppen zurück, und bildete sie zu wahren Mustern aus. Allein es blieb ihm versagt, noch einmal seine Feldherrngaben im Kriege zu bethätigen. Der nun regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand hatte im Jahre 1787 an der Spitze eines kleinen Preußischen Heers die erschütterte Autorität des Erbstatthalters befestigt, indem er fast ohne Widerstand der „Patrioten" bis unter die Mauern von Amsterdam vorgerückt war. Zur Aufrechthaltung der hergestellten Ordnung vermiethete der Herzog im folgenden Jahre wiederum 3000 Mann seiner eignen Truppen an die Generalstaaten auf

drei Jahre. Sie kamen nach Mastricht in Garnison, Riedesel befehligte sie und nahm wieder seine Familie mit sich. Die Verhältnisse waren unerfreulich. Aus der Verfassung der Vereinigten Provinzen war der Geist, der das Land einst so mächtig gemacht, entwichen, aber jedes Rad der complicierten Staatsmaschine hatte Kraft genug, alle Bewegung des Ganzen zu hemmen; auch in dringenden Fällen kam man zu keinem Entschluß, zu keiner Entscheidung. Aus den drei Miethsjahren wurden fünf, und in die letzten fiel der Krieg der Französischen Republik gegen die Oesterreich'schen Niederlande; die Franzosen mißachteten die Neutralität der Vereinigten Provinzen, sie belagerten im Laufe des Feldzugs von 1792 Mastricht. Die Braunschweiger vertheidigten die Festung mit der größten Tapferkeit und bewahrten unter schweren Entbehrungen strengste Disciplin, bis die Oesterreicher im letzten Augenblick die Festung entsetzten. Dem General Riedesel gebührt die Ehre, daß die von ihm gebildeten Truppen sich so musterhaft bewährt hatten; er selbst war durch eine schwere Krankheit, an der er schon längere Zeit litt, ferngehalten. Später erholte er sich, und es war ihm vergönnt, noch eine Reihe von Jahren in Braunschweig als Generalleutnant und Commandant aller Truppen in leidlicher Gesundheit, allgemein verehrt und geliebt, zu verleben. Doch hatte er noch den Schmerz, daß der Herzog zum dritten Mal einen Theil seiner Truppen in's Ausland vermiethete, 2200

Mann gingen nach England. Er beschloß am 5. Januar 1800 nach kurzer Krankheit seine ehrenvolle Laufbahn, auf der er freilich nicht die kriegerischen Erfolge und den Ruhm erlangt hatte, welche in der Jugend seine glänzenden Eigenschaften erwarten ließen; um so glücklicher war er in allen persönlichen Beziehungen gewesen.

Weniger günstig war der Lebensabend der Frau von Riedesel. Sie erlebte noch den Fall des Preußischen Staats, dem sie durch die festesten Bande angehörte, und ihren Landesherrn traf in der Schlacht von Jena die furchtbarste Todeswunde; das Herzogthum wurde in das Verhängniß Preußens hineingerissen, es wurde dem Westfälischen Königreich des Hieronymus Bonaparte einverleibt. Wohl in Folge dieser Ereignisse, wenn nicht schon früher, hatte sich Frau von Riedesel der Heimath zugewandt, sie starb in Berlin am 29. März 1808. Beide Gatten ruhen in der Familiengruft zu Lauterbach.

Von den vier kleinen Mädchen, die wir aus den Briefen kennen, heirathete die älteste, Gustchen, den Grafen Heinrich XLIV. Reuß-Köstritz, Hofmarschall in Berlin. Sie starb vor der Mutter im Jahre 1805. Die Tochter aus dieser Ehe, Gräfin Auguste Reuß, wurde die Gattin des Herzogs Heinrich von Anhalt-Köthen.

Die zweite Tochter, Friederike, mit dem Grafen Reden auf Buchwald in Schlesien vermählt, ist als eine höchst ausgezeichnete Frau, als Freundin der

bedeutendsten Männer, Stein's, Gneisenau's, Vincke's, bekannt, und man könnte fast sagen: berühmt.

Karoline blieb unvermählt; Amerika heirathete einen Grafen Bernstorf; die fünfte, nach der Heimkehr geborene Tochter Charlotte einen Herrn von Schöning in Sachsen.

Der einzige im Jahre 1785 geborene Sohn Georg starb 1854; da er nur eine Tochter hinterließ, so starb mit ihm der Mannsstamm dieses Zweigs der Riedesel aus.

J. F.

Pending Preservation
1990